This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

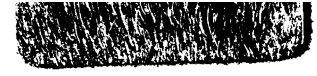
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

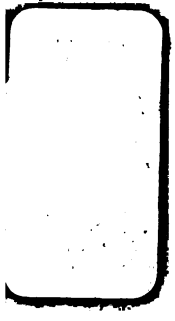
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 00036596 9





# Magazin

von

merkwürdigen neuen

# Reisebeschreibungen,

aus fremden Sprachen übersetzt

und mit

erläuternden Anmerkungen begleitet.

---

Mit Kupfern und Karten.

---

Vier und zwanzigster Band.

---

Berlin, 1801.
In der Vossischen Buchhandlung.

ASTOR LIBRARY NEW-YORK
NEW YORK PUBLIC LIBRARY

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

# Reiſe

nach

# Griechenland und der Türkei

auf

Befehl Ludwigs XVI.

unternommen

von

C. S. Sonnini.

---

Aus dem Franzöſiſchen überſetzt

und mit

Anmerkungen verſehen

von

Ch. Weyland.

---

Mores multorum vidit et urbes.

Hor.

---

Mit einem Kupfer.

---

Berlin, 1801.

In der Voſſiſchen Buchhandlung.

Biblioteka Jagiellońska

# Vorbericht des Verfaſſers.

Das Ottomanniſche Reich, dieſer ungeheure und unförmliche Coloß, ſteht auf einem thönernen Fundament, und ſcheint im Begrif zu ſeyn, zuſammen zu ſtürzen. Wahrſcheinlich wird Griechenland, das jetzt noch unter dem Druck der ſchrecklichſten Tirannei ſeufzt, bald ſich aus dem Staube erheben, und wenn auch nicht zu ſeinem ehemaligen Rang ſich empor ſchwingen, doch ſeine Feſſeln zerbrechen und wieder eine Stelle unter den übrigen Nationen einnehmen, zu denen es wegen ſeiner langen und tiefen Sklaverei nicht mehr hat können gerechnet werden. Die Veränderung des Schickſals die dieſem ehemals ſo berühmten Lande unvermeidlich bevorſteht, mag aber auch ausfallen, wie ſie wolle, ſo wird man immer mit Vergnügen erfahren, was es im Augenblick ſeiner Befreiung und ſeiner Regeneration für eine Beſchaffenheit hatte; man wird ſich mit Theilnahme an die Orte verſetzen, wo der Schauplatz dieſer neuen

Ereigniſſe ſeyn werden, wie ſie es einſt von ſo vielen großen, unſterblichen Thaten geweſen ſind. Eine Beſchreibung des alten Griechenlandes und einiger Gegenden in der Türkei kann daher nicht unintereſſant ſeyn, und unter dieſem Geſichtspuncte übergebe ich dem Publicum getroſt das nachfolgende Werk.

Es iſt eben ſo wie meine Beſchreibung von Aegypten, die Frucht von zweijährigen Beobachtungen und Erfahrungen, die ich mit der genaueſten Aufmerkſamkeit an Ort und Stelle angeſtellt, und mit allem möglichem Fleiß zuſammengetragen habe. Man findet darin die Beſchreibung von dem Clima, den griechiſchen Inſeln, ihrem Boden, ihren Producten, ihrer Naturgeſchichte, ihrem jetzigen elenden Zuſtande, und den unerſchöpflichen Hülfsmitteln zur Verbeſſerung deſſelben; ferner eine Schilderung von den Sitten, Gebräuchen und dem Gewic ihrer Einwohner, und eine Zuſammenſtellung deſſen, was ſie vor Jahrhunderten waren, mit dem was ſie gegenwärtig ſind. Die meiſten dieſer Inſeln waren ins Alterthum berühmt, und haben großen Männern das Daſeyn gegeben; auch noch heut zu Tage iſt den größte Theil derſelben durch die Schönheit und Fruchtbarkeit ihres Bodens merkwürdig, und für den Europäiſchen Handel von der äußerſten Wichtigkeit. Unſer eigenes Intereſſe erfordert, daß wir ſie genau kennen lernen, und ich hoffe, daß in dieſer Rückſicht mein Werk der Erwartung entſprechen wird.

Ich habe mich bei meinen Unterſuchungen haupt-

sächlich auf die Inseln im ehemaligen Aegäischen Meere dem heutigen Archipelagus, eingeschränkt, diese Gruppe von Ländern und Klippen, die in zahlloser Menge und ohne Ordnung in dem Meere zerstreut liegen, und ewige Denkmäler von Zertrümmerungen des festen Landes sind. Die Alten hatten sie in Cycladen und Sporaden eingetheilt; allein diese Benennung ist nicht mehr üblich, und man begreift sie sämtlich heut zu Tage unter dem allgemeinen Namen der Inseln im Archipel. Außer ihnen habe ich jedoch auch zu wiederholtenmalen die große und schöne Insel Candia besucht, und einige Gegenden in dem türkischen Kleinasien, in Macedonien und Morea, und werde also auch über diese meine Bemerkungen hier mittheilen.

Ich benachrichtige noch vorläufig den Leser, daß ich die Form einer ununterbrochenen Beschreibung meiner Reise, so sehr sie wegen der größern Theilnahme, die man an den Schicksalen des Reisenden nimmt, vorzuziehen ist, in diesem Werke doch unmöglich habe befolgen können. Die Beschaffenheit der Gegenden, die ich durchreist habe, ließ diese Art zu erzählen nicht zu, denn diese Inseln liegen alle so nahe beisammen, daß die Reisen von einer in die andere nur von kurzer Dauer sind, und durchaus nicht interessiren können. Auch habe ich den Archipel in allen Richtungen durchschnitten, und mehrere Inseln zu verschiedenenmalen besucht, so daß eine zusammenhängende Reisebeschreibung nothwendig die unangenehmsten und langweiligsten Wiederholungen

nach ſich gezogen hätte. Ich hatte dahen, um dieſes zu vermeiden, einen andern Weg einzuſchlagen, und von jeder Inſel geſprochen, ſo wie ihrer geographiſchen Lage nach die Reihe an ſie kam, und ohne Rückſicht darauf zu nehmen, daß ich eine oder die andere mehrmalen beſucht, oder auch wohl wieder rückwärts gegangen bin, um ſie kennen zu lernen.

Uebrigens habe ich alles geſagt, was ich in dieſen Ländern geſehen, alles, was ich davon gewußt habe, und man wird finden, daß ich in dieſer Rückſicht den Wunſch eines groſſen franzöſiſchen Philoſophen treulich erfüllt habe. „Es fehlt uns an Topographen, ſagt Montaigne, die uns genaue Beſchreibungen von den Orten liefern, wo ſie geweſen ſind. Es ſollte überhaupt jeder Menſch ſchreiben was er weiß, und ſo viel er weiß!“

---

# Reise

## nach Griechenland und der Türkei,

von

Sonini.

# Reiſe nach Griechenland und der Türkey.

## Erſtes Kapitel.

Rückkehr des Verfaſſers aus Oberägypten, und kurzer Aufenthalt deſſelben in Alexandrien. — Vergleichung zwiſchen Aegypten und Griechenland, den Copten und den Griechen. — Baldige Aenderung der politiſchen Lage der Griechen. — Gefahren der Revolutionen.

Zwei Jahre lang hatte ich eines der berühmteſten Länder des Alterthums durchreiſt, in welchem die größten Werke der Künſte ſich noch am beſten erhalten haben, und deſſen Boden nicht minder eine Eroberung des menſchlichen Fleißes als ein Geſchenk der Natur iſt. Außer dem großen Intereſſe, das Aegypten durch die häufigen Denkmäler ſeiner alten Pracht einflößt, muß es auch für den unterrichteten Menſchen, wegen ſeines vortrefflichen Bodens, ſeines glücklichen Clima's und ſeiner geographiſchen Lage immer eines der merkwürdigſten Länder des Erdbodens ſeyn. Wenn einſt unſer Zeitalter in den Augen unſerer Enkel zum Alterthum gehört, ſo wird die Geſchichte die Unternehmung eines mächtigen Volkes, das unter der Anführung eines großen Feldherrn und eines Mannes von überwiegendem Genie, Aegypten zu ſeiner und dadurch zur reichſten und blühendſten Colonie machen wollte, unter die größten und bewunderungswürdigſten Thaten rechnen. Es war in der That ein großer und kühner Plan, zu deſſen glücklicher Ausfüh-

rung nichts als günstigere Umstände und vielleicht blos mehr vorläufige Combinationen gefehlt haben.

Bei meiner Rückkehr aus Oberägypten kam ich zum drittenmal nach Alexandrien. Da aber hier die Europäer bei allen Schritten, die sie thaten, die größte Vorsicht beobachten mußten, so sah ich wohl ein, daß von keinen weitern Untersuchungen mehr die Rede seyn konnte. Ich war daher darauf bedacht, das mit Sand und Ruinen bedeckte Gebiet dieser Stadt, den Sitz der Unwissenheit und der Barbarei, den die europäischen Kaufleute nur unter beständigen Gefahren bewohnten, während ihre Schiffe in dem einzigen ihnen offen stehenden Hafen der Wuth aller Stürme ausgesetzt waren, so bald als möglich zu verlassen. Die lange und weite Kleidung, die ich auf meiner Reise durch Aegypten getragen hatte, vertauschte ich wieder mit einer französischen Uniform, in der ich mich aber freilich im Anfang schrecklich gepreßt fühlte. Lange konnte ich die orientalische Kleidung nicht vergessen, die zwar weniger leicht, aber dafür zuverlässig edler und anständiger und zugleich auch weit zuträglicher für die Gesundheit ist; denn kein Theil des Körpers wird dadurch gedrückt, der Umlauf des Blutes und der Säfte wird durch nichts gehemmt, und Muskeln und Nerven gewinnen an Geschmeidigkeit und Stärke.

Alexandrien war zwar im strengsten Verstande das Ziel meiner Reise. Ich war mit der Fregatte Attalanta aus Frankreich abgereist, die den Auftrag gehabt hatte, alle Häfen der Levante und der Barbarei zu untersuchen, und dieser Bestimmung hatte auch ich folgen sollen. Allein dieser Plan war durch spätere Instructionen wieder abgeändert worden, und ich hatte in Alexandrien das Schif verlassen, um eine Reise durch Aegypten zu unternehmen. Hierauf allein schränkten sich meine neuen Instructionen ein, und ich hätte nach Endigung dieser

Reiſe eigentlich in mein Vaterland zurückkehren ſollen. Dies war auch anfänglich meine Abſicht; allein vor meinen Augen lag das einſt ſo berühmte durch Wiſſenſchaften und Künſte verherrlichte Land, das in ſeinem Schooße ſo viel Helden und große Männer erzeugt hatte, deren Geſchichte unſer intereſſanteſtes Studium iſt, und deren Meiſterſtücke allen denen zur Bewunderung und zum Beiſpiel dienen, die noch Geſchmack an dem wahren Schönen beſitzen. Die Wellen des griechiſchen Meeres, durch eine zahlloſe Menge von Inſeln vergebens aufgehalten, wälzen ſich auf die flachen Küſten von Aegypten; ein ſchmaler Raum trennt dieſe Länder, auf die beide das Alterthum ſtolz iſt. Ich hatte dasjenige nunmehr durchwandert, das für die Wiege der Künſte und Wiſſenſchaften gehalten wird, und in dem die Griechen einen Theil ihrer Kenntniſſe geſchöpft hatten; ich beſchloß daher, nun auch noch das andere zu beſuchen, das man die Wiege der Grazien und des guten Geſchmacks nennen kann. Ein brennender Himmel trocknet dort nicht wie in Aegypten das Erdreich aus, das nichts mehr hervorbringt, ſo bald der Menſch aufhört es häufig zu begießen. Man findet dort nicht die unüberſehbaren Sandwüſten, die nackenden, durchglühten und von der Natur verlaſſenen Felſen, die der Menſch nicht ohne die angeſtrengteſte Muſe und die größte Lebensgefahr zu überſteigen vermag. Dieſe furchtbare Nacktheit, die dem bewohnbaren Aegypten immer Grenzen ſetzen muß, wird in Griechenland nicht gefunden. Sein Clima iſt milde und ſeine Berge ſind mit Wäldern bedeckt; öfters Regen erfriſchen die Luft, zahlreiche Bäche bewäſſern die Thäler, und das Erdreich iſt zu mehrern Arten der Cultur geſchickt.

Geht man von dem phyſiſchen Zuſtand der beiden Länder zu der Vergleichung der Menſchen über, die darin leben, ſo findet man keine andere Aehnlichkeit zwi-

ſchen ihnen, als daß ſie beide durch Despotismus gleich ſchrecklich zu Boden gedrückt werden. Der Copte, dieſer urſprüngliche Einwohner von Aegypten, deſſen Charakter die Dürre und Trockenheit des Clima's verräth, iſt kurz und ſchwer; ſein Kopf iſt dick, aber leer; ſein Geſicht iſt breit und flach; ſeine Farbe iſt gelbbraun und ſeine Phyſiognomie gemein und niedrig. Er hat einen finſtern, melancholiſchen Charakter, und ſeine Treuloſigkeit iſt deſto gefährlicher, weil ſie, ſo zu ſagen, mehr concentrirt iſt. Er iſt fern von allen Geſchmack der Künſte, und nicht einmal aus Neugierde ſucht er ſich zu belehren; er bemüht ſich ſogar nicht, dasjenige kennen zu lernen, was ihn zunächſt umgiebt, und bleibt immer an einem Platze ſtehen, weil es ſeinem Geiſte an aller Lebhaftigkeit fehlt. Er iſt faul und ſchmutzig, grob und unwiſſend, hart und abergläubig, und mit der Kenntniß von der Größe ſeiner Vorfahren, iſt auch jede Spur davon in ihm verſchwunden.

Welch ein Unterſchied zwiſchen dieſem gänzlich entarteten Volke, und demjenigen, ſo jetzt noch das ſchöne Griechenland bewohnt! Unter einem reinen Himmel, in einer geſunden, gemäßigten und mit den köſtlichſten Gerüchen durchwürzten Luft, und auf einem Erdreich, das die Natur mit Blumen und einem ewiggrünenden Frühling ſchmückt, und das von allem, was darin gepflanzt wird, die reichſten Erndten liefert, darf man bei den Menſchen mit Recht nur freundliche, gefällige Sitten und Sanftmuth des Characters erwarten. Ich rede jedoch von denjenigen Menſchen, deren Generationen in einer Reihe auf einander gefolgt ſind, denn der wilde, unwiſſende Eroberer kann dem lachendſten Clima, dem glücklichſten Boden durch ſeine viehiſche Rohheit und Dummheit Schande machen, und es gehören Jahrhunderte dazu, ehe man den Einfluß des milden Himmels auf ſeinen Charakter merken kann.

Der Mann in diesen reitzenden Gegenden von Griechenland, hat einen schönen körperlichen Wuchs; er trägt den Kopf hoch, den Leib gerade, und eher zurück als vorwärts gebogen. Seine Bewegungen sind edel und anständig; sein Gang ist leicht; seine Augen sind äußerst lebhaft, seine Physiognomie ist offen, und er nimmt sogleich für sich ein, wenn man ihn zum erstenmal sieht. Seine Kleidung ist reinlich und zierlich gewählt, denn auch hierin wie in allen Schönen zeigt er Geschmack. Er ist thätig, erfinderisch, sogar unternehmend, und folglich fähig, große Dinge auszuführen. Er spricht fließend und drückt sich mit Wärme aus; er kennt die Sprache der Leidenschaften, und noch jetzt muß man seine natürliche Beredsamkeit bewundern. Er liebt die Künste, aber unter dem eisernen Scepter, der auf ihm lastet, wagt er es nicht, sie zu üben. In dem Handel ist er gewandt und verschlagen, aber nicht immer treibt er ihn mit Redlichkeit. Wenn man in dem neuern Griechen noch viele von den schönen Eigenschaften findet, die den Griechen des Alterthums in der Geschichte verewigen, so kann man auch nicht leugnen, daß ihr Glanz durch den Aberglauben, diese Wirkung der Unwissenheit und der Sklaverei, sehr verdunkelt wird; auch findet man in seinem Charakter die Geschmeidigkeit, die Unbeständigkeit, und die listige Verschlagenheit, die sich der Treulosigkeit nähert, und die auch schon den alten Griechen vorgeworfen worden ist *).

Zum Glück erstreckt sich jedoch diese häßliche Seite des Charakters nicht auf das weibliche Geschlecht, oder ist in ihm wenigstens bei weitem schwächer. Die Griechinnen zeichnen sich im Ganzen durch einen hohen,

*) Wer kennt nicht den berühmten Vers, der den Charakter der Griechen so stark schildert: Timeo Danaos, ac dona ferentes.

ſchlanken Wuchs und einen majeſtätiſchen Anſtand aus. Ihre Geſichtszüge ſind ſchön gezeichnet, und man lieſt in ihnen die lebhaften und tiefen Gefühle der Seele, ihr ganzes iſt ein Ausdruck von ruhiger Würde, jedoch ohne Ernſt und Kälte; ſie ſind ſchön ohne Anſprüche, liebenswürdig ohne Künſtelei, und ehrbar ohne zurückzuſtoßen. Setzt man zu dieſem ſchönen aber wahren Gemählde noch den Schwung der Ideen, die Wärme des Ausdrucks, die naive Beredſamkeit, die gänzliche Hingebung und Aufopferung für geliebte Perſonen, und die pünktlichſte Genauigkeit und Treue in Erfüllung der Pflichten, ſo wird man ſich einen Begrif von dieſen privilegirten Weſen machen, womit die Natur in der Fülle ihrer Güte die Erde beglückt hat, und die in Griechenland nichts Seltenes ſind.

Dieſes Urtheil über die neuern Griechinnen iſt von demjenigen ganz verſchieden, daß Herr von Pauw in ſeinen philoſophiſchen Unterſuchungen über die Griechen gefällt hat. Es wäre aber auch wirklich kaum denkbar, wenn das Urtheil eines Beobachters, der erzählt was er geſehen hat, nicht von dem des Gelehrten verſchieden wäre, der aus ſeiner Studierſtube Dinge beſſer zu beobachten behauptet, die er nicht ſieht. Man iſt heut zu Tage ſo ziemlich einverſtanden über den Werth dieſer philoſophiſchen Unterſuchungen, die ein bloßes Werk des Fleißes, der Gelehrſamkeit und der Imagination ſind; ich glaube daher dem Leſer die langweilige Widerlegung des Urtheils des Herrn von Pauw über die neuern Griechen erſparen zu können.

Dieſes intereſſante Volk ſeufzt unter dem drückenden Joche des ſtolzen und wilden Muſelmannes; ſeine Sklaverei iſt, ſo wie die der Abkömmlinge der alten Aegypter, uneingeſchränkt und grenzenlos. Die Cypten waren in Dummheit erſtarrt, ſchlepten ihre Sklavenexiſtenz träge fort, und es wäre ihnen nie eingefallen,

ihre Ketten zu zerbrechen, wenn die Franzoſen ſie nicht davon befreit hätten. Aber auch die Griechen ſo verhaßt ihnen ihre Feſſeln ſind, und ob ſie gleich unendlich mehr Geiſt und Energie beſitzen, werden doch nie ſelbſt es unternehmen, ſie abzuſchütteln. Stünde auch unter ihnen ein unternehmender Kopf und Freund des Vaterlandes auf, der ſie zur Eroberung der Freiheit anführen wollte, ſo würde er doch ſchwerlich zahlreiche Anhänger finden. Er würde blos die Rolle eines Oberhauptes einiger Empörer ſpielen, gegen ſeine eigenen Landsleute fechten müſſen, und bald als ein Opfer der Verrätherei von einigen unter ihnen fallen.

Wenn hingegen fremde Truppen, die ſtark genug wären, um in den ſchwachen Gemüthern jede Furcht vor einem unglücklichen Ausgang zu verbannen, in das Land einrückten, und zwar nicht mit Eroberungsplanen, ſondern blos in der Abſicht, Griechenland zu befreien, ſo würde unfehlbar ein allgemeiner Aufſtand gegen die Tirannei erfolgen, die Thätigkeit der Nation würde aufgeregt werden, von allen Seiten würden muthige Schaaren herbeiſtrömen, und geſchickte Seeleute mit leichten Schiffen das Meer bedecken, um mit Schnelligkeit auf alle Puncte der Küſte und auf alle Inſeln Hülfe und Unterſtützung zu bringen. Jeder Grieche würde den guten Erfolg für ſeine eigene Sache halten, mit allen Kräften dazu beitragen, und die Befreier ſeines Vaterlandes ſegnen. Vielleicht iſt auch die Zeit nicht mehr fern, wo eines der ſchönſten Länder des Erdbodens, das reichſte an großen Rückerinnerungen, dem ottomanniſchen Deſpotismus entriſſen werden wird. Die Exiſtenz dieſes ungeheuer großen und unförmlichen Reiches der Türken kann nicht mehr von langer Dauer ſeyn; ſeine unzuſammenhängenden Theile ſind im Begrif ſich abzulöſen, und auf allen Seiten ſchwingt die Empörung ihre Fahnen. Die Macht des Oberhauptes des Reichs wird nicht mehr

geachtet, ſondern vielmehr verſpottet, und kaum erſtreckt ſie ſich noch über die Mauern von Conſtantinopel hinaus. Eine Herrſchaft, die auf Unwiſſenheit gegründet iſt, verträgt durchaus die Annäherung des Lichtes nicht; ſie muß mit der abergläubigen Barbarei, der ſie ihren Urſprung verdankt, zu Grunde gehen, und nirgends wird eine Spur von dieſer furchtbaren Tirannei übrig bleiben, als in dem Abſcheu der Nachwelt, der allen Tyrannen zu Theil wird.

Ich habe hier von einer Revolution geredet, und zitternd hat meine Feder dieſes ſchreckliche Wort niedergeſchrieben. Wahrlich, nur das Uebermaaß von Druck und Sklaverei, unter dem eine Nation ſchmachtet, kann in Zukunft die Idee, irgend eine Staatsverfaſſung umzuſtoßen, rechtfertigen. Wer ſollte es ferner wagen, die politiſchen Umwälzungen anzurathen, die weit ſchrecklicher und verheerender ſind, als die, womit die Natur zuweilen die Menſchen ſtraft. Wer wagte es noch, ohne die allerwichtigſten Gründe, eine Nation den wütenden Stürmen, den Zerrüttungen, den Zahlloſen, mit ſolchen Veränderungen in der geſellſchaftlichen Verfaſſung nothwendig verbundenen Uebeln Preiß zu geben? Allein in dem Falle, wovon hier die Rede iſt, wäre durchaus nichts zu verlieren, nicht einmal die ſcheinbar herrſchende Ruhe, denn dieſe iſt nur die Kraftloſigkeit des Unglücks und der Schlaf der Sklaverei. Hier würde nicht durch Verletzung der öffentlichen Treue, durch Hintanſetzung der heiligſten Verbindlichkeiten eine Menge von Unglücklichen, in Jammer und Verzweiflung geſtürzt, und durch ihre Klagen und ihr Angſtgeſchrei ſchaamloſe Räuber zu Plünderungen berechtigt werden, wie es anders wo geſchehen iſt. Hier wo das Eigenthum oft nur ein Recht zu Erpreſſungen iſt, wo der Handel, der Ackerbau, der Kunſtfleiß hinlängliche Gründe ſind, um alle ordentliche Verfolgungen fürchten zu

müſſen, hier kann der Menſch nur gewinnen, wenn er die Barbaren zu Boden ſchlägt, die ſeine Henker ſind; dahingegen in dem gebildetſten Staat von Europa durch eine Horde von Ehrgeizigen alles umgeſtürzt, zerſtört und verſchlungen worden iſt.

## Zweites Kapitel.

Blühender Zuſtand des franzöſiſchen Handels in der Levante, während des Krieges von 1778. — Sein gegenwärtiger gänzlicher Verfall. — Schutzbrief des Königs, und Firman des Großherrn für die Reiſe des Verfaſſers. — Der letztere iſt nur in Griechenland nützlich. — Ueber die Schreibart und die Geſchäftsverhandlungen der Türken. — Abreiſe von Alexandrien.

Während meiner Reiſe in Afrika war der Krieg in Europa ausgebrochen, und zwei Völker, die ſich gegenſeitig hochachten ſollten, kämpften gegen einander. In den Meeren der Levante fielen jedoch keine Feindſeligkeiten vor, und die Franzoſen ſetzten, wie mitten im Frieden ihren Handel darin fort. Eine einzige Fregatte von Toulon war vollkommen hinreichend, um 60 bis 80 Kauffartheiſchiffe ſicher an Ort und Stelle zu geleiten, und ſie gegen einen allenfallſigen Angrif eines Seeräubers zu ſchützen, die wohl zuweilen an den Italiäniſchen Küſten, in der Gegend von Corſica und Sardinien, und in dem Canal von Malta kreutzten, aber faſt nie ſich in das Meer wagten, das die Küſten und die Inſeln der Türkei beſpült. Eine Menge von Schiffen aus den Häfen der Provence, fuhren immer fort die Waaren der Türken von Hafen zu Hafen zu führen, auf Koſten dieſes Volkes zu leben, und nach einigen Jahren mit ſeinem Gelde beladen wieder zurückzukehren; hierdurch

wurden zugleich eine Menge Matrosen gebildet. Nur im Ocean fielen Scenen der Zerstörung und des Mordes vor; der östliche Theil des Mittelländischen Meeres war durchaus nicht von Menschenblut gefärbt, und die französische Flagge wehte daselbst so sicher wie in ihrem Eigenthum.

Wie schrecklich hat sich dagegen in diesem Kriege die Scene verändert! der ganze Levantische Handel ist zerstört, und Frankreichs Einfluß in den dortigen Meeren gänzlich zernichtet. Warum mußte eine Nation, die von jeher eine treue Freundin der Franzosen war, die ihnen volles Zutrauen, Privilegien und Vorrechte aller Art geschenkt hatte, jetzt zu ihren Feinden übertreten? Ihre Häfen, in denen die Franzosen einen fast ausschließenden Vorzug genossen, sind ihnen nunmehr verschlossen; ihr dortiger Küstenhandel, der für sie eine Quelle von Reichthümern war, ist ganz zerstört, und die Nationalflagge darf sich in den Meeren, wo sie sonst herrschte, jetzt nicht mehr zeigen.

Marseille, diese Königin des Mittelländischen Meeres, geht hierdurch gänzlich zu Grunde; seine Schiffe faulen im Hafen; alle Werkstätten sind leer, und die Manufacturen in Languedoc, die den Orient mit Tüchern versorgten, sind eingegangen. Dies alles sind Folgen von der Auflösung aller gesellschaftlichen Bande, die in kurzer Zeit das schöne Frankreich in einen blutigen Schauplatz von Unordnung, Jammer und Verwirrung verwandelt hat. Wenn es so elende Menschen geben konnte, die ein Land, wo Ordnung und Wohlstand herrschten, mit Ruinen bedeckten und mit Elend und Schrecken erfüllten, warum sollte man den Muth nicht haben, ihre Verbrechen ihnen vorzuwerfen? Es gehört Zeit dazu, den Schaden wieder zu heilen, den sie ihrem Vaterlande hinzugefügt haben, und jedes andere Land würde ohne Rettung verloren seyn. Frankreich aber hat

ſo unerſchöpfliche Hülfsmittel in ſeinem Innern, daß wenn nur erſt der Friede wieder ſeinen Oelzweig ausbreitet, und eine weiſe und gerechte Regierung ſeine Wunden wieder zu heilen ſucht, es auch bald aus ſeiner Ohnmacht ſich wieder erheben, ſeine glänzenden Vorzüge wieder erringen, und mit neuer Kraft ſeinen vorigen Rang behaupten wird. Dann wird auch der Levantiſche Handel, blühender als je, die ſüdlichen Provinzen wieder mit Reichthum überſchütten! —

Die Begünſtigung, die mir für meine Reiſe durch Aegypten ertheilt worden war, hatte auch noch bei meiner neuen Reiſe ihre Kraft, obgleich der eigentliche Zweck meiner Sendung, ſobald ich Aegypten verließ, wegfiel. Ich hatte einen königlichen Befehl in der Taſche, der mich berechtigte, meine Reiſe auch noch weiter fortzuſetzen, und alle Länder zu beſuchen, wo ich Stoff zu intereſſanten Bemerkungen und Unterſuchungen zu finden glaubte; es wurde darin zugleich allen franzöſiſchen Befehlshabern, Intendanten und Agenten in fremden Ländern anbefohlen, mich zu beſchützen und mir durch ihren Einfluß auf jede mögliche Art beizuſtehen. Ich wurde daher überall als ein Abgeordneter der Regierung behandelt, der auf beſondern Befehl des Königs reiſte.

Ueberdies hatte auch der franzöſiſche Geſandte zu Konſtantinopel von ſeinem Miniſterium den Auftrag erhalten, mir von dem Großherrn einen ähnlichen Schutzbrief auszuwirken, der mich berechtigte, ſeine Staaten frei und ungehindert zu durchreiſen. Dieſen Firman, ſo heißen ſolche Befehle der Pforte, hatte ich ſchon zu Kairo erhalten, allein dort wäre er eine ſehr ſchlechte Empfehlung geweſen. Die Begs waren faſt gänzlich unabhängig von dem türkiſchen Kaiſer, und der Paſcha, der ihn dort repräſentirte, war nur ein Schattenbild von Macht, den die Oberhäupter der Mammlucken nach

Gefallen ein- und abſetzen konnten. Murad Bay herrſchte ſchon ganz uneingeſchränkt zu Cairo, und ſein Wille war das einzige Geſetz. An dem Hofe dieſer Fremdlinge, die ſich aus dem Sklavenſtande zu Oberherren von Aegypten aufgeſchwungen hatten, waren die Türken äußerſt verachtet, und den Kaiſer hielt man ſeiner Anſprüche wegen mehr für einen Feind als für einen Gebieter. Es wäre daher höchſt unklug von mir geweſen, wenn ich unter den Augen von Murad Bay einen Befehl von Conſtantinopel vorgezeigt hätte; es würde den Anſchein gehabt haben, als wenn ich an ſeiner Macht zweifelte, und ſein Zorn würde mich unausbleiblich getroffen haben. Ich erhielt dagegen von ihm ſelbſt Empfehlungsſchreiben, die weit kräftiger waren und mir weſentlichere Dienſte leiſteten.

Wenn mir jedoch dieſer Firman in Aegypten von keinem Nutzen war, ſo kam er mir in Griechenland und in der Türkei deſto beſſer zu ſtatten. Er war zwar eigentlich nur auf Aegypten geſtellt, allein er gab mir dennoch das Anſehen einer wichtigen Perſon, und ſo bald ich ihn vorzeigte, wurden der ſtolze Paſche, der rohe Aga und alle die ſubalternen Tirannen, die das Ottomanniſche Reich ſo wohl regieren als zerfleiſchen, höflich und nachgiebig; ſie hielten ihn zum Zeichen ihrer Ehrfurcht an die Stirne, und thaten gewöhnlich alles, was ich nur wünſchte.

Dieſer Firman wäre übrigens für Kenner der türkiſchen Sprache und Schreibart ſehr intereſſant. Die Türken pflegen bekanntermaßen, wie die Araber, von der Rechten zur Linken zu ſchreiben. Sie beſitzen zehn verſchiedene Schriftarten, wovon eine, die den Namen Divani führt, ausſchließlich zu den officiellen Ausfertigungen des Divans beſtimmt iſt, und in dieſer iſt auch mein Firman geſchrieben. Uebrigens wird im Ganzen wenig in der Türkei geſchrieben. In den Canz-

leien der Miniſter findet man weder ein Heer von Officianten wie bei uns, die ſich gegenſeitig an der Arbeit hindern, noch auch ſolche zahlloſe Actenſtöße und aufgehäufte Papiermaſſen, die von niemand geleſen werden. Die Geſchäfte werden äußerſt einfach getrieben; die Correſpondenz der Staatsbeamten iſt nicht groß, und wenn man die hochtrabenden Vergrößerungen der orientaliſchen Etiquette abrechnet, ſo iſt alle läſtige und unnütze Weitläuftigkeit aus den Briefen verbannt. Wenn man von einem Großen etwas verlangt, ſo trägt man es ihm lieber mündlich als ſchriftlich vor, weil er einen gewöhnlich aufmerkſam anhört, und nicht in allgemeinen, nichtsſagenden Ausdrücken antwortet, die auf jedermann, folglich auf niemand paſſen; auch hält es in der Türkei nicht ſchwer, Zutritt zu den mächtigſten Männern zu erhalten. Auf der andern Seite iſt auch in einem Lande, wo ſich nur ein ſehr kleiner Theil der Einwohner den öffentlichen Geſchäften widmet, die Anzahl der Ehrgeizigen ſehr eingeſchränkt. Daher ſind die Geſuche um Anſtellungen und Verbeſſerungen äußerſt ſelten, und, außer Bittſchriften um Gerechtigkeit und Schutz gegen die Unterdrückungen und Erpreſſungen der ſubalternen Despoten, kommt man die zahlloſen Schreiben, Supplicken und Promemoria's nicht, deren Verfertigung und Beantwortung bei uns ſo ſchrecklich viele Zeit wegnehmen.

Auch ſetzen ſich die Orientaler beim Schreiben nicht an einen Tiſch wie wir, ſondern ſitzen auf dem Fußboden mit untergeſchlagenen Beinen, und ſchreiben auf den Knien, wobei ſie faſt immer eine lange Pfeife im Munde haben. Das Papier, deſſen ſie ſich bedienen, kommt aus Europa; allein in der Türkei wird es noch geglättet und glaſirt, damit das Rohr, deſſen ſie ſich anſtatt der Feder bedienen, deſto leichter darauf hingleiten kann. Mein Firman iſt auf einen Bogen von ſolchem glaſirten Papier geſchrieben, der 29 Zoll lang und

ein Zoll breit iſt. Oben an befindet ſich der verſchlungene Anfangsbuchſtabe des Sultans Abdul Achmet, und unten iſt er von dem Reichs-Effendi, oder Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, unterſchrieben; auf dem untern Umſchlage ſind mehrere Viſa beigefügt, die zur Gültigkeit aller ſolcher Schriften durchaus erforderlich ſind. Uebrigens werde ich in dem Firman als Kaufmann aufgeführt, denn da die Türken im höchſten Grade mißtrauiſch auf die Abſichten der Fremden ſind, die ihr Land durchreiſen, ſo würde ich keinen Firman bekommen haben, wenn man mich nicht dem Divan als Kaufmann vorgeſtellt hätte. Eben ſo mußte ich mich in Aegypten für einen Arzt ausgeben, um den Schutz der Bey's zu Cairo und der arabiſchen Fürſten zu genießen; unter dieſer Aegide entgieng ich glücklich manchen Gefahren.

Da ich bei meiner Abreiſe aus Aegypten keinen andern Zweck hatte, als Griechenland und einige andere türkiſche Provinzen zu durchreiſen, ſo war es mir völlig gleichgültig, welchen Ort ich zuerſt beſuchte. Ich benutzte daher das erſte Schif, das aus dem Hafen von Alexandrien abfuhr; es war eine Polacke *) aus der Provence, die den Hafenhandel trieb, und jetzt mit ägyptiſchen und arabiſchen Producten für Rechnung einiger türkiſcher Kaufleute auf der Inſel Candia befrachtet war.

Am 17. October 1778 giengen wir bei einem günſtigen Weſtwinde unter Segel, und verloren bald die Sandhügel und die berühmte Säule aus den Augen, die den Schiffen, wenn ſie ſich Alexandrien nähern, zum Wahr-

*) Eine Polacke iſt eine Art kleiner Schiffe, die nur im mittelländiſchen Meer gefunden werden. Sie haben drei Maſten, und werden durch Segel und Ruder fortgetrieben.

Wahrzeichen dienen. Der Krieg machte dieſe Gewäſſer ſo wenig unſicher, daß die Polacke nicht eine einzige Kanone führte, und daß außer meinen eigenen Waffen ſonſt durchaus keine am Bord waren.

Der kleine Vorrath von Lebensmitteln, den ich mit zu Schiffe nahm, beſtand gröſtentheils aus lebendigen Wachteln, die bei Alexandrien gefangen wurden. Da im Herbſt eine zahlloſe Menge von dieſen Vögeln auf den Küſten von Aegypten ankommt, ſo ſind ſie daſelbſt in dieſer Jahrszeit eine ſehr gemeine Speiſe. Sie haben einen runden Körper, kurze Flügel, und ſind gar nicht geſchickt, lange in der Luft zu ſchweben; ſie heben ſich mühſam in die Höhe, und fliegen immer niedrig und nie lange. Dem ohngeachtet ſind ſie wie andere Zugvögel, regelmäßigen Wanderungen unterworfen, und ſo ſchwach ſie ſind, ſo unternehmen ſie doch Reiſen in die entfernteſten Länder. Sie ſtreifen dabei immer auf der Oberfläche des Waſſers hin, benutzen jeden Ruhepunct, den ſie in dieſen mit Inſeln und Schiffen bedeckten Meeren häufig finden, und kommen endlich von Inſel zu Inſel und von Schif zu Schif in Aegypten an. Allein freilich kommen die zahlloſen Heere dieſer ſchwachen Reiſenden bei weitem nicht ganz an; theils werden ſie von heftigen Windſtößen in die Wellen geſchleudert, theils gereicht ihnen die Ruhe zum Verderben, die ſie auf den Inſeln und Schiffen ſuchen, denn überall lauert der Menſch auf ſie. Wenn ſie zuletzt nach ſo vielen Gefahren und Beſchwerden das Land erreichen, in dem ſie eine mildere Luft ſuchen, wenn ſie ihre Flügel ſinken laſſen, die ſie ſobald nicht mehr Kraft genug haben zu brauchen, und ſich auf den fruchtbaren Feldern des Ueberfluſſes an Nahrung freuen wollen, ſo tritt ihnen abermals der harte Menſch in den Weg, benutzt ihre Ermattung, die ſie durchaus hindert zu fliegen und zu laufen, fängt ſie in Netzen, und hebt ſie lebendig in

ſen Käfichen auf, bis es ihm gelegen iſt, ſie zu verſchlingen. Dieſe Käfichte werden, in Aegypten gemacht, und ſind von Weiden geflochten; ihre obere Wand iſt von Leinwand, damit die Wachteln ſich die Köpfe nicht einſtoßen, wenn ſie ſchnell aufwärts fliegen.

Andere Vögel hatten ſich freiwillig auf unſerm ſchwimmenden Hauſe niedergelaſſen, und belebten unſere Einſamkeit. Sie verzehrten auf dem Verdeck die Reſte unſerer Mahlzeiten, und verminderten die Inſecten, die uns äußerſt läſtig fielen. Ueberdies beläſtigten ſie uns durch ihre Sprünge, und ihre kurzen raſchen Flügel; wir bedauerten es daher ſehr, als ſchon den Tag nach unſerer Abreiſe der Wind ſich nach Weſten umlegte, und uns mit Sturm drohte. Sogleich verſchwanden auch unſere gefiederten Begleiter, die wahrſcheinlich die bevorſtehende Erſchütterung der Atmoſphäre voraus empfanden. Unter Begünſtigung des Windes richteten ſie alle ihren Flug gegen die Küſten von Syrien und die Inſel Cypern. Von dieſer Inſel, der öſtlichſten und einer der ſchönſten im mittelländiſchen Meere, waren wir auch wirklich nicht weit mehr entfernt.

## Drittes Kapitel.

Lage der Inſel Cypern; ihre Benennungen. — Klima. — Erzgruben auf der Inſel. — Gold. — Kupfer. — Vitriol. — Eiſen. — Cryſtall. — Edelſteine. — Jaspis. — Amiant. — Talk. — Gyps. — gelben Ocker, oder Berggelb. — Seeſalz. — Ackerbau auf der Inſel. — Oelbäume. — Maulbeerbäume. — Johannisbrodbaum. — Baumwolle. — Zuckerrohr. — Gärten. — Getraidegarten. — Heuſchrecken. — Grapp, oder Scharrkäfer. — Coloquinthen. — Holz. — Wolle. — Wein. — Saffian.

Die Inſel Cypern liegt in dem unermeßlichen Meerbuſen, in den ſich öſtlich das mittelländiſche Meer ver-

eigt, und über den ſie zu herrſchen beſtimmt ſcheint. Ihre nördliche Breite iſt 35° und ihre Länge 52° In einer nicht beträchtlichen Entfernung von ihr, gegen Norden liegen die gekrümmten Küſten von Caramanien, dem alten Cilicien; ſüdwärts, weniger nah, ſind die Küſten von Aegypten; und die flachen Küſten von Syrien, die dem mittelländiſchen Meere Grenzen ſetzen, ſind nicht weit gegen Oſten entfernt. Die Alten haben ſogar geglaubt, daß Cypern in noch frühern Zeiten mit Syrien ganz zuſammen gehangen habe, und durch irgend eine Erderſchütterung eben ſo, wie Sicilien von Italien, und mehrere andere Inſeln von dem feſten Lande, davon losgeriſſen worden ſey.

Vielleicht hat kein Ort in der Welt mehr Namen bekommen, als dieſe Inſel. Plinius liefert eine große Liſte davon, ohne ſie jedoch alle anzuführen, und die Etymologen haben ſich mit mehr oder weniger Glück die Köpfe daran zerbrochen. Die alten Griechen kannten ſie allgemein unter dem Namen Kupros, und daraus, daß ſie der Venus die Benennung Kupris beilegten, ſieht man, daß ſie den Dienſt dieſer Göttin von daher bekommen hatten. Das Wort Kupros leiten einige von der Menge und Schönheit des Kupfers her, das auf dieſer Inſel in metalliſchen Maſſen oder gediegen gefunden wird, und das, weil es nicht ſo ſchwer zu ſchmelzen iſt als das Eiſen, ehmals zu Waffen und Werkzeugen des Ackerbaues gebraucht worden iſt; andere hingegen finden den Urſprung des Namens Kupros in einem bei den Alten ſehr berühmten Baum, von dem auch noch die heutigen Orientaler einen häufigen Gebrauch machen, und womit Cypern ehemals einen beträchtlichen Handel getrieben hat.

Dieſer Baum iſt der Hennè der Araber: (lawsonia inermis, foliis ſubſeſſilibus ovatis, utrinque acutis,) den die Griechen Kupros nennen, und von dem ich in

meiner Reiſe durch Ober- und Nieder-Aegypten, im 1ſten Bande, S. 292 ff. eine ausführliche Beſchreibung geliefert habe. Er verſchönert durch ſeine Blüten die Gärten der Inſel Cypern, ſo gut wie die in Niederägypten, und füllt die Luft mit Wohlgerüchen an. Dieſe köſtlichen Blüten ſind noch jetzt der gewöhnlichſte und beliebteſte Blumenſtrauß für das ſchöne Geſchlecht, und mit dem Pulver der getrockneten Blätter färbt es ſich noch jetzt die Nägel, die flache Hand, und die Fußſohlen mit einem ziemlich dauerhaften Orangengelb. Dies iſt ein allgemeiner Gebrauch in der aſiatiſchen Türkei, und in vielen andern Ländern des Orients; wahrſcheinlich kommt er von der adſtringirenden Eigenſchaft des Hennē her, wodurch man von dieſen Theilen des Körpers den Schweiß abzuhalten ſucht, der in einem ſo heißen Clima nicht nur weit häufiger, ſondern auch beſchwerlicher und unangenehmer iſt als in andern Ländern. Schweter iſt es aber einem anzugeben, warum ſie auch die Nägel damit färben; vielleicht liegt er blos in dem Hang aller Frauenzimmer in allen Ländern, die Geſchenke, womit die Natur ſie ausgeſtattet hat, dadurch zu verderben, daß ſie ſich bemühen ſie zu erhöhen. Wem iſt es je eingefallen, unſere groben Farben auf Blumen zu mahlen, und welch ein Pinſel dürfte es wagen, die Pracht der Roſe erhöhen zu wollen?

Unter allen alten Namen der Inſel Cypern, nennt man keinen lieber, und doch paßt keiner weniger zu ihrer jetzigen Lage, als der Name Makaria, oder die glückſelige Inſel. Sie verdankte ihn der Fruchtbarkeit des Bodens, der Milde ihres Clima's, der unausſprechlichen Schönheit ihrer Ebenen, und ihrem Reichthum an Producten. Die Phantaſie der Dichter lieh dieſen Geſchenken der Natur noch neue Reize; ſie ſchufen die Inſel in die Wiege der Mutter der Liebesgötter um, und ſchmückten dieſe Idee mit den lieblichſten Dichtungen aus.

Auf dieſem ehemaligen Schauplatz des Glückes, der Künſte und des Vergnügens herrſchen jetzt Barbaren, die ihn in einen Ort der Zerſtörung und der Sklaverei verwandelt haben. An der Stelle der prächtigen Gebäude und der geſchmackvollen Tempel, in denen die ſchönſte und liebenswürdigſte der Göttinnen verehrt wurde, ſind jetzt die Gegenden, deren Zierde und Ruhm ſie ſonſt waren, mit Ruinen bedeckt. Aber auch dieſe Ruinen zernichten noch immer die Türken, und verſtümmeln ſie, um die Stücke davon zu den gemeinſten Zwecken zu verwenden. Wo ſonſt die Grazien herrſchten, gebietet jetzt ein alter Moſalem oder Statthalter, vor dem ſie fliehen. Auch die prächtigen Fluren verlieren unter dieſer zerſtörenden Herrſchaft ihre Schätze, und der Glanz dieſer ſonſt glückſeligen Inſel iſt gänzlich verloſchen.

Die Reichthümer, welche die Inſel in ihrem Schoße verſchließt, ſind weniger unzugänglich durch die Erde, die ſie bedeckt, als durch den Despotismus der Regierung. Alle Bearbeitung, ja ſogar alle Aufſuchung der Erzgruben iſt aufs ſtrengſte verboten, und das Kupfer, das ehemals in ſo großer Menge auf der Inſel gewonnen wurde, daß die Alten ihr deshalb den Beinamen: Beroſa, Kupferinſel, gaben, liegt jetzt vergebens in dem Schooße der Berge, ſo wie der Zink, das Eiſen, das Zinn und eine Menge anderer Mineralien. Dieſe unterirdiſchen Schätze ſind jedoch von ſo außerordentlich hohem Werth, daß wenn die Inſel einſt das Joch der Sklaverei wird abgeworfen haben, ſie ihr ohnfehlbar einen neuen Glanz und einen hohen Wohlſtand verſchaffen werden; ich will mich daher etwas länger bei ihnen verweilen.

Es gab ehemals ſehr reichhaltige Goldminen auf der Inſel, ſie ſind aber ſeit Jahrhunderten verlaſſen, und die Tradition beſtimmt nicht einmal genau den Ort,

wo ſie geweſen ſind. Doch iſt es wahrſcheinlich, daß ſie in der Gegend von Chruſocco, einem Dorfe an dem Meerbuſen dieſes Namens zu ſuchen ſind; auch gab es deren in der Nähe von Tamaſſus, wo das heutige Famaguſta liegt, und an dem Fuße des Berges Olimp; allein überall ſind auch ſogar alle Spuren von ehemaligen Arbeiten verſchwunden.

Noch weit vortheilhafter für den Wohlſtand des Landes, würde die Auffindung der ehemals ſo berühmten und reichhaltigen Kupferminen ſeyn. Beſonders müßte man in der Gegend der in dem Alterthum berühmten Stadt Amathus, auf deren Stelle jetzt Limaſſol ſteht, Unterſuchungen anſtellen. Hier war das Kupfer in dem größten Ueberfluß vorhanden, denn Gravidamque Amathunta metallis, ſagte Ovid in ſeinen Metamorphoſen, und zwar wurde es in dem reinen gediegenen Zuſtand gewonnen, wie es in den erſchöpften Minen des feſten Landes heut zu Tage nur ſelten gefunden wird. Das Cypriſche Kupfer war in dem Alterthum das vorzüglichſte auf der Welt; man brauchte es beſonders auch zur Bereitung des berühmten corinthiſchen Erzes, einer Miſchung von Kupfer, Gold und Silber, deren Proportionen uns nicht bekannt ſind, und dem die Griechen einen außerordentlichen Werth beilegten.

Diejenige Art von natürlichem Vitriol, die blau ausſieht, und auch noch jetzt unter dem Namen, cypriſcher Vitriol, bekannt iſt, war in den angeführten Kupferminen im Ueberfluß vorhanden. Das alte Tamaſſus lieferte ihn in großer Menge, aber der vorzüglichſte kam aus der Gegend von Chruſocco, deſſen Vitriolminen noch gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts bearbeitet wurden.

Minen von Eiſenerz findet man hin und wieder,

und sie sind ergiebig genug, um nicht nur die Insel, sondern auch die benachbarten Lande damit zu versorgen.

Auch findet man in den Felsen sehr schönen Bergcrystall, den man den Baffischen Diamant nennt, weil er hauptsächlich in der Gegend von Baffa, welches barbarische Wort das alte Paphos verdrängt hat, gefunden wird.

Die hohen Gebirge enthalten noch andere Reichthümer, die aber weniger wichtig sind, als die Erzgruben, weil sie nur Gegenstände des Luxus ausmachen. Hierunter gehören Schmaragde, Amethiste, Opale u. s. w. Der cyprische Jaspis kam bei den Alten unmittelbar nach dem scythischen, der für den besten gehalten wurde.

Der Amiant, oder unverbrennliche Flachs der Alten, ist noch eben so häufig vorhanden wie ehemals; der Bruch desselben befindet sich in dem Berg Akamantis bei dem Vorgebirge Chromachiti.

Der Kalk wird im Ueberfluß gefunden, besonders bei Larnaca, wo man ihn zum Weißen der Häuser braucht; und Gypsbrüche giebt es in Menge, so wie auch Marmorbrüche, aber von den letztern werden nur die allerschlechtesten, die einen sehr gemeinen und nicht harten Marmor liefern, einigermaßen bearbeitet.

Von allen diesen Schätzen, die der Schoos der Erde verbirgt, verstatten die Türken den unglücklichen Insulanern nur den Handel mit Berggelb, Umbererde und Berggrün, drei Substanzen, die zu groben Mahlereien gebraucht werden.

Außer diesen wenigen Producten des Mineralreichs darf auch noch Seesalz ausgeführt werden, das einst unter der Herrschaft europäischer Fürsten die Quelle beträchtlicher Einkünfte gewesen ist. Der große See, worin es bereitet wird, hatte ehemals drei Stunden im Umriß, allein da die Ausfuhr des Salzes nach und nach immer mehr abgenommen hat, so wurde der See zum

Theil ausgetrocknet und angebaut, ſo daß er jetzt kaum mehr eine Stunde groß iſt. Er beſteht aus Meer- und Regenwaſſer, das ſich in demſelben ſammelt, und da unter dem brennenden Himmel das Waſſer bald verdunſtet, ſo bleibt alsdann eine dicke Salzrinde zurück, die im Monat September, d. h. vor dem Anfang der Regenzeit weggenommen, und in Pyramiden aufgeſchichtet wird. Hier gewinnen erſt die Salzhaufen ihre feſte Conſiſtenz und werden an der Luft hart; ſie widerſtehen ſogar den Winterregen, und werden dann im Frühjahr in kleine Kähne geladen, und auf die benachbarten Küſten verführt. Die Regierung giebt dieſe natürlichen Salzwerke immer auf ein Jahr in Pacht, und legt der Benutzung derſelben und dem Verkauf des Salzes alle möglichen Schwierigkeiten in den Weg, dafür iſt aber auch der Ertrag derſelben heut zu Tage unverhältnißmäßig geringer als ehemals, denn einige wenige kleine Kähne ſind zum Transport des Salzes, das davon ins Ausland kommt, vollkommen hinreichend, da hingegen ſonſt die Venetianer jährlich über 70 große Schiffe damit befrachtet hatten.

Wenn jedoch das Innere der Erde unſchätzbare Reichthümer enthält, ſo könnte auch die Oberfläche derſelben nicht weniger bedeutende liefern. Der Ackerbau würde ſich der reichſten Geſchenke der Natur zu erfreuen haben, wenn nicht Unwiſſenheit und grauſame Bedrückungen ihn zu Boden drückten. Diejenigen Producte, die bei einer äußerſt ſchlechten Cultur gewonnen werden, liefern den Maaßſtab der Fruchtbarkeit, deren dieſes von der Natur geſegnete Land bei einer beſſern Bearbeitung fähig wäre.

Die Olivenbäume ſind bei weitem nicht mehr in ſo großer Menge vorhanden, wie ehmals, und ihre Früchte liefern nicht einmal mehr Oel genug zum eigenen Verbrauch der Einwohner. Man findet jedoch noch die übere

zeugendsten Spuren, wie äußerst beträchtlich ehmals der Handel damit geweſen ſeyn muß. In der Gegend von Larnaca exiſtiren noch ungeheuer große Behälter in der Form von Ciſternen, die mit einem undurchdringlichen Cement überzogen ſind, und worin das Oel aufbewahrt wurde; es gehörte eine unermeßliche Quantität dazu, um ſie zu füllen. Das Erdreich iſt auch den Olivenbäumen ſo zuträglich, daß man noch jetzt welche findet, die ſo dick ſind, daß zwei Menſchen ſie kaum umſpannen könnten. Dieſe noch übrigen ſchönen Bäume beweiſen ebenfalls, daß man ſchon vor uralten Zeiten dieſen Zweig einer wegen der großen Quantität Oel, ſo in den Haushaltungen und in den Künſten verbraucht wird, nicht genug aufzumunternden Cultur, ſehr ſorgfältig getrieben hat.

In einigen Gegenden der Inſel trift man noch kleine Wälder von Maulbeerbäumen an, allein in den meiſten wird die Cultur derſelben gänzlich vernachläſſiget. Demohngeachtet wird die Zucht der Seidenwürmer noch ziemlich ſtark getrieben, und obgleich der Handel mit Seide nicht mehr ſo blühend iſt, als vor der Eroberung der Türken, ſo iſt er doch noch ziemlich beträchtlich. Zu Famagusta iſt der Markt für dieſe Waare, von der jährlich ohngefähr 20,000 Ballen, jeden zu 300 Pfd. verbraucht werden. Hierunter befindet ſich weiße, goldſchwefel- und orangengelbe Seide. Auch die Flockſeide kommt in den Handel, und wird, wie die Seide ſelbſt, in die türkiſchen und europäiſchen Häfen verſchickt.

In mehrern Gegenden der Inſel wächſt ſehr häufig ein zwar weniger koſtbarer, aber dennoch ſehr nützlicher Baum, deſſen Früchte einen guten Handelsartikel ausmachen. Dies iſt der Johannisbrodbaum, oder Södbrodbaum, (Ceratonia Siliqua Lin.) der auch in andern gemäßigten Ländern, z. B. in Spanien, dem ſüdlichen Frankreich, Italien und beſonders in dem Königreich

Neapel, gefunden wird. Fremde Schiffe befrachten ſich in den cypriſchen Häfen mit den langen und dicken Schoten, die dieſer Baum hervorbringt, und führen ſie nach Syrien und Alexandrien, wo die Einwohner das in den Schoten befindliche ſaftige Fleiſch eſſen. Auch in Europa nähren ſich in den Gegenden, wo dieſer Baum häufig wächſt, die Armen von ſeiner ſüßlich faden, und widerlichen Schote, die den Namen Johannisbrod führt.

Schon zur Zeit der alten Römer wurde dieſer Baum äußerſt häufig in Italien gefunden, und ſeine Schoten dienten ihnen zum Gewicht. Es gehörten ſechs Schoten zu einem Scrupel, und da ein Pfund aus 288 Scrupeln beſtand, ſo erforderte ſein Gewicht 1728 Schoten. *) Es iſt leicht begreiflich, daß dieſe Art zu wiegen, die überhaupt nur bei groben Dingen von geringerm Werth konnte gebraucht werden, nicht ſehr genau und zuverläſſig ſeyn konnte.

Die Baumwolle war ehemals eines der vorzüglichſten Producte der Inſel, aber ihre Quantität hat ſich heut zu Tage außerordentlich vermindert. Die ganze Inſel liefert kaum noch 3000 Ballen Baumwollen, jeden zu 300 Pfd. in den Handel, dahingegen unter der Regierung der Venetianer jährlich über 30,000 ſolche Ballen ausgeführt wurden. Die cypriſche Baumwolle iſt die ſchönſte und geſuchteſte in der ganzen Levante; daher ſie auch viel theurer verkauft wird. In den ſüdlichen Inſeln des Archipels iſt ſie ſchon nicht ſo ſchön, in Smyrna noch weniger, und die, ſo in der Gegend von Theſſalonich gewonnen wird, ſteht der von Smyrna weit nach; ſo daß alſo dieſes für die Manufacturen ſo

*) Siehe hierüber den 28. Band von den Memoiren der Academie der ſchönen Wiſſenſchaften, vom Jahre 1757, wo ſich S. 653 ff. eine Abhandlung von Dupuy über die Beſchaffenheit der römiſchen Münzen befindet.

ſchätzbare Product immer an Güte verliert, je weiter man nach Norden geht.

Alle im Orient gewonnene Baumwolle kommt von der jährlichen Baumpflanze (Gossypium herbaceum Lin.) und nicht wie in den americaniſchen Colonien von dem Baumwollenbaum (Gossypium arboreum Lin.) Man ſteckt jährlich die Samenkörner in die Furchen eines wohl zubereiteten Ackers, ſo wie ohngefähr die Maiskörner; dies geſchieht in Cypern im Monat April. Sobald die Pflanzen zum Vorſchein kommen, werden die ſchwächern ausgeriſſen, und nur die kräftigern ſtehen gelaſſen. Gegen den October werden die Kapſeln reif, und dann ſondert man den ſeidenartigen Flaum, den ſie enthalten, ſogleich von den darin befindlichen Samenkörnern ab. Eine ſtarke Hitze iſt dieſem Gewächs beſonders zuträglich; denn durch ſie allein erhält der Flaum ſeine blendende Weiße und ſeine Feinheit. Eine feuchte Luft und lange oder häufige Regen ſind ihm aber durchaus nachtheilig, ſo wie auch ſtarke Nordwinde zur Zeit der Blüte.

Die Venetianer hatten, während ſie die Inſel beſaßen, große Zuckerpflanzungen angelegt, die in den beſten Cantonen der Inſel, wie z. E. zu Piscopia, ferner zwiſchen Limaſſol und Baffa, wo auch die beſte Baumwolle gewonnen wird, und bei Lasca in dem Meerbuſen Pantaja, vortreflich fortkommen. Zugleich hatten ſie auch Zuckerraffinerien erbaut, und bei der Nähe von Europa würden beide Anſtalten der Inſel die größten Vortheile verſchaft haben. Allein die wilden Barbaren haben mit Feuer und Schwerdt dieſe Pflanzungen und Raffinerien zerſtört, und ſeitdem haben die unterdrückten Einwohner es nicht mehr gewagt, das Zuckerrohr aufs neue anzupflanzen.

Auch die Gärten liefern Beweiſe von der vorzüglichen Güte des Bodens. Alle Gemüſe, und beſonders

der Blumenkohl, sind vortreflich, und in so großer Menge vorhanden, daß nicht nur die Schiffe für ihre eigene Consumtion hinlänglich davon haben, sondern auch noch große Vorräthe in weniger fruchtbare Länder mitnehmen können. Eine Menge balsamischer Kräuter, und die mannichfaltigsten Blumen erfüllen die Luft weit umher mit Wohlgerüchen. Fast alle Wohnungen sind mit Orangen- Citronen- Granaten- und andern Obstbäumen umringt, wovon die meisten niemals den Schmuck des Frühlings verlieren, und mit wohlriechenden Blüten bedeckt sind; selten vermißt man unter ihnen den balsamisch duftenden Jenne. Wer erinnert sich nicht mit Vergnügen, daß diese lieblichen Haine einst den schönsten Mysterien der Göttin der Insel geweiht waren?

Von allen Getraidearten gewinnt man in Cypern überall die reichste Erndte, wo die Tyrannei die Felder nicht schlechterdings zur Unfruchtbarkeit verdammt hat. Ehemals waren daselbst der Weizen und die Gerste die vorzüglichsten Artikel der Ausfuhr, und jetzt reichen sie auch dann kaum zum Unterhalt der Bewohner zu, wenn sie von einer andern verderblichen Plage verschont bleiben, die weniger schrecklich durch die Gewalt ihrer Bestandtheile als durch die Menge derselben ist. Es kommen nämlich zuweilen in dicken Wolken Myriaden von Heuschrecken, und verbreiten sich über die Felder zu einer Zeit, wenn sie dem Landmann eben den Lohn seines Schweißes und seiner Mühe reichen wollen. Die wütendste Feuersbrunst kann keine schnellern Verheerungen anrichten; in wenigen Augenblicken liegen die Pflanzen wie abgeschnitten zu Boden, alle Aehren sind gefressen, die ganze Erndte ist zernichtet und die Felder sind wüste.

Diese Verheerungen schränken sich jedoch nicht auf die Getraideerndten allein ein; fast alle andere Gewächse werden eine Beute der Heuschrecken, und besonders die Blätter der Maulbeerbäume, wodurch auch das kostbare

Inſect, das ſich allein davon nährt, getödtet wird. Sie machen alles verſchwinden, was grün iſt, und zernagen ſogar die Rinde der Bäume.

Man hat zu erforſchen geſucht, wie dieſe zwar beflügelten, aber eines Fluges von langer Dauer kaum fähigen Inſecten ſo plötzlich wie ein verheerendes Ungewitter in ein vom Meer umringtes Land einbrechen könnten? Mehrere Naturforſcher, unter andern Haſſelquiſt in ſeiner Reiſe nach der Levante, ſind der Meinung, daß die Heuſchrecken nicht fähig wären, über eine große Meeresfläche zu fliegen, und daher in den ſyriſchen Schiffen, in denen ſie ſich während der Reiſe verborgen hatten, nach Cypern kämen. Allein außer daß den Seefahrern dieſe unermeßliche Menge von Paſſagieren doch unmöglich verborgen bleiben könnte, läßt ſich auch bei dieſer Hypotheſe nicht einſehen, warum dieſe Inſecten den Wolken nur in gewiſſen Jahren kommen ſollten, und in andern nicht. Es iſt überdies eine Thatſache, wodurch dieſe Einſchiffung der Heuſchrecken vollkommen widerlegt wird, daß das Meer an den Küſten von Cypern oft weithin mit Leichnamen von dieſen Inſecten bedeckt iſt, und dies ſetzt eine weit gefährlichere Ueberfahrt voraus, als auf Schiffen. Es iſt daher höchſt wahrſcheinlich, daß die Heuſchreckenheere unmittelbar vom feſten Lande herkommen, wo ſie in den Wüſten Arabiens entſtehen, und daß ſie bei der Ueberfahrt zum Theil von den Winden getragen und fortgetrieben werden.

Die öſtlichſte Spitze der Inſel Cypern, das Cap St. Andräas, iſt von den ſyriſchen Küſten nur 20 bis 25 Stunden entfernt; es könnte daher ein heftiger Windſtoß dieſe geflügelten Inſecten, die ſich dabei mit ihren Flügeln ſelbſt helfen können, und die überhaupt ſehr leicht und dabei ſtark ſind, ganz füglich dahin bringen. Man weiß daß Heuſchrecken noch über weitere Meere als dieſer Canal iſt geſetzt haben; Niebuhr erzählt in ſei-

ner Beſchreibung von Arabien, daß ſich im November 1761 eine zahlloſe Menge Heuſchrecken in der Gegend von Dsjidda, einer am rothen Meer gelegenen Stadt in Arabien niedergelaſſen hätten, die über dieſes an jenem Orte über 50 Stunden breite Meer hergekommen wären; es hätten zwar auf der Reiſe ſehr viele den Tod gefunden, allein dennoch wäre ihre Anzahl noch unermeßlich geweſen. — Wer gewohnt iſt, die Werke der Natur mit Aufmerkſamkeit zu betrachten, dem wird es bekannt ſeyn, daß unſere grünen Wieſen-Heuſchrecken bei warmer, trockener Witterung und hellem Himmel oft ſchnell und ziemlich hoch in die Höhe fliegen, und ſich auch lange in der Luft erhalten; hieraus kann man folgern, daß die wandernden Arten, die ohnehin nervichter und geübter in Reiſen ſind, in heißen, trocknen Himmelsſtrichen gar wohl im Stande ſeyn können, gefahrvolle Reiſen über Meerengen zu wagen.

Wenn dieſe zahlloſen Heere von Inſecten ihre Verwüſtungen geendigt, und die Erde ihres Schmuckes, die Menſchen der Frucht ihres Fleißes und der Mittel zu ihrem Unterhalt beraubt haben, ſo vergiften ſie zuletzt auch noch die Luft durch ihre in großen Haufen verfaulenden Leichname, und verbreiten weit umher anſteckende Krankheiten und den Tod. Wer weiß, ob nicht die Menge dieſer verweſenden Heuſchreckenhaufen eine der hauptſächlichſten Urſachen von der Peſt im Orient iſt? Man hat ſogar auch in Frankreich Beiſpiele von der Verheerung und dem Elend, das dieſe ſchrecklichen Inſectenheere verurſachen. Im Jahr 1784 kam eine Wolke von ſolchen Thieren aus dem Orient, durchzog ganz Frankreich, verheerte alles auf ihrem Wege, und warf ſich zuletzt in den Canal von England. Schon Mezerai erzählt ſehr ausführlich einen ähnlichen Heuſchreckenbeſuch, der das ganze ſüdliche Frankreich ſeiner gehofften Erndte und aller ſeiner Gewächſe beraubt hat. Er führt unter

andern an, daß diejenigen Heuſchrecken, die keine Beute der Vögel geworden wären, eine ſolche Menge Eier gelegt hätten, daß man ſich genöthigt geſehen habe, ſie wegſchaffen und zernichten zu laſſen. Es wären hierbei über 3000 Centner ſolcher Eier theils verbrannt, theils in die Rhone geworfen worden; bei einer nur ſehr gering angenommenen Berechnung habe man gefunden, daß wenigſtens 1,750,000 Eier auf einen Centner giengen; es ſeyn alſo im Ganzen über 550,000 Millionen Heuſchreckeneier zernichtet worden, die im folgenden Jahre eben ſo viele neue Inſecten geliefert hätten. Bei andern Gelegenheiten wurden in Frankreich Prämien auf die Heuſchrecken geſetzt; im Jahr 1767 bezahlte man in einigen Gegenden von Languedoc zwei Sols für das Pfund; im 1787 gab man aber nur ein Sols dafür, und doch weiß man aus den Rechnungen, daß damals in einer einzigen kleinen Gemeinde eilf bis zwölf hundert Centner Heuſchrecken getödtet worden ſind.

Unter den übrigen Producten von Cypern will ich nur noch den Krapp oder die Färberröthe anführen, die im Orient den Namen Alizary führt, und zum Rothfärben des ſogenannten türkiſchen Garns gebraucht wird; ferner die Coloquinte, die faſt ohne alle Cultur fortkommt, das Ladanngummi, das an dem Fuße des Olimps geſammelt, dann gereinigt, und zu Nicoſia in Fäſſer gepackt wird, und endlich das Käli oder Salzkraut, womit die ſandigte Gegend vom Cap Cromachiti ganz bedeckt iſt; es wird während des Sommers verbrannt, und die Aſche davon unter dem Namen Soda nach Europa geſchickt, wo man ſie in den Seifenſiedereien braucht. Auch liefern die Wälder vortreffliches Bau- und Nutzholz, Theer und Pech, und der cypriſche Terpenthin iſt der vorzüglichſte auf der Welt *). Von

*) Hierher gehört vorzüglich auch noch der Baum, den die Einwohner von Cypern, Xylon Effendi, d. h. Holz un-

den Schaafheerden, die jedoch weit zahlreicher seyn könnten, kömmt eine ziemlich beträchtliche Quantität Wolle in den Handel, die sonst alle nach Italien und Frankreich ging.

Der Wein ist dasjenige Product, auf das die Bewohner von Cypern noch die meiste Sorgfalt wenden, und das auch, ob ihm gleich die unklüge Barbarei der Regierung ebenfalls großen Schaden gethan hat, doch immer noch ein sehr vortheilhafter Handelsartikel für sie geblieben ist. Der vorzüglichste Wein wächst in einem Canton, der den Namen Comthurei führt, weil er einst zu der großen Comthurei der Tempelherren und Maltheserritter gehört hat. Er liegt zwischen dem Berg Olymp und den Städten Limassol und Paphos. Man belegt zwar auch die übrigen cyprischen Weine mit dem Namen Comthurei-Weine, um sie besser zu verbrauchen allein sie kommen beim eigentlichen Comthurei-Wein bei weitem nicht gleich. Der cyprische Wein überhaupt ist sehr leicht, wenn er jung ist, und muß durchaus ein gewisses Alter erreicht haben, ehe er dies vortrefliche Getränk

---

sers Herrn, die Naturforscher aber Lignum Cyprinum und Lignum Rhodium nennen, weil er fast ausschließend auf diesen beiden Inseln wächst. Doch findet man ihn auch in einigen andern Theilen der Levante, und auf der Insel Martinique. Das Holz davon heißt wegen seines Geruches Rosenholz. Der Baum wächst wie der Ahorn, und trägt einen Samen, der den Eicheln gleicht; die Botaniker nennen ihn daher auch den morgenländischen Ahornbaum. Das Laub hat, wenn man es reibet, einen balsamischen Geruch, und ist schön orangengelb. Aus dem Holze fließt ein vortreflicher weißer Terpentin; auch preßt man aus der Rinde das so äußerst kostbare, wohlriechende Oel, dessen Geruch die Kraft hat, das Herz und das Hirn zu stärken.

Am Ufer

tränk wird, das mit Recht ſo allgemein berühmt iſt. Es iſt bei den Einwohnern der Inſel ein alter Gebrauch, das ſie bei der Geburt eines Kindes große Gefäße voll Wein, die aufs feſteſte verſtopft werden, vergraben; dieſe werden nicht eher als bei der Hochzeit des Kindes aus der Erde wieder herausgeholt. Dadurch nun, daß keine Luft auf dieſen Wein wirken kann, wird er von einer ganz außerordentlichen Güte, und iſt für verwöhnte Gaumen ein unbezahlbarer Schatz. Bei wohlhabenden Perſonen kann die oft äußerſt beträchtliche Quantität des vergrabenen Weines bei den Hochzeitſchmäuſen ſelten ganz conſumirt werden; ein Theil davon wird daher an die Europäer verkauft, die nicht häufig Gelegenheit haben, ſolchen vortreflichen Wein zu bekommen.

Mit den Künſten iſt es in Cypern noch ſchlechter beſtellt als mit dem Ackerbau. Es werden überhaupt nur ſehr wenige getrieben, und außer der Fabrication des Saffians verdient keine einzige beſonders erwähnt zu werden. Der Saffian wird hauptſächlich zu Nicoſia und in den umliegenden Dörfern verfertigt; die Arbeiter geben vor, daß bei der Zubereitung deſſelben ein beſonderes Verfahren beobachtet wird, aus dem ſie ein groſſes Geheimniß machen. So viel iſt auf jeden Fall gewiß, daß der Saffian, den ſie liefern, lebhaftere und glänzendere Farben hat, und überhaupt beſſer gearbeitet iſt, als der Saffian aus der ganzen übrigen Türkei, wo er doch bekanntermaßen außerordentlich ſchön iſt.

Aber nicht allein dem Saffian verſtehen die Fabricanten in und um Nicoſia die Kunſt, ſo glänzende und dauerhafte Farben zu geben; es werden daſelbſt auch bunte Baumwollenzeuge verfertigt, deren Farben durch den Gebrauch und das Waſchen immer lebhafter werden.

Für alle die angeführten Producte der Natur und der Kunſt, die in Cypern einen Gegenſtand des Handels ausmachen, erhalten die Einwohner von den europäi-

ſchen Nationen Tücher, Atlas, leichte ſeidene Zeuge, Treſſen, Metalle, indiſche Gewürze, Colonialwaaren u. dergl. zurück.

## Viertes Kapitel.

Clima der Inſel Cypern — Einwohner — der Berg Olimpus — Famagusta — Salamin — Nicosia — Larnaca — Citium — Limassol das Katzen Cap — Paphos — Gorines.

Aus den Producten, die Cypern hervorbringt, könnte man die Beſchaffenheit ſeines Clima's ſchon ziemlich errathen, allein die Nähe von Syrien, einem der heißeſten Länder in der Welt, giebt einen vollkommenen Begriff davon. Im Sommer iſt wirklich die Hitze faſt unerträglich; allein ſie iſt nicht in allen Theilen der Inſel gleich ſtark, denn dieſe wird von Oſten nach Weſten durch eine Gebirgskette durchſchnitten, die ſie in zwei in Rückſicht des Clima's ganz von einander verſchiedene Länder abtheilt. In der nördlichen Helfte wird die Sommerhitze durch die Winde gemäßiget, die von den hohen Gebirgen in Caramanien herkommen, und durch die Gebirgskette, ſo die Inſel in ihrer Länge durchſchneidet, aufgehalten und zurückgeworfen werden. Dieſe bewirken auch im Winter einen beträchtlichen Grad von Kälte, und ſind Urſache, daß die höchſten Gipfel der Berge faſt das ganze Jahr hindurch alle völlig von Eiß und Schnee befreit werden. Dieſe nördliche Helfte iſt überhaupt die bergigſte, holzreichſte, und im Ganzen genommen die kultivirteſte und fruchtbarſte.

In den ſüdlichen Ebenen hingegen wirkt die Sonnenhitze in ihrer ganzen Kraft; und um ſo viel ſtärker, weil ſie von den nackten Felswänden, aus denen auf

dieſer Seite die Berge beſtehen, zurück pralle. Weil die Nordwinde durch einen natürlichen Damm in der Mitte der Inſel aufgehalten werden, ſo kühlen ſie die Atmosphäre nie ab, und wenn nicht von Zeit zu Zeit ein leichter Wind ſich vom Meer her erhöbe, durch den die Hitze in etwas gemäßiget wird, ſo wäre ſie an manchen Tagen im Sommer im eigentlichen Verſtande ganz unerträglich. Auch regnet es in dieſer Jahrszeit äußerſt ſelten, und die hierdurch entſtehende lange und ſchreckliche Dürre, macht oft alle Gewächſe vertrocknen und gleichſam von der Erde verſchwinden. Rechnet man hierzu noch die Plage der Heuſchrecken und den despotiſchen Druck der Regierung, ſo wird man den elenden Zuſtand des Ackerbaues in Cypern begreiflich finden.

Dieſen lechzenden Feldern durch Begießen zu Hülfe zu kommen, fällt keinem Cyprier ein, nicht weil ſie weniger arbeitſam als ſonſt, ſondern weil ſie durchaus muthlos und niedergeſchlagen ſind. Während dieſes ſchrecklichen Waſſermangels findet man in einigen Cantonen ſtehende und faule Gewäſſer, die den Aufenthalt in denſelben äußerſt ungeſund machen. Fließende Waſſer ſind ſelten, und ſogar die meiſten Flüſſe in der Inſel ſind blos Waldſtröme, die durch die Winterregen und das Schmelzen des Schnee's in den Bergen entſtehen, und deren Bett im Sommer ganz trocken iſt. Dieſe Dürre und Trockenheit der Erde und Atmosphäre nimmt von Jahr zu Jahr immer mehr zu, je nachläſſiger dieſe Cultur des Bodens betrieben wird, je mehr die Zahl der Bäume abnimmt, und je unvorſichtiger man mit dem Holzfällen in den Waldungen umgeht.

Die griechiſchen Einwohner der Inſel ſind groß und wohlgewachſen, von einnehmendem Geſicht und edelm Anſtand. Allein ihre moraliſche Seite entſpricht dieſem Aeußern nicht. Sie ſollen unter allen Griechen am liſtigſten und betrügeriſchſten ſeyn, und man wäre ge-

neigt ihnen deshalb alles Mitleiden über den schrecklichen Druck zu entziehen, unter dem sie seufzen, wenn nicht Verstellung und Falschheit des Charakters stets Symptome von Schwäche und Gefährten der Sclaverei wären, und wenn nicht eben diese Menschen auf der andern Seite durch Tugenden und besonders durch die der Gastfreundschaft, die sie mit der edelsten Großmuth ausüben, ihre Fehler wieder vergessen machten. Sie sind übrigens äußerst fröhlich, und haben einen großen Hang zu Vergnügungen; es giebt ja auch wohl sonst noch Sclaven, die man mit ihren Fesseln tanzen sieht!

An einem Orte, den Venus zum Wohnsitz und zum Dienst der Griechen erwählt hatte, erwartet man die Schönheit in ihrem ganzen Glanze zu finden. Ehmals waren die Cyprischen Frauen berühmt durch ihre Reize, und auch noch jetzt sind diese nicht erloschen. Besonders zeichnen sich die Schönen durch die Sorgfalt aus, die sie auf ihren Putz wenden; Blumen dürfen an demselben nie fehlen, denn diese halten sie für den wesentlichsten Theil des weiblichen Schmuckes. Den Wunsch zu gefallen, suchen sie durchaus nicht zu verbergen, und äußern ihn mit einer liebenswürdigen Offenherzigkeit. Sie haben zwar heut zu Tage weniger Freiheit, als sie vielleicht sonst mögen gehabt haben, allein dennoch ist der Zwang, den ihnen die Gewohnheit, oder vielmehr die Unbilligkeit der Männer auflegt, noch ganz erträglich.

Unter den Bergen, welche die Insel Cypern der Länge nach durchschneiden, ist der Olympus der höchste und merkwürdigste. Um ihn von einem andern Berg gleichen Namens in Anatolien, und einem dritten noch berühmtern in Macedonien zu unterschreiden, gaben ihm die Alten den Namen des kleinen Olympus. Auf seinem Gipfel hatten sie der Venus einen Tempel erbaut, dessen Eingang aber allen Weibspersonen verboten war,

was in der That mit einem der Göttin der Liebe geweihten Ort ſich kaum vereinigen läßt; es war ihnen ſogar unterſagt ihn anzuſehen. In der Folge traten Klöſter an die Stelle dieſes Tempels, und unter den Händen der fleißigen Mönche wurde die ganze Seite des Berges in Gärten und fruchtbare Felder verwandelt; es war der reizendſte Ort auf der ganzen Inſel, und viele der reichſten Einwohner brachten im Sommer einige Monate daſelbſt zu. Aber die für alle Schönheiten der Natur und Kunſt gleich gefühlloſen Türken haben dieſe ſchönen Anlagen gänzlich verwüſtet, die Klöſter zerſtört, und den ganzen Canton in eine wilde Einöde verwandelt.

Die Länge der Inſel beträgt von Oſten nach Weſten ohngefähr 70 Stunden, ihre größte Breite von Süden nach Norden 30 Stunden, und ihr Umkreiß ohngefähr 180 Stunden. Wenn man von dem Vorgebirg St. Andräas, dem alten Dinarete, auf der ſüdlichen Küſte der Inſel fortgeht, ſo ſtößt man auf dem äußerſten Ende deſſelben auf einem großen Meerbuſen, der durch dieſes verlängerte Vorgebirg und durch das Cap della Griega gebildet wird, welches die Alten Throni nannten, und auf dem, nach Ptolomäus, eine Stadt dieſes Namens geſtanden haben ſoll. In der Vertiefung dieſes Meerbuſens liegt Famaguſta, eine neue Stadt, die auf den Ruinen des alten Arſinoe erbaut iſt. Sie hat einen ſichern aber nicht geräumigen, und jetzt zur Helfte verſchlemmten Hafen; es können daher nur kleinere Fahrzeuge in denſelben einfahren, und die größern müſſen ſich außerhalb vor Anker legen. Die Stadt und der Hafen werden durch Feſtungswerke vertheidigt, die das Werk der Luſignans, der Genueſer und der Venetianer ſind, die nach einander im Beſitz der Inſel geweſen waren; die Türken haben jedoch dieſe Feſtungswerke faſt gänzlich verfallen laſſen.

Nordöſtlich von Famaguſta erſtreckt ſich eine Ebene,

die das alte Königreich Salamin ausmachte; Teucer der Gefärthe von Ajax, hatte es gestiftet und der Stadt, die er baute, den Namen der Insel beigelegt, worin er geboren war. Nur einige wenige Spuren verrathen noch den Ort, wo sie gestanden hat, allein die Ebene ist gut cultivirt, äußerst fruchtbar und der beste Canton in der ganzen Insel.

Ohngefähr 20 Stunden von Famagusta, in der Mitte der Insel, liegt Nicosia, die Hauptstadt derselben. Sie ist jetzt die Residenz des Musselems, wie sie einst die der Könige von Cypern war. Ihre Paläste, die durch die Schönheit der Baukunst merkwürdig sind, haben das Schicksal aller alten Gebäude, in deren Besitz die Türken gekommen sind; sie geratheu nach und nach in Verfall. Die prächtige Sophienkirche, in der die christlichen Könige gekrönt wurden, ist in eine Moskee verwandelt, wodurch sie doch wenigstens gegen die Zerstörung gesichert ist. Die Lage der Stadt ist sehr angenehm; sie ist mit Gärten umringt, und die Gegend ist äußerst fruchtbar. Etwas weiterhin auf der südlichen Küste liegt Larnaca, wo die Consuln und Kaufleute der verschiedenen europäischen Nationen wohnen. Die Stadt hat eine schöne Rhede, die am meisten unter allen übrigen besucht wird; auch wird ein ziemlich beträchtlicher Handel daselbst getrieben. Allein die Gegend um Larnaca trägt das Gepräge von dem Verheerungssystem der Türken, den außer einigen Gärten zunächst um die Stadt, in welche mit äußerster Mühe und großen Kosten einiges Wasser herbeigeleitet worden ist, liegen alle Felder rings herum wüste; der Boden ist ausgetrocknet und dürre, nur in einigen wenigen Gegenden kommt etwas Gerste fort, und in den übrigen findet man außer wenigen einzelnen Bäumen keine Spur von Vegetation. Auch ist der Aufenthalt in Larnaca nichts weniger als gesund, denn da in der ganzen Gegend

durchaus kein Waſſer vorhanden iſt, ſo wird man von einer erſtickenden Hitze faſt zu Boden gedrückt. Ehemals hingegen bedeckten Olivenwälder dieſe jetzt dürren Fluren, und man ſieht noch, wie ich ſchon geſagt habe, in der Nähe der Stadt die Ueberreſte von den ungeheuern Ziſternen, in denen das daraus gekommene Oel aufbewahrt wurde.

Dicht bei Larnaca lag Citium, ein in dem Alterthum berühmte Stadt, die eine Colonie der Phönicier war. In ihr wurde der Philoſoph Zeno geboren, und Cimon, der General der Athenienſer ſtarb daſelbſt. Man mag um Larnaca herum graben wo man will, ſo ſtößt man auf Ueberbleibſel dieſer alten Stadt. Allein der Türke iſt über dieſen Punkt außerordentlich argwöhniſch, und bildet ſich ein, daß man bei dieſem Graben keinen andern Zweck haben könne als Schätze zu ſuchen; daher wagt man es ſehr ſelten, ſolche Nachſuchungen anzuſtellen, ſo ſehr auch die Künſte und die Geſchichte dadurch gewinnen würden.

Eine halbe Stunde von Larnaca liegt der Flecken Salines. Er hat ſeinen Namen von dem oben angeführten großen Salzſee, der nahe dabei liegt, aber jetzt zur Helfte vertrocknet. In der ſchönen Rhede von Salines liegen die Schiffe vor Anker, die für die Hauptſtadt der Inſel beſtrachtet ſind, ſo wie die Kriegsſchiffe, die ſie begleiten. Auch haben die Kaufleute von Larnaca ihre Magazine daſelbſt.

Limaſſol, ehemals Nemoſa, iſt eine elende Stadt, die über die Helfte aus Ruinen und Schutt beſteht. Ihr Hafen wird jedoch ziemlich beſucht, indem Getraide, Baumwolle und andere Producte der Inſel daraus verfahren werden. In ihrer Gegend wächſt der beſte Wein, und ſie iſt überhaupt die Niederlage von allem Wein, der in den Handel kommt. Nicht weit von dieſer Stadt wenn anders Limaſſol dieſen Namen verdient, lag das

alte Limaſſol, das vor noch ältern Zeiten Amathus hieß, und wegen eines der Venus und dem Adonis geweihten Tempel berühmt war. Sie iſt jedoch, wie viele andere Orte, welche die Grazien verſchönerten, von der Oberfläche der Inſel vertilgt *).

Oeſtlich von Limaſſol liegt das ſüdlichſte Vorgebirg der Inſel; es iſt eine Halbinſel, die nur durch eine ſchmale Landzunge mit dem feſten Lande zuſammenhängt. Ehemals hieß es das Vorgebirg Agrotiri; jetzt nennt man es aber das Katzencap, wegen der großen Menge Katzen, die von den Mönchen unterhalten wurde, welche im vierten Jahrhundert die Erlaubniß erhielten, ſich hier und auf dem Berg Olympus niederzulaſſen, unter der Bedingung, daß ſie beſtändig eine große Menge von Katzen unterhalten ſollten, um die Schlangen zu verfolgen, die auf eine furchtbare Art auf der Inſel überhand genommen hatten, und die keine größere Feinde haben ſollen, wie man behauptet, als die Katzen.

Wenn man das Katzen-Cap zurück gelegt hat, ſo erhebt ſich die Küſte wieder Nordweſtwärts, und hier findet man in einer kleinen Bucht einen elenden Hafen, deſſen Grund mit Klippen bedeckt iſt. In der Vertiefung der Bucht lag Paphos, wo Venus nach ihrer Geburt zuerſt ans Land geſtiegen war. Zu ihrem Dienſt war daſelbſt ein prächtiger Tempel erbaut, in dem Turteltauben niſteten, und in dem nie blutige Opfer gebracht wur-

*) Nach Pococke in ſeiner Beſchreibung des Morgenlandes findet man noch Ueberbleibſel der alten Mauern daſelbſt die funfzehn Fuß dick und auswärts von Quaderſteinen ſind; außerdem auch noch große Haufen von Trümmern, unter welchen eine verfallene ſehr ſchöne Kirche iſt, die auf dem Platze geſtanden haben ſoll, wo der Tempel der Venus und des Adonis war, in welchem, wie Strabo erzählt, jährlich die Feſte des letztern gefeiert wurden.

Anm. des Ueberſ.

den, denn gegen dieſe hatte die Göttin der Liebe einen Abſcheu. Ein berühmtes Orakel enthüllte in dieſem Tempel die Schickſale der Menſchen, und das Oberprieſterthum deſſelben war eine höchſt wichtige und angeſehene Stelle. Durch die Menge von Fremden, die der Dienſt der Venus nach Paphos zog, durch das Hinſtrömen der Bewohner der Inſel ſelbſt, durch ſeine bezaubernd ſchöne Lage und ſeine prächtigen Gebäude, durch ſeine fruchtbare, lachende Gegend, und die volle Freiheit, die daſelbſt herrſchte, war dieſer Ort ein Aufenthalt des Vergnügens und der Freude geworden. An der Stelle dieſer reizenden Gegenſtände findet man heut zu Tage nichts als Ruinen und Schutt, ein elendes Dorf, ein zerfallenes Schloß, einige den Einſturz drohende griechiſche Kirchen, Armuth und Elend überall, und den harten Namen Baffa, oder Baffo.

Auf der nördlichen Küſte der Inſel liegt kein beſonders merkwürdiger Ort, außer Gerines, dem alten Cerauniа; es hat jedoch eben ſo wie Paphos nur noch Ruinen von ſeiner ehemaligen Größe aufzuweiſen. Ein ſchlechter Hafen dient nur zum Verkehr der Inſel mit Caramanien, deſſen Berge man von den Anhöhen bei Gerines ſehen kann. Die Communication zwiſchen dieſem Hafen und dem von Seleſkeh iſt übrigens ſehr ſtark; es waren ſogar ſonſt zwei Packetboote zur Erleiterung derſelben im Gang, die den Franzoſen gehörten, und das Handelsverkehr zwiſchen beiden Orten ſehr beförderten.

Dies iſt kürzlich die geographiſche Beſchreibung einer Inſel, die ehemals in neun Königreiche getheilt war, und nach und nach unter der Herrſchaft der Aegypter, der Phönicier, der Perſer, der Macedonier, der Römer, der abendländiſchen Kaiſer und der Araber geſtanden hat. Zur Zeit der Creutzzüge wurde ſie einigen europäiſchen Fürſten zu Theil, die ſie in der Folge an

die Venetianer abtraken. Dieſen entriß ſie der Sultan Selim im Jahr 1570, und ſeit dieſer Zeit hat ſie zu dem ottomanniſchen Reich gehört.

## Fünftes Kapitel.

Schilderung von dem gegenwärtigen Zuſtand der Inſel Cypern. — Gefährliche Art von Spinnen, oder Scorpionſpinne. — Die Eroberung der Inſel Cypern würde die von Aegypten äußerſt erleichtert haben.

Die Kräfte der Natur ſind in Cypern nicht nur in Rückſicht auf die Producte des Bodens gelähmt, ſondern auch in Rückſicht auf die Künſte, die unter dem Druck der despotiſchen Regierung gänzlich zu Grunde gehen. Von Tag zu Tag nimmt der Handel mehr ab, wird das Land dürrer, der Ackerbau ſchlechter und der Kunſtfleiß unbedeutender. Die ſchönſten Thäler, die noch vor kurzem von nützlichen Bäumen beſchattet waren, oder die durch reichliche Erndten den Fleiß des Menſchen belohnten, ſind jetzt öde und mit Diſteln überdeckt. Man kann Tage lang reiſen, ohne etwas anders zu ſehen, als ſolche verlaſſene Ebenen, und Heiden, die durch ihre wilden, unbrauchbaren Producte dem Menſchen ihre Unfruchtbarkeit vorwerfen. Man würde in den tiefſten Wüſteneien zu ſeyn glauben, wenn man nicht von Zeit zu Zeit einige Wohnungen und einige zerſtreute Heerden anträfe. Auch die Bevölkerung, die nur da zunehmen kann, wo Ueberfluß an Lebensmitteln vorhanden iſt, wo der Handel und die Manufacturen blühend ſind, und wo die Grundſätze der Regierung ſich auf Gerechtigkeit gründen, nimmt täglich auf eine merkliche Art ab; die Menſchen verlaſſen Schaarenweiſe dieſes zu Grund gerichtete Land,

und ſuchen ſich Wohnplätze in glücklichern, weniger unterdrückten Ländern *).

Die Anzahl der Thiere hat ſich ebenfalls auf der Inſel ſehr vermindert, und überdies ſind ſie auch in Rückſicht der Schönheit ſehr ausgeartet. Man ſieht faſt keine von den vortreflichen Pferden mehr, die von arabiſchen Rennern abſtammten, und durch ihre außerordentliche Schnelligkeit und Kraft ſehr berühmt waren; auch die ſchönen Jagdhunde, die wegen ihres Feuers und ihrer Geſchicklichkeit zur Jagd ſo hoch geſchätzt wurden, ſind faſt ganz verſchwunden, und man findet die einen und die andern nur noch hier und da in einzelnen Häuſern, die noch einige Reſte ihres vorigen Wohlſtandes übrig behalten haben. Das Rindvieh hat ebenfalls merklich abgenommen, ſo wie die Schafe und die Ziegen aus deren Haaren ſonſt ſchöne Camelote verfertiget wurden.

Die Seidenwürmer, die nicht mehr Nahrung genug haben, weil die Maulbeerbaum-Plantagen zur Helfte zu Grunde gerichtet ſind, pflanzen ſich nicht mehr ſo ſtark fort, und die Kermes, dieſe Nebenbuhler der Cochenille, ſind faſt ganz ausgegangen. Das Wildprett wird von Jahr zu Jahr ſeltener, und die Zugvögel laſſen ſich nicht mehr in ſo großer Menge auf der Inſel nieder, weil ſie den Ueberfluß an Nahrung, und die vielen ſchützenden Waldungen nicht mehr daſelbſt finden. Sogar auch das Meer liefert den Einwohnern nicht mehr ſo reichliche Mittel zum Unterhalt; hierhin hat zwar die deſpotiſche Gewalt, die alles verheert, nicht dringen kön-

*) Schon zu Pococke's Zeiten belief ſich die Anzahl der Einwohner nur auf höchſtens 80,000 Seelen, und da er ebenfalls ſchon der ſtarken Auswanderungen derſelben auf die Küſte von Syrien erwähnt, ſo muß dieſe Zahl ſeitdem noch beträchtlich abgenommen haben.

Anm. des Ueberſ.

nen, und das Meer ist da, wo es die Küsten bespült, äußerst fischreich, allein es fehlt an Aermen und an Thätigkeit zur Fischerei, so gut wie zu jedem andern Zweig der Industrie und des Handels.

Wenn aber alles Gute und Nützliche in Cypern abgenommen hat, oder ganz zu Grunde gegangen ist, so hat dagegen alles Schädliche und Verderbliche daselbst überhand genommen. Die Schlangen, die sich gern unter Schutt und in verwachsenen Gebüschen aufhalten, pflanzen sich ungehindert fort, und man wird bald aufs neue seine Zuflucht zu den Katzen nehmen müssen, um die Insel von ihnen zu reinigen. Auch andere scheußliche und schädliche Insecten vermehren sich in aller Ruhe in dem feuchten und heißen Schatten der Ruinen; die Taranteln mit schwarzem, haarigten Körper, und gelben feurigen Augen, sind keine Seltenheit auf der Insel, und man findet daselbst auch, obgleich nur sehr selten, die schreckliche Art von Spinnen, deren Gift alles tödtet, was es berührt, und deren Naturgeschichte noch so wenig bekannt ist.

Das erste, was man zu thun hat, wenn man von einem Thier reden will, von dem schon andere Naturforscher Meldung gethan haben, ist über den Namen desselben sich einzuverstehen. So wenig Schriftsteller auch über das häßliche und gefährliche Insect geschrieben haben, von dem hier die Rede ist, so hat ihm doch jeder einen andern Namen beigelegt; hierdurch wird Verwirrung in die Wissenschaft gelegt und zu Mißverständnissen Veranlassung gegeben. Ich will mich daher des Namens Scorpionspinne (Phalangium Araneodes) hier bedienen, den Pallas im 3ten Theil seiner Reise durch verschiedene Provinzen des Russischen Reichs S. 650 der deutschen Ausgabe diesem gefährlichen und fürchterlichen Insecte beigelegt hat.

Die Beschreibungen, welche die Alten uns von den

verſchiedenen ihnen bekannten Thierarten, und beſonders von den Inſecten hinterlaſſen haben, ſind zu unbeſtimmt und unvollſtändig, als daß man genau angeben könnte, welchem Thier ſie eigentlich zukommen. Es ſcheint mir daher eine ſehr gewagte Vermuthung zu ſeyn, wenn man behaupten will, dieſe Scorpiönſpinne der Levante ſey das nämliche Inſect, das die griechiſchen und römiſchen Schriftſteller phalangium, Solifug, Solpuga, und Muſaraneus genannt haben. Sie haben mehrern Arten von Spinnen den Namen Phalangien beigelegt, den hingegen die neuern Naturforſcher nur allein der Spinne mit langen Beinen, deren Kopf mit dem Bruſtſchild zuſammenhängt, ausſchließend vorbehalten. Auch ihre Solifuga oder Solpuga ſcheint mir eben ſo wenig die Scorpionſpinne zu ſeyn, denn dieſer Name bedeutet, was die Sonne flieht, und ſie haben ihn eben ſo wohl einer Art von Ameiſen als einer Art von Spinnen beigelegt. Nach ihrer Beſchreibung ſoll dieſes Inſect ſehr klein ſeyn, (animal perexiguum) häufig in Sardinien gefunden werden, und ſich immer in der Dunkelheit aufhalten, nun iſt aber die Scorpionſpinne keinesweges ein ſehr kleines Inſect, es flieht nicht das Tageslicht, und wird auch nicht in Sardinien gefunden. Die Muſaraneus endlich iſt nach der Beſchreibung der alten Naturforſcher ganz unverkennbar ein vierfüßiges Thier; es iſt die bekannte Spitzmaus, welche die Alten ſehr leicht Gelegenheit haben konnten zu beobachten, dahingegen es ſehr ungewiß iſt, ob ſie die Scorpionſpinne gekannt haben, die glücklicherweiſe auch in den heißeſten Ländern von Europa und Aſien nur ſehr ſelten gefunden wird.

Ich will durch das bisher geſagte nur zeigen, daß aller Wahrſcheinlichkeit nach, die Scorpionſpinne den Alten gar nicht bekannt geweſen iſt; ich gehe jetzt zu der Beſchreibung dieſes merkwürdigen Inſectes über, das

ich in der Levante häufig Gelegenheit gehabt habe zu beobachten.

Es hat allerdings einige weſentliche Charactere mit den Phalangien gemein; der Kopf und der Bruſtſchild beſtehen ebenfalls aus Einem Stück, das die Form eines abgeſtumpften Kegels hat, deſſen Baſis gegen vorn gerichtet iſt. In der Mitte dieſes breiten Randes iſt eine ſchwärzliche Erhöhung, worin ſich zwei, wie es mir geſchienen hat, rautenförmige Augen befinden. Zwiſchen ihnen und dem vordern Rande ſieht man noch zwei andere kleine Erhöhungen, die man ebenfalls für Augen halten könnte; ich glaube jedoch eher, daß ſie kurze Stümpchen von groben Haaren ſind.

Mit dieſem Stück, das aus Kopf und Bruſtſchild beſteht, hängen die zur Nahrung dienlichen Organe und zwei Paar Arme zuſammen. Zwei ungeheure Kiefern fallen beim erſten Blick auf; ſie ſind größer als das angeführte Stück ſelbſt, an deſſen vordern Seite ſie ſich befinden, legen ſich von der innern Seite auf einander und ſind koniſch geſtaltet und ſtark haaricht; jede von dieſen Kiefern endiget ſich in zwei braune, ſchuppichte, unten mit Zähnen verſehene Scheeren, die ſpitz zulaufen und gegen einander gebogen ſind. Ich habe ſie beide mit einem ſehr ſtarken Vergrößerungsglas unterſucht, aber durchaus keine Oefnung entdeckt, durch die eine giftige Feuchtigkeit auslaufen könnte, dergleichen man an den Füßen der Spinnen ſieht. Demohngeachtet iſt dieſes Inſect im äußerſten Grade giftig, die Oefnungen, durch welche es ſein Gift ausläßt, müſſen daher ganz außerordentlich klein, das Gift ſelbſt aber von einer furchtbaren Wirkſamkeit ſeyn, weil die äußerſt geringe Quantität die durch eine ganz unmerklich kleine Oefnung herausbringen kann, hinreichend iſt, um zu tödten.

An der Wurzel und unterhalb der Scheeren befindet ſich eine ſchuppichte, cylinderförmige, ſpitzzulaufende

und rückwärts gebogene Faser, die ich jedoch nur für ein Unterscheidungszeichen des Geschlechtes halte; zwischen den beiden Scheeren ist ein kleiner Ansanger, der cylindrisch geformt und haaricht ist. Die beiden Aerme befinden sich an dem untern Theil des Kopfstückes; sie bestehen aus einer Reihe cylindrischer, mit langen Haaren und zum Theil auch mit Zähnen versehener, und einander fast ganz gleich gestalteten Articulationen. Zwischen dem Kopfstück und dem Leib des Insectes sind noch vier Paar Füße befindlich, die immer länger werden, so daß die hintersten beträchtlich groß sind. Diese haben auch noch das Merkwürdige, daß sich auf der untern Seite desjenigen Theils, den man Vergleichungsweise mit andern Thieren, den Schenkel nennen könnte, vier sonderbare Körper auf kleinen Stielen befinden, die häutig, dünne, durchsichtig, concav gewölbt und dreieckig sind. Hierdurch bekommen die Scorpionspinnen Aehnlichkeit mit den Scorpionen, die ebenfalls, wie man weiß, zwei kannenförmige Körper an den beiden Hintertheilen haben.

Der Leib ist nicht durch einen kurzen Stiel mit dem Kopf- oder Bruststück verbunden, wie es bei den Spinnen der Fall ist, sondern durch seinen ganzen Diameter; er unterscheidet sich dadurch von dem Leib der Spinnen, daß er nicht wie dieser glatt und zusammenhängend ist, sondern Einschnitte oder Ringe hat.

Die Farbe dieses Insectes ist fahlgelb; es ist mit langen Haaren und hin und wieder mit Stacheln versehn, und seine Größe beträgt ohngefähr einen Zoll. Es läuft mit einer außerordentlichen Schnelligkeit, und ist dadurch desto schwerer zu vertilgen. Sein Biß ist äußerst gefährlich; der gebissene Theil schwillt plötzlich auf, verursacht unausstehliche Schmerzen, und wenn man nicht sehr schnell die gehörigen Gegenmittel braucht, worunter

ter Helmſchläge, ſtärkende und ſchweißtreibende Mittel die bewährteſten ſind, ſo iſt der Tod unvermeidlich.

Man findet die Scorpionſpinne in mehrern Gegenden der Levante, in Arabien, Syrien, Perſien, klein Aſien, am caſpiſchen Meer und in den Ländern zwiſchen dem Don und der Wolga. In den letztern werden dieſe häßlichen Inſecten immer häufiger; Herr Pallas hat zu Zaritzyn, in dem Hauſe wo er wohnte, deren zwei geſehen, und in dem Hauſe des Commandanten dieſer Feſtung, wurden während er ſich dort aufhielt, mehrere getödtet. Es wurde jedoch nur ein einziger Menſch von ihnen gebiſſen, der aber, weil man ihm ſchnell zu Hilfe kam, nach ausgeſtandenen furchtbaren Schmerzen wieder gerettet wurde. Die Araber kennen kein Mittel gegen den Biß dieſes Inſectes, und fürchten ſich daher außerordentlich vor ihm.

Unter dieſem Heer von Uebeln, die auf der Inſel Cypern ruhen, entſpringen die meiſten und wichtigſten aus den Fehlern ihrer abſcheulichen Regierung. Sollte ſie einſt eine vernünftigere Verfaſſung erhalten, und die Natur, die ſo ſehr viel für ſie gethan hat, durch eine weiſere Regierung unterſtützt werden, ſo würde ſie bald ihren alten Wohlſtand, ihren alten Glanz wieder erhalten, und aufs neue eines der reichſten und anmuthigſten Länder der Erde werden.

Wenn die Umſtände es in neuern Zeiten den Franzoſen erlaubt, oder wenn ſie es für möglich gehalten hätten, die Einwilligung der Pforte dazu zu erhalten, ſo hätten ſie nothwendig vor der Eroberung von Aegypten die Inſel Cypern in Beſitz nehmen müſſen. Sie würden einen Ueberfluß an Lebensmitteln darin gefunden haben, und die griechiſchen Einwohner derſelben hätten ſie mit Freude aufgenommen und mit Eifer unterſtützt. Die Landung auf derſelben wäre keinesweges mit Schwierigkeiten verknüpft geweſen, denn alle feſten Plätze ſind in

gänz-

gänzlichem Verfall, haben weder Soldaten noch Munition, und hätten nicht den geringſten Widerſtand leiſten können. In den zahlreichen Häfen, die ſehr leicht wieder in einen vortrefflichen Vertheidigungsſtand hätten geſetzt werden können, wäre die Flotte gegen jeden feindlichen Angrif geſichert geweſen. Die Schiffe hätten im ſyriſchen Meere kreuzen und dadurch alle Häfen dieſes Landes blockiren können, und wenn dann endlich der günſtige Moment eingetreten wäre, ſo hätten eben dieſe Schiffe in kurzer Zeit eine ſchon an das Clima gewöhnte und von Cypern unterſtützte Armee auf die Küſte von Aegypten überſetzen können, indem Cypern kaum 70 Stunden von Alexandrien entfernt iſt. Sobald nachher die Landung bewirkt geweſen wäre, ſo hätte die Flotte die gefährlichen Küſten von Alexandrien verlaſſen und wieder auf die Rhede von Cypern zurückkehren können. Zwiſchen beiden Colonien würde eine ſchnelle und leichte Communication ſtatt gehabt haben, die der Feind durchaus nicht hätte unterbrechen können. Die Inſel hätte Lebensmittel und andere Bedürfniſſe, beſonders aber Holz geliefert, woran Aegypten Mangel leidet, und dadurch wären die wenigen nützlichen Bäume, die in dieſem Lande die Luft erfriſchen, erhalten, und nicht nothgedrungen für die Bedürfniſſe der Armee aufgeopfert worden. Man hätte überdies einem Volke die Freiheit wieder verſchaft, das ihrer werth iſt, und das ſeine Dankbarkeit dafür durch alle Arten von Unterſtützung, und den thätigſten Beiſtand an den Tag würde gelegt haben.

Der Beſitz von Cypern hätte aber nicht nur die Eroberung von Aegypten erleichtert, ſondern auch die Erhaltung dieſes Landes geſichert, das ſeiner Lage nach, die Niederlage des Handels aller drei Welttheile iſt, und von deſſen außerordentlicher Wichtigkeit die römiſchen Kaiſer ſo ſehr überzeugt waren, daß es den Senatoren und Generalen aufs ſtrengſte unterſagt war, es ohne

ausdrückliche Erlaubnis zu betreten, weil sie besorgten, daß die außerordentliche Fruchtbarkeit, und die unermeßlichen Vorzüge dieses schönen und reichen Landes sie verleiten möchte, sich in den unabhängigen Besitz desselben zu setzen.

Daß dieser Operationsplan nicht befolgt wurde ist ein Beweiß, daß politische Schwierigkeiten seine Ausführung unmöglich gemacht haben, denn dem scharfen Auge des französischen Feldherrn ist er zuverlässig nicht entgangen. Ich hingegen schildere hier die Lage der Dinge, wie sie ihrer Natur nach ist, ohne auf politische Verhältnisse Rücksicht zu nehmen.

## Sechstes Kapitel.

Capitän der Polacke — Küsten von Caramanien — Insel Castel Rosso — Vögel — Strömungen — türkische Caravelle — Zustand der türkischen Marine — die Polacke kommt in Gefahr und läuft in den Hafen von Rhodus ein — Meerbusen von Macri.

Der Westwind, der gerade von der Insel Candia herwehte, wo wir hin wollten, entfernte uns von unserm Weg, ob er gleich am 19ten October, d. h. am dritten Tag nach unserer Abreise von Alexandrien, noch nicht sehr stark war, und auch das Meer nicht besonders hoch gieng. Unser kleines Schif segelte aber sehr schlecht, und wurde noch schlechter regiert; der Capitän brachte mir in den Unterredungen, die ich mit ihm hatte, keine große Idee von seinen Kenntnissen bei. Er erzählte mir z. B. als etwas sehr Gewöhnliches, daß er ein Jahr vorher an den Küsten von Sicilien das Schif, das er commandirte, verloren habe, weil er sich in seiner Rechnung geirrt und noch weit vom Lande zu seyn ge-

glaubt habe, als er schon daran gescheitert sey. Dagegen zitterte seine Stimme, schwere, lang verhaltene Thränen entstelen seinen Augen, und flossen über die Kunzeln, womit das Alter sein Gesicht bedeckt hatte, als er mir ein anderes Unglück erzählte, das ihn ganz zu Boden zu drücken schien. Vor wenigen Jahren war nämlich sein einziger Sohn in eben diesen levantischen Gewässern vor seinen Augen in einem heftigen Sturm zwischen dem Schif und der Schaluppe erdrückt worden. Er war noch immer untröstlich über diesen Verlust, und seine Geisteskräfte waren wirklich dadurch geschwächt worden.

Am 20sten erblickten wir die Küsten von Caramanien; das Meer war nun äußerst stürmisch, und wir hatten einen heftigen und widrigen Wind. Wir suchten immer mehr uns dem Lande zu nähern, um den günstigern Wind zu benutzen, der des Nachts von demselben herwehte, denn in der hohen See würde man den in diesen Gewässern gewöhnlichen Westwinden vergebens entgegenarbeiten. Ueberdies sind auch die Küsten von dem Theil von Caramanien, der das ehemalige Pamphilien ausmacht, nach der Sprache der Seefahrer rein, d. h. sie sind mit tiefem Wasser umgeben, und die Schiffe können an ihnen hinfahren, ohne Furcht von Sandbänken oder verborgenen Klippen. Sie sind im Ganzen genommen steil, dürre und unfruchtbar, und haben eine Menge von Einschnitten und Vertiefungen. Die Bergkette aber, die sich hinter diesen Küsten hinzieht, ist mit unermeßlichen Waldungen bedeckt, die für den Schiffbau unendlich wichtig sind, aber von den Türken theils vernachläßiget theils ohne Zweck ausgehauen werden.

Wir kamen endlich an das östliche Cap des Meerbusens von Satalie, und erblickten bald auch, dem ehemals sogenannten heiligen Vorgebirg gegenüber die kleine Insel Castel Rosso, die von der Küste kaum

merklich getrennt iſt. Sie hat einen ſehr guten Hafen allein er iſt ausnehmend tief, und man muß mit 60 bis 70 Klafter die Anker werfen. Auf der Spitze des Felſens, aus dem die Inſel beſteht, liegt ein feſtes Schloß von geringer Bedeutung, man kann aber nirgends einen Grund finden, warum man ſie die rothe Inſel nennt, und wahrſcheinlich iſt ſie, wie auch Pococke vermuthet, die Inſel Rhoge des Plinius, wovon der gegenwärtige Name eine Verfälſchung iſt. Ein Zug kleiner Landvögel, deren Art ich jedoch nicht deutlich unterſcheiden konnte, ſtrich hier auf der Oberfläche des Waſſers neben uns vorbei, und nahm ſeinen Flug, wie ſo viele andere wandernden Vögelarten, gegen die heißen Ebenen Aegyptens, um den Winter dort zuzubringen. Die nämliche Richtung nahm auch ein unermeßliches Heer von Krähen, das aus Caramanien herkam, aber außerordentlich hoch flog.

Wir finden die Bemerkung der Seefahrer, die häufig dieſe Meere durchſchiffen, daß längs der Küſten von Caramanien die Strömungen Südweſtwärts gehen, vollkommen beſtätigt; ſie kamen uns ſehr gut zu ſtatten, denn ſie verminderten die Wirkung des Weſtwindes, der den ganzen Tag anhielt, ob er gleich nicht mehr ſo heftig war. Am 22ſten war das Meer wieder vollkommen ruhig, und der Anblick des Landes, der ſich mit jedem Augenblick veränderte, ſo wie das Schiff weiter fuhr, machte unſere Reiſe zu einer höchſt angenehmen Spazierfahrt. Auch von der Seite des Meeres fehlte es nicht an Gegenſtänden, die die Einförmigkeit unſerer Lage verminderten; eine Menge von Schiffen ſegelte in unſerer Nähe, und unter ihnen ragte, wie ein ſchwimmender Berg eine Caravelle des Großherrn hervor. So heißen die türkiſchen Kriegsſchiffe; ſie gehen überaus hoch über dem Waſſer, und ihr Hintertheil iſt überdies von einer ganz unverhältnißmäßigen Höhe. Durch dieſe Bauart

wird der Körper des Schiffes zu sehr dem Winde Preiß gegeben; es ist daher schwer zu regieren, und nicht nur allen Windstößen, sondern auch einem beständigen Abfallen von dem Striche ausgesetzt. In dem Gefechten bietet es den feindlichen Kugeln eine größere Oberfläche dar; sein Gang ist schwer, seine Wendungen sind langsam, und seine Artillerie besteht aus lauter Stücken von verschiedenen Caliber, so daß nothwendig die größte Verwirrung dabei herrschen muß. Alle diese, und noch unzählige andere Fehler sind Beweise von der Kindheit oder vielmehr der Barbarei der türkischen Marine.

Hiezu kommt nun noch, daß diese unbehülflichen Massen von den allerunwissendsten Menschen geführt werden. Es giebt wenige türkische Schifscapitäns, die eine genaue Kenntniß des Compasses hätten, die ihren Weg auf einer Charte nur erkennen, geschweige selbst eine darüber entwerfen könnten, oder die im Stande wären, die Polhöhe zu messen, um die Breite darnach zu bestimmen; es giebt aber keinen einzigen unter ihnen, der auch nur die geringste richtige Kenntniß von Geographie hätte. Es ist eine bekannte Thatsache, daß man im letzten Krieg zwischen den Türken und Russen die erstern nicht von der Möglichkeit hat überzeugen können, daß die russische Flotte auch auf einem andern Weg als über das schwarze Meer nach Constantinopel kommen könnte. Vergebens zeigte man ihnen auf der Charte den Weg, der vom baltischen Meer in den Archipel führt; der Divan, in welchem der Großadmiral selbst Sitz hat, beharrte dabei, daß es durchaus nicht möglich wäre, und erst als die feindliche Flotte in den türkischen Meeren wirklich angekommen war, fing man an die Möglichkeit davon einzusehen.

Daher fallen aber auch äußerst häufige Havereien und Schiffbrüche vor, so kurz die Seereisen sind, die sie gewöhnlich machen; und wenn unter ihren Seeleuten

einige mehr Kenntniſſe und Erfahrung beſitzen, ſo ſind ſie gewiß keine Türken, ſondern Barbaresken oder Griechen. Die letztern verſehen die ganze ottomanniſche Seemacht mit Steuermännern, und man verkennt an den neuern Griechen die Abkömmlinge von denen nicht, die einſt die Lehrer der Räuber in der Kunſt der Schiffahrt waren. Allein ohngeachtet ihrer Anlagen und ihrer Talente, und ob ſie gleich von allen Zeiten her ſich ſtark mit der Küſtenfahrt abgegeben haben, ſo ſind ſie doch keine wirklich geſchickten Seeleute, denn es fehlt ihnen gänzlich an wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen, und ohne dieſe iſt es unmöglich, es zu werden. Die ganze türkiſche Handelsmarine befindet ſich jedoch in ihren Händen, allein die Türken ſelbſt laden ihre Waaren lieber in europäiſche Schiffe, wozu freilich auch die Furcht vor den Kreuzſchiffen der Malteſer vieles beiträgt; ja ſogar die Regierung giebt den fremden Schiffen den Vorzug, beſonders wenn die Rede von Herbeiſchaffung der Bedürfniſſe für die Hauptſtadt iſt, denn für dieſe iſt das Miniſterium äußerſt beſorgt, weil, wenn es daran fehlt, ſogleich die gefährlichſten Aufſtände ausbrechen.

Die letztern unglücklichen Seekriege haben jedoch den Türken über den ſchlechten Zuſtand ihrer Marine die Augen geöfnet, und ſie haben ſeit einigen Jahren alles aufgeboten, um ſie in einen beſſern Stand zu ſetzen. Sie haben angefangen, ihre Schiffe nach beſſern Verhältniſſen und von ſchicklicherm, beſonders aber trockenerm Holz zu bauen, und unter der Leitung von franzöſiſchen Ingenieuroffiziers, ſind in Conſtantinopel Schiffahrtsſchulen und Kanonengießereien angelegt worden; die Franzoſen, die ſich bisher durch den levantiſchen Handel bereichert haben, werden es wahrſcheinlich zu ſpät bereuen, daß ſie ſich zu Lehrmeiſtern der Türken in dieſem Fache aufgeworfen haben.

Am 22ſten gegen Abend ſahen wir neben unſerm

Schiffe eine Menge Thunfiſche von der kleinen Art, die mit einer außerordentlichen Schnelligkeit die Oberfläche des Meeres durchſchnitten, und ſehr häufig hoch über das Waſſer heraus ſprangen. Dies wird von den Seeleuten für ein ſicheres Anzeigen von einem herannahenden Sturm gehalten. Der Horizont überzog ſich auch wirklich mit ſchwarzen Wolken, und in Nordweſten blitzte es ſtark und häufig. Der Capitän, der ſchon jetzt zitterte, erzählte mir, daß man ſelten dieſe Gewäſſer verließ, ohne einen Sturm ausgehalten zu haben, und er ſeye noch im vorigen Jahre von einem ſo heftigen überfallen worden, daß er nur noch mit genauer Noth der Gefahr entronnen ſey. Er ließ deshalb ſogleich mehrere Segel einziehen, ſo ſchön auch noch das Wetter war, und traf eine Menge anderer Vorkehrungen, die jedoch alle am Ende nichts halfen.

Nachdem ich dem Capitän Muth und Wachſamkeit empfohlen hatte, legte ich mich zu Bette und ſchlief feſt ein. Allein am 25ſten Morgens um 2 Uhr weckte mich ein groſſer Lärm und das Geſchrei auf: zu den Aexten! Haut ab! Haut ab! Ich ſprang auf das Verdeck, und ſah, daß ſich der Capitän, ohngeachtet ſeiner Beſorgniſſe und ſeiner vorſichtig getroffenen Maasregeln, doch durch einen äußerſt heftigen Windſtoß hatte überfallen laſſen, der das Schif, weil es noch mehr Segel führte, als es ſollte, mit ſolcher Gewalt traf, daß es ſchon zur Helfte geſunken und im Begrif war, ganz in den Wellen begraben zu werden. Wir ſchnitten ſogleich einiges Tackelwerk und einige Segel ab, und es glückte uns, das Schif wieder aufzurichten; wäre dieſes noch einige Augenblicke verſchoben worden, ſo hätten wir im Meer unſer Grab gefunden. Ich machte dem Capitän ein Compliment über ſeine Geſchicklichkeit, und kehrte mit dem feſten Vorſatz in mein Bett zurück, mit ſolchen Seeleuten nie eine weite Reiſe zu machen.

Im Vormittag näherten wir uns der Insel Rhodus; der Nordwestwind hielt immer an, und das Meer war äußerst ungestüm, so daß wir unsern Weg unmöglich fortsetzen konnten. Der Capitän entschloß sich daher, in den Hafen von Rhodus einzulaufen, wo wir uns am 24sten gegen Abend vor Anker legten.

Die Küsten von Caramanien sind von Castel-Rosso bis an den Meerbusen von Macri weniger hoch, als ostwärts von dieser Insel; übrigens sind sie eben so steil abgeschnitten, haben eine Menge Vertiefungen und bestehen aus einem weisen, kahlen Gestein.

Die Caravelle, die wir nicht aus den Augen verloren hatten, fuhr in den Meerbusen von Macri ein, wo ein besserer Ankergrund ist als in dem Hafen von Rhodus. Diese große Vertiefung des Meeres ist östlich der Stadt Rhodus gegen über; ehmals hieß er Glaucus Sinus, von dem Flusse Glaucus, der sich darin ergießt. In der Tiefe desselben findet man unter den Ruinen der alten Stadt Telmissus sehr schätzbare Alterthümer, wovon Herr von Choiseul-Gouffier in seiner Reise durch Griechenland einige in Kupfer gestochen mitgetheilt hat.

In dem Meerbusen von Macri finden die Schiffe vortrefliche Häfen; in einigen der entlegensten darunter brachten sonst gewöhnlich mehrere Kauffartheischiffe die drei Wintermonate zu, in denen die Schiffahrt im Archipel gefährlich ist. Hier genossen sie der vollkommensten Ruhe und Sicherheit, und die Mannschaft beschäftigte sich theils mit Ausbesserung der Schiffe, theils fällte sie Holz, womit die Schiffe beladen wurden, und das weiter nichts kostete, als die Mühe zu fällen. Die herrlichsten Bäume gehörten dem ersten, der sie in Besitz nahm, und die Schiffe zogen einen großen Gewinn aus dem Verkauf dieses nicht bezahlten Holzes, das sie

im Frühjahr in Gegenden führten, wo ſie es mit Vortheil abſetzen konnten.

## Siebentes Kapitel.

Viceconſul von Rhodus — Inſel und Stadt Rhodus — Raſten — der Werft — Coloß von Rhodus — Bildſäulen — Clima und Fruchtbarkeit der Inſel — Ihre Namen — Vergleich zwiſchen ihrem alten und jetzigen Zuſtand.

Ich verließ das Schif, ſo bald es in dem Hafen von Rhodus die Anker geworfen hatte, und begab mich ſogleich zu dem Viceconſul von Frankreich, dem einzigen, der in der Inſel reſidirte. Er wohnte nicht in der Stadt ſelbſt, ſondern außerhalb ihren Ringmauern in einem kleinen griechiſchen Dorf, das für eine Vorſtadt derſelben gelten konnte. Ich fand an ihm einen Freund der Wiſſenſchaften, und einen eifrigen Vertheidiger der franzöſiſchen Nationalehre gegen den deſpotiſchen Uebermuth der Türken; er empfing mich äußerſt höflich und gütig, und behandelte mich während meines ganzen dortigen Aufenthalts mit der offenherzigſten Freundſchaft.

Dieſe Inſel liegt in 36° 26' der Breite; ihre gröſte Länge, von Norden nach Süden, beträgt ohngefähr zwölf Stunden, ihre Breite aber nur ſechs, und ihr Umkreiß vier und vierzig. Ihre Form iſt dreieckigt, daher ſie auch von Alters, ſo wie noch mehrere andere Inſeln, den Namen Trinacria bekommen hatte.

Die Stadt Rhodus, die Hauptſtadt der Inſel, liegt Nordöſtlich auf derſelben. Sie iſt befeſtiget, aber ihre Wälle ſind verfallen und in einem elenden Zuſtande. Das Andenken derſelben wird ſich jedoch bei der entfernteſten Nachwelt erhalten, denn ſie haben einen Beweiß geliefert, was die Tapferkeit gegen die furchtbarſte Macht

zu leisten im Stande ist, und zwar eine Tapferkeit, die nur allein durch Pflicht und Ehrgefühl eingeflößt, und weder durch Eroberungssucht noch durch Begierde nach dem Eigenthum der Besiegten befleckt würde. Hier nämlich war es, wo Villiers de l'Isle Adam, ein mit Lorbeern bedeckter Greis, dem nichts fehlte, um einer der berühmtesten Generale der Welt zu werden, als das Commando über eine große Armee; mit einer Handvoll tapferer Krieger sich sehr lange gegen die heftigsten Angriffe des sieggewohnten Heeres des stolzen Soliman's vertheidigt hat. Die Geschichte hat uns viele von den Wundern der Tapferkeit aufbehalten, durch welche diese Vertheidigung von Rhodus verherrlicht worden ist. Soliman befleckte aber auch seinen Triumph, der ihm hundert tausend Mann von seinen besten Truppen kostete, durch keine Grausamkeit; er wußte den Werth der Tapferkeit zu schätzen, und selbst in seinen Feinden sie zu ehren. Er überhäufte den Großmeister Villiers de l'Isle Adam mit Beweisen von Achtung, und bemühte sich durch alle Arten von Gefälligkeiten ihn das Unglück vergessen zu machen, in das ihn der widrige Ausschlag der Waffen gestürzt hatte.

Verlassen von dem ganzen übrigen Europa mußten die Johanniterritter, die dem Schwerdt der Muselmänner entronnen waren, Rhodus damals verlassen, und sich nach Malta begeben. Man findet jedoch in der Stadt noch sehr viele Spuren, daß sie einst diesem Orden zugehört hat; unter andern heißt noch gegenwärtig eine lange Straße: die Ritterstraße, und an den meisten Häusern in derselben sieht man auch noch die Wappen der alten Ritter. An einigen ist sogar das Wappen des Papstes befindlich, und man muß sich in der That verwundern, daß die Türken, diese Meister in der Kunst zu zerstören, die Sinnbilder der Oberherrschaft des obersten katholischen Bischofs, den sie tief ver-

abſcheuen, weil ſie ihn für den natürlichen und unverſöhnlichen Feind ihrer Religion halten, noch nicht vertilgt haben. Dieſe Inconſequenz fällt indeſſen noch weniger auf, wenn man ſie auch an dem gegenwärtigen Krieg, der zum Theil für die Wiederherſtellung des römiſchen Hofes und des Maltheſerordens geführt wird, thätigen Antheil nehmen ſieht.

Die ehemalige St Johanniskirche iſt jetzt die Hauptmoſchee; das Hoſpital iſt in einen Kornboden verwandelt, und der Pallaſt der Großmeiſter iſt faſt ganz unbewohnt und zur Helfte verfallen. Auch ſogar der Hafen iſt nicht mehr derſelbe, denn anſtatt daß ehemals Schiffe von jeder Größe den vollkommenſten Schutz darin fanden, müſſen jetzt die Kriegsſchiffe außerhalb deſſelben Anker werfen, und ſind hier durch einige Landſpitzen und Klippen ziemlich ſchlecht gegen die Winde geſchützt. Er iſt über die Helfte verſchlammt, und es können nur die gewöhnlichen griechiſchen Schiffe und einige Kauffartheiſchiffe darin einlaufen. Zur Vertheidigung des Hafens dient auf der einen Seite ein von einem Großmeiſter des Ordens erbauter viereckigter Thurm, den die Türken noch jetzt St. Johannis Thurm nennen, obgleich die Griechen ihm den in der Levante allgemeiner angenommenen Namen des heil. Nicolas beigelegt haben. Auf der andern Seite iſt ebenfalls ein Thurm, der aber weniger feſt und hoch iſt, und Engels- oder St. Michaelsthurm heißt. Außer dem großen Hafen war ehemals auf jeder Seite deſſelben auch noch ein kleinerer; der eine war für die Galeeren beſtimmt, wo ſie aber heut zu Tag nicht mehr einlaufen könnten; der andere iſt verſchüttet und faſt ganz trocken.

In dem Hafen von Rhodus lernte ich ein Mittel wie man die beſchwerlichen Ratten aus den Schiffen vertreiben und den Nachbarn zuſchicken kann. Unſer Schiff war voll von dieſen verderblichen Thieren; ſie zernagten

oder fraßen alle Vorräthe, und richteten wirklich groſſen Schaden an. Zum Glück warf aber ein mit Aepfeln beladener griechiſcher Kahn dicht neben uns die Anker; unſere Matroſen ſäumten nun nicht, in der Bucht ein kleines Thau hinein zu werfen, das ſie hinlänglich ſteif gemacht hatten, um den Ratten zur Brücke dienen zu können. Dieſe lieſſen ſich auch durch den Geruch der Aepfel, die ſie ausnehmend gern freſſen, verleiten, und gingen ſämtlich, ohne daß nur eine einzige zurück geblieben wäre, in den Kahn hinüber, wo ſie dem Eigenthümer deſſelben ſehr bald Gelegenheit gaben, unſere Nachbarſchaft zu verwünſchen.

Für die ottomanniſche Marine ſind in Rhodus Werfte errichtet, die aber eigentlicher Werkſtätte der Veruntreuungen und Plünderungen genannt werden könnten. Das Holz, ſo man zu dieſem Schifbau braucht, wird theils aus den herrlichen Waldungen in Caramanien geholt, theils aus der Inſel ſelbſt genommen; die Wälder in der letztern ſind jedoch ſo ganz ohne Schonung behandelt worden, daß ſie ſchon faſt völlig zu Grunde gerichtet ſind. Der Bau der Schiffe geht ſo langſam von ſtatten, und man nimmt ſo ſchlechtes Holz dazu, daß ſie nicht ſelten noch vor ihrer Vollendung ſchon zur Helfte verfault ſind. Gewöhnlich wird Tannenholz dazu gewählt, und wenn dieſes in der gehörigen Jahrszeit gefällt und mit der nöthigen Sorgfalt aufgehoben wird, ſo iſt es wirklich faſt unzerſtörbar. Den Türken iſt es aber einerlei, ob das Schif, das ſie für ihren Monarchen bauen, lange dauert oder nicht, ſie fällen die Bäume in jeder Jahrszeit, es mag Saft darin ſeyn oder nicht. Auch brauchen ſie ohne Auswahl ganz grünes Holz, das ſich biegt, wirft und ſehr bald verfault. Es geſchieht daher ſehr häufig, daß, ehe noch ein Schif in die See gelaſſen wird, das Holzwerk an demſelben ſchon ganz verdorben iſt; man denkt aber nicht daran, es auszubeſ-

fern, und hört nicht auf daran fortzuarbeiten und es völlig auszurüſten.

Die gröſte Unordnung herrſcht in der Adminiſtration dieſer Werfte, denn alle die dabei angeſtellt ſind, ſtehlen um die Wette. Beſonders verſtehen es die Oberaufſeher vortreflich, durch unſägliche Diebereien beträchtliche Reichthümer zu erwerben, die dann meiſtentheils wieder eine Beute von Höhern werden. Dieſe Reihfolge von Staatsdieben, die ſich gegenſeitig verſchlingen, iſt ein beſtimmtes Attribut der ottomaniſchen Regierung; dieſes Syſtem untergräbt auf eine furchtbare Art das Gebäude des Staats, und bereitet ihm von langer Zeit her ſeinen Sturz zu. Es hat übrigens in jeder Verfaſſung ſtatt, wo keine Ordnung herrſcht, und wir haben noch ganz neuerlich ein Beiſpiel gehabt, daß man nicht gerade in die Türkei zu gehen braucht, um es in ſeiner ganzen Abſcheulichkeit zu ſehen.

Man kennt allgemein den berühmten Coloß von Rhodus, eines von den ſieben Wundern der Welt, der an dem Eingang des Hafens geſtanden haben ſoll, und ſo groß geweſen iſt, daß beträchtliche Schiffe zwiſchen ſeinen Beinen durchſegeln konnten. Es war nach dem Bericht von Plinius, ein Monument, das Bewunderung erzwang. Ein Künſtler aus Lindos, einer Stadt auf der Inſel Rhodus, Namens Chares, der ein Schüler von Lyſippus, einem ſehr berühmten Bildhauer, war, ſoll ihn verfertiget haben. Man brauchte zwölf Jahre um ihn aufzurichten. Seine Höhe betrug hundert und zehn Fuß, nach einigen ſogar hundert und funfzig Fuß. Nachdem er ſechs und funfzig Jahr geſtanden hatte, wurde er durch ein Erdbeben umgeſtürzt, und auch jetzt, da er auf der Erde lag, war er noch immer ein wahres Wunderwerk. Wenige Menſchen konnten ſeinen Daumen umfaſſen, und jeder von ſeinen Fingern war gröſer als die gewöhnlichen Bildſäulen, in dem Innern ſeiner

abgebrochenen Theile sah man große Höhlungen, die mit Felsstücken ausgefüllt waren, um ihm durch Vermehrung seines Gewichtes mehr Festigkeit zu geben.

Es fiel niemand ein, eine so schwere Masse wieder aufrichten zu wollen; sie blieb bei 900 Jahr auf der Erde liegen, und erst im Jahr 672 wurde sie von den Arabern, nachdem sie die Insel erobert hatten, in Stücke zerlegt, und wegen des Erzes, woraus sie bestand, weggeschleppt. Fast alle Schriftsteller stimmen darin überein, daß neunhundert Camele erfordert würden, um die Stücke davon wegzuschaffen, und daß die Last eines jeden Cameels acht hundert Pfund betrug; hieraus ergiebt sich, daß das ganze Gewicht des Colosses beinahe 720 tausend Pfund betragen hatte.

Uebrigens ist die gewöhnliche Meinung, daß der Coloß am Eingang des Hafens gestanden, und die Schiffe mit vollen Segeln zwischen seinen Beinen durchgefahren seyen, durchaus falsch, wie es mehrere Gelehrte, besonders der Herr von Caylus vollkommen bewiesen haben. Sie setzen mit weit größerer Wahrscheinlichkeit dieses Denkmahl von der Macht der Rhodier in einige Entfernung von dem Hafen. Man sehe hierüber die Memoires de l'Académie des inscriptions etc. 24r Th. pag. 360.

Diese ungeheure Bildsäule war jedoch nicht die einzige merkwürdige in Rhodus. Plinius redet noch von hundert andern Colossen, die in verschiedenen Gegenden der Stadt gestanden hatten, aber weniger groß waren. Diese außerordentliche Menge Colossalischer Figuren in einer einzigen Stadt, hatte den Einwohnern von Rhodus den Beinamen der Colossier zugezogen. Erwägt man nun noch, daß auch die gewöhnlichen Statuen in solcher Menge daselbst vorhanden waren, daß die Alten die Anzahl derselben mit der der Einwohner verglichen haben; bedenkt man ferner, daß die älteste Schule der

Mahlerei, von der man bey den Griechen einige zuverläſſige Spuren findet, zur Zeit Ruarteons auf der Inſel Rhodus geblühet, und daß einer der berühmteſten Mahler des Alterthums, Protogenes, ſeine Meiſterſtücke daſelbſt verfertiget hat, ſo wird man ſich eine Idee von der Thätigkeit und dem glücklichen Erfolg machen können, womit die Künſte geblühet worden ſind, dagegen man durch die jetzige Entvölkerung dieſer Inſel, durch ihre Armuth und das Elend, ſo darin herrſcht, den richtigen Maasſtab von den ſchrecklichen Wirkungen einer unwiſſenden und deſpotiſchen Regierung.

Der eigentlich ſogenannte Coloß, den man den Coloß der Sonne nannte, war dieſem Geſtirn zu Ehren errichtet worden. Die ganze Inſel war ihm geweiht; in der Hauptſtadt war ihm einer der ſchönſten Tempel des Alterthums errichtet worden, und es wurde ſo allgemein daſelbſt verehrt, wie die Venus auf der Inſel Cypern. Hierzu hatte Dankbarkeit die Einwohner veranlaßet, denn nach der allgemeinen Meinung war die ganze Inſel durch eine auſſerordentliche Sündfluth überſchwemmt geweſen, und hatte es blos den Strahlen der Sonne zu danken, daß der Boden wieder ausgetrocknet war. Dieſe Gottheit, behaupteten die Rhodier ferner, habe auch die Inſel zu ihrem beſondern Tempel erwählt, und es verginge kein Tag im Jahr, an dem ſie nicht wenigſtens einige Augenblicke hindurch ihr Antlitz zeige. Es iſt in der That merkwürdig, daß dieſe Bemerkung der Alten mit den Beobachtungen der Neuern vollkommen übereinſtimmt. Von dem franzöſiſchen Conſul, der zu meiner Zeit auf der Inſel war, und der eine ziemliche Reihe von Jahren daſelbſt gewohnt hat, wurde mir verſichert, daß wenn die Sonne auch mit noch ſo vielen und dicken Wolken bedeckt wäre, ſie doch regelmäßig alle Tage wenigſtens auf einige Augenblicke hervorbräche.

Unter den vielen Namen, welche die Inſel im Al-

terthum führte, iſt der Name Makaria, die Glückſelige, den ſie mit der Inſel Cypern gemein hatte, der merkwürdigſte, weil er auf die Beſchaffenheit ihres Clima's und ihres Bodens Bezug hat. Sie hat jedoch große Vorzüge vor der letztern Inſel, weil ihr Clima weit milder und anmuthiger iſt. Die Hitze auf derſelben iſt nicht ſo übermäßig, und macht nicht alle Gewächſe vertrocknen, die Quellen verſiegen und die Menſchen unausſprechliche Qualen ausſtehen. Das Clima iſt im Gegentheil ſehr gemäßigt, die Luft iſt rein, und die ſchönſten Quellen liefern hinlängliches Waſſer. Die fetten und fruchtbaren Thäler könnten mit reichen Erndten und den ſchönſten Wieſen bedeckt ſeyn; überall laden die köſtlichſten Bäume, als Orangen-Oliven-Feigenbäume u. dergl. in ihren erquickenden Schatten ein, und füllen die Luft mit den balſamiſchen Gerüchen ihrer prächtigen Blüthen. Die Hügel könnten mit Weinbergen prangen, oder den zahlreichen Heerden eine Fülle von wohlriechenden Kräutern darbieten, und die Berge ſollten mit den ſchönſten Waldungen bedeckt ſeyn. Noch jetzt wäre Rhodus eines der anmuthigſten Länder der Welt, wenn nicht die eiſerne Hand der Türken alle dieſe reichlichen Geſchenke der Natur zerſtört und die lachendſten Gegenden in nackende Einöden verwandelt hätte! Das Glück bewohnt nicht mehr dieſes einſt glückſelige Land, und an die Stelle des goldenen Regens, den die Dichter des Alterthums als ein Sinnbild des Reichthums und der vorzüglichen Begünſtigung der Natur auf der Inſel niederfallen ließen, ſind jetzt verheerende Stürme getreten.

Der Name der Inſel hat den Etymologen häufig Gelegenheit gegeben, ihren Scharfſinn zu üben; allein ihre Vermuthungen ſind nicht immer die ungezwungenſten. Der Name Rhodus ſcheint mir am allernatürlichſten von dem griechiſchen Worte Rhodus herzuſtammen, wel-

welches eine Roſe bedeutet; dieſe Blume wächſt ſehr häufig auf der Inſel, und war vor alten Zeiten das Sinnbild derſelben, das man auch noch auf vielen von ihren Medaillen abgebildet findet.

## Achtes Kapitel.

Uralte Städte auf der Inſel Rhodus — Entſtehung der Inſel — Peſt — Einwohner — Glückliche Lage der Inſel, ihre Häfen, ihre Producte — Bartavellen oder griechiſche Rebhüner — Turteltauben — Wachteln — Schnepfen — Fiſche.

Die Stadt Rhodus iſt die einzige auf der Inſel; vor uralten Zeiten gab es noch drei andere daſelbſt, die aber ſchon zu den Zeiten des Plinius nicht mehr exiſtirt haben. Die anſehnlichſte darunter war Lindos, in der ein prächtiger Tempel der Minerva geſtanden hat. Einige Spuren davon findet man noch in einem Flecken, Namens Lindo, der auf der öſtlichen Küſte der Inſel liegt, und von lauter Griechen bewohnt iſt. Sein nicht ſehr geräumiger Hafen wird von den Kähnen der Inſel, die einheimiſche Producte daſelbſt laden, und fremde Waaren einführen, häufig beſucht. Auch treiben faſt alle Einwohner von Lindo den Handel und die Küſtenfahrt; ſie bedienen ſich hiezu kleiner leichter Schiffe, die ſie ſelbſt bauen, und die weit dauerhafter ſind als die Schiffe, die in den Werften von Rhodus für Rechnung der Regierung gebaut werden.

Die zweite von dieſen Städten hieß Camyros, und lag auf der weſtlichen Küſte der Inſel, Lindos faſt gerade gegenüber. Es ſind keine weitern Spuren davon übrig, als der Name eines griechiſchen Dorfes Camyro, das auf derſelben Stelle ſteht.

Von der allerälteſten unter dieſen drei Städten, Jalyſſos, findet man durchaus keine Spur mehr, und weiß blos, daß ſie auf der nördlichen Küſte der Inſel geſtanden hat.

Die Alten glaubten, die Inſel Rhodus ſey durch ein Erdbeben aus dem Grund des Meeres hervorgegangen; ſie hielten ſie daher für ein Geſchenk des Meeres, und gaben ihr, um das Andenken an ihren Urſprung zu erhalten, den Namen Pelagia, Tochter des Meeres. Allein ihre große Nähe mit dem feſten Land und das weit vorſpringende Cap, das die Verbindung der Inſel mit dem feſten Lande gemacht zu haben ſcheint, laſſen kaum einen Zweifel übrig, daß ſie mit demſelben zuſammen gehangen und ein großes Vorgebirg von Kleinaſien ausgemacht hat. Heut zu Tage wird die Inſel nicht mehr durch Erdbeben heimgeſucht, und man könnte eben ſo ſicher als angenehm auf derſelben leben, wenn nicht zwei andere noch furchtbarere Uebel, die Peſt und der ottomanniſche Despotismus, ſie mit Schrecken und Elend erfüllten.

Die Türken, bei denen die Peſt einheimiſch iſt, bringen den Keim davon mit ſich wo ſie hinkommen, und es wird nirgends, auch nur die geringſte Vorkehrung getroffen, um die Anſteckung zu verhindern oder ihrer weitern Verbreitung Einhalt zu thun. Die mit der Peſt behafteten Menſchen reiſen ſo frei wie die geſundeſten Menſchen in alle Orte des Reichs, und es fällt niemand ein ſie zu fliehen, oder ſich von ihnen in Acht zu nehmen. Man darf ſich daher nicht verwundern, daß auch die Inſel Rhodus, ſo gut wie alle andern Länder der Türken, oft von dieſer ſchrecklichſten unter allen anſteckenden Krankheiten heimgeſucht wird, ob ſie gleich zuverläſſig nicht auf Rechnung ihres Clima's geſchrieben werden kann, das eines der geſundeſten und anmuthigſten auf der Welt iſt.

In der Stadt Rhodus wohnen faſt lauter Türken; der Aufenthalt daſelbſt würde daher für alle andere außer für ſie ſelbſt ganz unerträglich ſeyn. Die Bevölkerung der ganzen übrigen Inſel beſteht aber aus Griechen, die von jenen berühmten Rhodiern abſtammen, die wegen ihrer Tapferkeit, ihrer heißen Liebe für Freiheit, ihres Geſchmacks für Künſte und Wiſſenſchaften und ihrer Geſchicklichkeit in der Schiffahrt, in den Annalen des Alterthums ſo ſehr geprieſen werden. Die lange Tyrannei aber, unter der ſie geſchmachtet haben, hat den kühnen Schwung ihrer Seelen zu Boden gedrückt, den Durſt nach Ruhm in ihnen erſtickt, und das Feuer ihres Genie's ausgelöſcht. Die Griechen von der Inſel Rhodus beſitzen kaum noch einen Schatten von der großen Energie ihrer Vorfahren, und nur allein in ihrer Meinung für das Seeweſen findet man noch eine Spur davon. Sie ſind noch immer muthige und geſchickte Seefahrer, und verſtehen ſich gut auf den Schiffsbau; wenn die ſchönen Länder des aſiatiſchen Griechenlandes je Hofnung bekämen, unter eine andere Herrſchaft zu kommen, ſo würde man auf der Inſel Rhodus einen kühnern Muth und einen lebendigern Geiſt der Freiheit finden, als in irgend einem ander Theile deſſelben.

Durch die Lage der Inſel auf dem Wege, den alle Schiffe, die aus dem nördlichen Griechenland nach Syrien und Aegypten fahren, nehmen müſſen, würde ſie in andern Händen die Niederlage eines äußerſt beträchtlichen Handels werden. In ihren Häfen könnten die Schiffe ausruhen und Lebensmittel einnehmen; die Nähe des feſten Landes würde ihr den Beſitz von einem anſehnlichen Theil des aſiatiſchen Handels verſchaffen, ſo wie ſie auch Theil an dem nach Aegypten und in die übrigen benachbarten Länder nehmen würde. Eine ſo äußerſt glückliche Lage hat nur unter der Regierung der Türken unbenutzt bleiben können; unter jeder andern

würde sie eine reiche Quelle von Wohlstand werden. Die Nachbarschaft einer langen Strecke von festem Land und einer Menge von Inseln, verbunden mit dem Reichthum an vortreflichem Schifbauholz, der auch durch die unsinnigste Behandlung noch nicht ganz hat zu Grunde gerichtet werden können, scheinen die Bewohner von Rhodus zu einer Nation von Seeleuten bestimmt zu haben. Mehrere Häfen auf der Insel befördern und erleichtern den Handel, und die Menge von Vorgebirgen, die der Insel eine äußerst unregelmäßige Gestalt geben, bilden unzählbare Rheden, Häfen und Buchten, in denen die Schiffe ihre Waaren ein- und ausladen, sich mit vortreflichem Wasser und allen Arten von Lebensmitteln versehen, und gegen Sturm und Wetter Schutz und Sicherheit finden können.

Einer von den vorzüglichsten unter diesen Häfen, nach dem von Rhodus, der zur Hälfte verschüttet ist, und erst hergestellt werden muß, ist der von Lindo, von dem ich schon oben gesprochen habe. Auf der nämlichen östlichen Küste der Insel, Nordwärts von Lindo, ist noch ein größerer Meerbusen zwischen den beiden Caps Paradie und Tenda, und Südwärts von demselben liegt die Bay St. Nicolaus, deren Einfahrt durch eine sehr beträchtliche Klippe in zwei Theile getheilt wird. Noch weiter gegen Süden findet man das Vorgebirg St. Johannes, vor welchem auf einer kleinen Insel ein Thurm steht, der ehemals als Leuchtthurm gebraucht worden ist. Das südlichste Vorgebirg der Insel, so wie auch das beträchtlichste, heißt das ruhige Vorgebirg (Capo Tranquillo): es macht mit dem Cap Candura eine große, sehr weit geöfnete Bay. Das ruhige Vorgebirg scheint das Meer durchbrochen und von seiner westlichen Seite zwei kleine Stücke, die als unfruchtbare Inseln daliegen, von seiner südlichen aber ein größeres

Stück abgeriſſen zu haben, welches eine bewohnte Inſel iſt, die den Namen St. Catharinen-Inſel führt.

Auf der weſtlichen Küſte der Inſel giebt es noch einige mehr oder weniger groſſe und ſichere Häfen. Dieſe Küſte iſt im Ganzen genommen ſandicht; das Waſſer an derſelben iſt tief, und wie die Seeleute ſagen, rein, d. h. man kann ſich ihm ohne Furcht vor Sandbänken und Klippen nähern.

Es iſt nur ein einziger Fluß auf der Inſel, der Xanthus heißt und ſich bei dem Vorgebirg, dem er ſeinen Namen giebt, ins Meer ergießt; ſie wird aber dagegen von einer Menge von Bächen durchſchnitten, die den obgleich bergigten Boden, äuſſerſt fruchtbar machen. Der Ackerbau wird jedoch im höchſten Grade vernachläſſiget, denn die barbariſche Regierung legt ihm, ſo wie überhaupt jedem Zweig der Induſtrie, die drückendſten Feſſeln an. Unter den Producten der Inſel iſt auch der Wein merkwürdig, der von den Alten ſo ſehr gerühmt worden iſt, und der auch noch jetzt, wenn er nur einigermaſſen ſorgfältig behandelt wird, unter die ſehr guten Weine gerechnet werden kann.

Die Einwohner von Rhodus haben viel Geſchmack an Gärten. Die Stadt ſowohl als alle Flecken und Dörfer ſind mit groſſen Baumgärten umringt, die ſehr zweckmäßig und mit groſſer Mannichfaltigkeit angelegt ſind; auch Blumen und Küchengewächſe werden mit vieler Sorgfalt darin gezogen.

Hirſche und anderes Wildpret ſind in groſſer Menge vorhanden; beſonders giebt es ſehr viele Bartavellen oder griechiſche Rebhüner. Der Vicekonſul zu Rhodus hatte eines in einem Käfichte, allein er mußte ihm von Zeit zu Zeit die Spitze des Schnabels abſchneiden, weil ſie ſich ſo ſehr verlängerte und krumm bog, daß der Vogel dadurch am Freſſen verhindert wurde. Es verträgt vielleicht kein Thier weniger die Gefangenſchaft als

überhaupt die Rebhühner; wenn sie in einen engen Raum eingeschlossen werden, so kränkeln sie einige Zeit und dann sterben sie, denn keine Art von sorgfältiger Behandlung kann ihnen die Freiheit, in der sie sich nach Gefallen herumtreiben können, ersetzen. Die Bartavelle des Viceconsuls wäre gewiß dieser unnatürlichen Verlängerung des Schnabels nicht unterworfen gewesen, wenn ihr enges Gefängniß sie nicht verhindert hätte, die Spitze desselben häufig abzureiben.

Die Gärten um Rhodus sind mit einer Menge Turteltauben bevölkert, die ein röthlich graues Gefieder und ein schwarzes Halsband haben, deren ich viele in Aegypten gesehen habe. (Senegalische Turteltauben.) Höchst sonderbar ist es, daß die Wachteln, die sich auf ihrem Zug aus Europa nach Afrika auf mehreren Inseln verweilen, um auszuruhen, sich niemals auf der Insel Rhodus aufhalten, und da schlechterdings niemals Wachteln dahin kommen, obgleich die Insel nur wenig von dem Weg entfernt ist, den sie nehmen, so ist dieses ein Beweis, daß diese Vögel auf ihrem Zuge einer bestimmten Linie folgen, die so unveränderlich ist wie die Jahrszeit ihrer Wanderung. Die Schnepfen hingegen kommen jährlich in sehr großer Menge dahin; sie stellen sich im November ein und halten sich ohngefähr einen Monat daselbst auf. Diese Vögel scheinen sich zwar in kältern Ländern Vorzugsweise aufzuhalten, allein ich habe dennoch einige gesehen, freilich in geringer Anzahl, die um eben diese Zeit einem gelindern Winter in den feuchten Ebenen von Niederägypten entgegen zogen.

Der Fischfang ist an den Küsten von Rhodus außerordentlich ergiebig, weshalb die Insel auch einst die Fischreiche genannt worden ist. Auch liefert das Meer daselbst Corallen und schöne Schwämme. Das Innere der Erde ist reich an Fossilien aller Art, und ein Mineraloge könnte sich ein höchst interessantes Cabinet

sammeln. Es fehlt der Insel Rhodus durchaus nichts, als daß sie von dem Joche der Türken befreit werde, die das furchtbare Talent, den glücklichsten Ort in einen Aufenthalt des Elendes und des Schreckens zu verwandeln, im höchsten Grade besitzen.

## Neuntes Kapitel.

Abreise von Rhodus — die Muräne oder Wasserschlange — das Carpathische Meer — die Insel Eleusa — Canal von Rhodus — kleine Wölkchen, die einen Sturm ankündigen — Insel Symi — Taucher — Cap Crio — Gnidus — Fischerei — Zwiebeln — Calmar, oder Tintenfisch — Ankunft in der Insel Stanchio — allgemeiner Blick über die Inseln im mittelländischen Meer — Insel Scarpanto — Caso — Limonia — Narki — Piscopia — Nisari — Madona.

Wir hatten von Glück zu sagen, daß wir in dem Hafen von Rhodus eingelaufen waren, denn schon an dem ersten Tage erhob sich ein heftiger Sturm, dem unser kleines und schlecht ausgerüstetes Schiff unmöglich hätte widerstehen können. Er dauerte vier Tage lang ununterbrochen fort; endlich am 28sten Oct. legte sich derselbe, und der Himmel heiterte sich auf; wir verließen daher mit einem günstigen Südwestwind den Hafen, allein dieser legte sich bald wieder, und es erhob sich dagegen aufs neue ein widriger und sehr heftiger Wind.

Ich kaufte hier von einer kleinen Fischerbarke, die an unser Schif herankam, einige Fische, und unter andern auch eine Muräne von der Art, die den Namen Wasserschlange führt, weil sie nicht nur die Gestalt und die wellenförmigen Bewegungen der Schlangen, sondern auch ihre schönen und glänzenden Farben hat. Dieser Name ist aber auch noch andern Arten von Fi-

ſchen beigelegt worden, und man hat die beſondern Kennzeichen, wodurch ſie ſich von einander unterſcheiden, ſo ſehr mit einander untermiſcht, und andern Arten zugeſchrieben, denen ſie nicht zukommen; daß daraus eine große Verwirrung in der Eintheilung dieſer Arten entſtanden iſt. Es wird daher nicht überflüſſig ſeyn, wenn ich von der Muräne oder Waſſerſchlange, die ich in dem Canal von Rhodus bekommen habe, eine beſtimmte Beſchreibung hier beifüge.

Sie hat einen länglichten, glattgedrückten, im Vergleich mit der Länge des Körpers nicht ſehr großen und ſpitzzulaufenden Kopf. Ihr Rachen iſt weit geöfnet; die Kinnladen ſind der Länge nach platt gedrückt, und haben Aehnlichkeit mit dem Schnabel einer Gans. Das Innere dieſer Kinnladen iſt mit einer furchtbaren Menge von Zähnen beſetzt, die äußerſt ſpitz und von verſchiedener Größe und Geſtalt ſind; die einen ſind klein und ſtehen gerade, die andern ſind lang, beweglich und rückwärts gebogen. Die ganze obere Kinnlade iſt voll von dieſen Zähnen, die an dem Rand kleiner als in der Mitte ſind; die untere hingegen hat nur allein Zähne am dem Rand. Man hat behauptet, der Biß dieſer Muräne ſey giftig und ihr Fleiſch folglich ungeſund; allein wenn auch dieſes falſch iſt, ſo muß doch die Wunde, die durch eine ſolche Menge Zähne von verſchiedener Größe beigebracht wird, die fürchterlichſten Schmerzen verurſachen. Der Menſch, der immer darauf ſinnt, ſeine Nebenmenſchen zu quälen, gebrauchte ehemals dieſes zermalmende Gebiß der Muräne, das durch die Gefräßigkeit des Thieres noch furchtbarer wird, zu einer glücklicher Weiſe jetzt vergeſſenen Todesſtrafe. Zur Zeit der römiſchen Kaiſer wurden die zum Tode verurtheilten Sklaven in Teiche geworfen, die mit Muränen angefüllt waren; dieſe ſetzten ſich ſogleich in Menge an alle Theile ihres Körpers an, und zerfraſſen die Unglücklichen lebendig.

An dem äußersten Ende der obern Kinnlade sind zwei kurze Knochenerhöhungen, die Willughby in seiner Historia piscium für die Organe des Gehörs hält. Die Augen sind klein und stehen in der obern Kinnlade näher an ihrem Ende, als an dem Ecken des Rachens; sie sind mit einem bläulichen und durchsichtigen Häutchen bedeckt, und um den Stern läuft ein orangenfarbiger Kreis. Nahe bei den Augen sind die Nasenlöcher; eine andere kleine und runde Oefnung in der Gegend der Kiemen dient dem Fisch zum Auswerfen des Wassers.

Ihr Körper hat viel Aehnliches mit dem Aal, nur daß er kürzer, dicker und auf den Seiten eingedrückter ist. Sie hat keine Flossen an den Kiemen, noch auch am Bauch; auf dem Rücken, in einiger Entfernung vom Kopf, fängt eine schmale Flosse an, läuft über den ganzen Rücken hinunter, umringt der Länge nach den Schwanz, und endigt sich unten an dem Anus; sie ist der ganzen Länge nach mit der Haut des Körpers umgeben.

Die Farben der glatten und schleimigten Haut sind äußerst mannichfaltig; an der Spitze der Kinnladen ist sie schwarz, und oben auf dem Kopf rothbraun, mit gelben Flecken. Der Körper ist ebenfalls rothbraun, und wird gegen den Schwanz zu immer dunkler; der obere Theil ist mit schwarzen Puncten und großen gelben Flecken bedeckt, die Seiten aber und der untere Theil bis an die Kiemen sind flachgelb, mit braunen Streifen und Flecken.

Diese Menge von gelben Flecken, die sich überall auf dem Körper des Fisches befanden, zeigte mir, daß es ein Weibchen war. Mehrere Naturforscher haben die Bemerkung gemacht, daß das Männchen nur wenige Flecken habe, das Weibchen hingegen fast ganz damit überdeckt sey, und ich habe nicht nur an dem Fische, den ich hier beschreibe, und der wirklich ein Weibchen

war, sondern auch an mehrern andern von derselbigen Art, die ich in der Levante untersuchte, diese Bemerkung vollkommen bestätigt gefunden. Dieses Weibchen hatte in seinem Innern gelbe, ellipsische Eier, und in dem Bauch einen ziemlich großen, halbverdauten Fisch.

Die Griechen auf den Inseln des Archipels nennen diese Art von Muränen Smínaria, und behaupten, daß sie sich mit den Landschlangen begatte. Wer uns hat man ehemals das nämliche vom Aal gesagt, allein da es unter den verschiedenen Arten von Muränen, so wie unter den Aalen Männchen und Weibchen giebt, so haben sie nicht nöthig in einem ihnen fremden Element eine Aushülfe von dieser Art zu suchen, und man weiß auch, daß sich die Individuen von beiden Geschlechtern, auf die Art wie die Nattern begatten.

Das Fleisch von der Smínaria der heutigen Griechen ist sehr weiß und zart; allein wegen der vielen durch befindlichen kleinen Gräten ist es unangenehm zu essen. Die Fischer sollen die Kunst besitzen, wenn sie den Körper des Fisches zwischen zwei Hölzern drücken, alle diese Gräten bis in den Schwanz hinabzustreifen, und dann sämtlich mit der Haut wegzunehmen. Uebrigens sind diese Fische an den Küsten von Natolien und im Archipel sehr häufig. Sie stecken gewöhnlich in den Ritzen und Löchern der Felsen, und um sie heraus zu locken, nehmen die Levantischen Fischer eine Art kleiner Fische zu Hilfe, die Athérnos heißen, und von denen ich weiter unten reden werde. Diese kauen sie roh, machen unten im Munde eine Art von Teich davon, und werfen sie dann an den Orten, wo die Felsen Muränenlöcher zu enthalten scheinen, ins Meer; der Geruch hievon lockt diese Fische sehr bald herbei, und dann werden sie mit der Angel gefangen.

Nachdem wir das Vorgebirg St. Antonius, das nördlichste auf der Insel Rhodus, und folglich das näch-

ſo an dem feſten Lande, wovon es nur drei Stunden entfernt iſt, umſegelt hatten, befanden wir uns in der Mitte der Meerenge, die der Canal von Rhodus heißt, und nicht das carpathiſche Meer, wie einige Geographen geſagt haben. Das carpathiſche Meer, das ſeinen Namen von der darin gelegenen Inſel Carpathos, heut zu Tage Scarpanto, bekommen hat, liegt nebſt dieſer Inſel gegen Südweſten von der Inſel Rhodus, zwiſchen dieſer und der Inſel Candia. Hinter uns ließen wir die kleine Inſel Eleuſa, die an der Küſte von Kleinaſien bei dem Eingang eines Meerbuſens liegt, der heut zu Tage Marmoro oder Marmoriſſo genannt wird; die Inſel hat nicht mehr als eine halbe Stunde im Umkreiß. Nicht weit von dieſem Meerbuſen lag der Berg Phönix, auf dem eine befeſtigte Stadt deſſelben Namens geſtanden hatte. Ein wenig weiter gegen Weſten wird dieſer Theil von Caramanien durch das Cap Volpe, vor Alters Cynoſſema geſchloſſen, das der Inſel Rhodus am nächſten liegt. Unter demſelben iſt der Hafen Chevalier oder Carvalier, der häufig von den Kriegsſchiffen beſucht wird, weil ſie außerhalb des Hafens von Rhodus, in den ſie nicht einlaufen können, nicht immer ſicher genug ſind.

Wenn der Wind nur einigermaßen ſtark iſt, ſo iſt das Meer in dieſem Canal zwiſchen Caramanien und der Inſel Rhodus äußerſt ungeſtüm, und die Wellen werden fürchterlich groß. Der Grund von dieſer außerordentlichen Bewegung ſind die Strömungen, die in dieſem mit Inſeln und Landſpitzen durchſchnittenen Meer verſchiedene Richtungen haben und oft gegen einander ſtoßen; hierzu kommen auch die unregelmäßigen und unbeſtändigen Winde. Es geſchieht nicht ſelten, daß auf mehrern Puncten des nämlichen Canals ein ganz verſchiedener Wind weht, und daß ſogar in einer Gegend deſſelben eine vollkommene Windſtille herrſcht, während in der andern der heftigſte Sturm tobt. Die Winde

ſind aber in dieſen verſperrten Gewäſſern nicht nur unbeſtändig, ſondern es folgen auch oft auf die tiefſte Stille plötzliche und heftige Windſtöße; dieſe werden jedoch nicht ſelten durch untrügliche Kennzeichen angekündiget. Ueber den Bergen, die faſt die ganze Küſte von Caramanien bedecken, ſieht man nämlich zuweilen bei ganz hellem Himmel eine ſehr kleine ſchwarze Wolke zum Vorſchein kommen, die oft nicht größer zu ſeyn ſcheint als ein Vogel. Dieſe kleine Dunſtkugel dehnt ſich plötzlich aus, ſammelt ſich wieder, verſchwindet zuweilen hinter den Bergen, erſcheint aufs neue und ändert in jedem Augenblick ihre Geſtalt. Die Luft mag dann noch ſo ruhig ſeyn, ſo kann man einen plötzlichen und heftigen Windſtoß mit Gewißheit erwarten, der gewöhnlich mit einem ſo tobenden Ungeſtüm losbricht, daß wenn ein Schif ſich nicht im voraus darauf vorbereitet hat, es Gefahr läuft ſein Segelwerk und oft auch ſeine Maſten zu verlieren.

Am 23ſten October überfiel uns ſelbſt ein ſolcher Sturm, und zwar nach einer Windſtille, die uns dem Cap Trio, einem groſſen Vorgebirg von Caramanien, gegenüber feſt gehalten hatte. Während derſelben war eine Menge Fiſche auf der Oberfläche des Waſſers mit groſſer Schnelligkeit neben uns vorbei geſchwommen, und hatte ſich oft über das Waſſer in die Höhe geworfen; dies iſt aber immer ein Kennzeichen von einer baldigen ſtarken Erſchütterung der Luft und des Meeres. Eine kleine Wolke, Vorbote des Sturmes, hatte ſich über dem Vorgebirge gezeigt, und bald brach er auch mit ſolcher Heftigkeit los, daß wir alle Segel einziehen und die ganze Nacht hindurch blos mit dem Schonfahrſegel zubringen mußten.

Am 24ſten legte ſich zwar der Wind ziemlich, allein er war uns immer noch entgegen. Wir waren wider unſern Willen vor der kleinen Inſel Symi vorbei, geſe-

gelt, die ehemals vortreflich angebaut und reich an Getraide geweſen iſt, gegenwärtig aber kaum mehr eine Spur von dieſer Cultur aufzuweiſen hat. Ihre Einwohner legen ſich hauptſächlich auf die Fiſcherei der Schwämme, womit rings um die Inſel der felſigte Grund des Meeres bedeckt iſt. Sie ſind die kühnſten und geſchickteſten Taucher, die es giebt; ſie laſſen ſich oft zwanzig bis dreißig Klaftern tief ins Meer hinab, löſen die Schwämme von den Felſen ab, und kommen dann wieder in die Höhe um einige Augenblicke Athem zu ſchöpfen, worauf ſie ſich aufs neue hinunter laſſen. Solche Menſchen, die von ihrer Kindheit an gewohnt ſind in den Abgrund des Meeres zu ſteigen, und daſelbſt wie auf fruchtbaren Feldern ihre vorzüglichſte, ja ſogar einzige Erndte einzuſammeln, müſſen natürlicher Weiſe mit der kühnſten Unerſchrockenheit der Wuth eines Elementes trotzen, mit dem ſie ſo vertraut ſind; auch ſind wirklich die Symioten vortrefliche Seeleute, denn kühner Muth iſt die weſentlichſte Eigenſchaft eines Seemannes. Dieſe Griechen fahren mit leichten Kähnen auf die benachbarten Küſten und Inſeln, bringen die Producte ihrer Fiſcherei dahin, und treiben daneben einen kleinen Handel, der für die Bedürfniſſe und den Ehrgeitz eines Volkes von Tauchern vollkommen hinreichend iſt.

Die Symioten ſind ſtark gebaut und ſchön gewachſene Leute, denn durch ihr arbeitſames Leben werden alle Kräfte ihres Körpers entwickelt. Schon Homer rühmt die Schönheit von Nireus, dem König von Symi, im 2ten Geſang der Iliade:

Nireus, Charopos Sohn, des Herrſchenden, und der Aglaia
Nireus, der der ſchönſte Mann vor Ilios her zog —

Ihre Lebensart iſt äußerſt einfach; durch anhaltende Arbeitſamkeit haben ſie das Verderben der Sitten von

ſich entfernt, und die Tyrannei, die ſo ſchwer auf ihren Nachbarn laſtet, hat dieſes Volk allein verſchont, oder vielmehr verachtet, denn ſie fand bei ihm keine Reichthümer, ſondern nur ſtrenge Sitten und mühſame Arbeiten, die die ſicherſte Gewähr der Unabhängigkeit ſind.

Die Inſel Symi liegt ſehr nahe an der Küſte des feſten Landes, am Eingang eines nach ihr benannten Meerbuſens. Dieſer iſt zwar nur zwei Stunden lang und eine breit, aber dennoch ſind zwei gute Häfen darin, in welche große Schiffe einlaufen können, und noch außerdem mehrere kleine Bayen, worin Kähne und andere kleine Fahrzeuge Schutz finden.

Auf der andern Seite Symi gegenüber wird der Meerbuſen durch das Cap Crio gebildet, vor Alters Triopium, ein Vorgebirg in Dorien, einer Provinz von Carien, auf deſſen äußerſter Spitze die berühmte Stadt Gnidus geſtanden hat, in welcher die Venus verehrt wurde. Die hier befindliche Bildſäule dieſer Göttin war das größte Meiſterſtück des Praxiteles. Sie ſtand in einem nicht ſehr großen und auf allen Seiten offenen Tempel, und war von einer ſo außerordentlichen Schönheit, daß ſie einſt einem zweiten Pygmalion eine heftige Leidenſchaft einflößte, der dieſes Ideal der liebenswürdigſten Frau nächtlicherweiſe auf eine ſchändliche Art entweihte. Es wurden den Gnidiern zu wiederholtenmalen äußerſt anſehnliche Gebote darauf gethan, allein ſie konnten ſich nicht entſchließen, dieſes Meiſterſtück wegzugeben; und Plinius, der dieſes erzählt, lobt ſie wegen dieſer Weigerung, durch die ſie ihre Leidenſchaft für die ſchönen Künſte verewigten. Auch fand man in Gnidus eine Menge anderer Beweiſe von dieſer Leidenſchaft; die vielen Bildſäulen, die man auf allen Seiten erblickte, hatten zwar nicht die hohe Vollkommenheit und die bezaubernden Reize von der Venus des Praxiteles, allein

sie trugen dennoch äußerst viel zum Ruhm und auch zum Wohlstand der Stadt bei, weil sie eine Menge von Fremden herbeizogen. Heut zu Tage ist die Stelle, wo eine der glänzendsten und berühmtesten Städte des alten Griechenlandes stand, mit Ruinen und Schutt bedeckt, und man darf sich ihnen nicht einmal nähern, geschweige denn nachgraben um Fragmente ihres alten Glanzes zu finden.

Außer dem Geschmack für die Künste, besaßen die Gnidier auch ein besonderes Genie für große Unternehmungen. So hatten sie z. B. den Plan entworfen, das große Vorgebirg, auf dem ihre Stadt und ihr Gebiet lagen, in seiner Basis zu durchgraben, und dadurch ihre Erdzunge in eine Insel zu verwandeln. Hierdurch wäre nicht nur ihren leichten Schiffen der weite mit Gefahr verbundene Umweg um das Cap Triopium erspart worden, sondern ihr Land würde auch weit mehr gegen die Angriffe der Feinde gesichert gewesen seyn. Man hatte auch schon wirklich angefangen, diesen Plan in Ausführung zu bringen, allein die Arbeit wurde durch einen Orakelspruch unterbrochen. Man glaubte in zwei dunkeln Hexametern, welche die Pythia zu Delphi aussprach, den Ausspruch zu finden, daß die Einwohner von Gnidus ihre Landzunge so lassen sollten wie sie wäre, weil Jupiter, wenn er gewollt hätte, daß sie eine Insel, wäre, ihnen die Mühe erspart haben würde sie dazu zu machen. Eine so einfältige Antwort, nach welcher durchaus alle große Unternehmungen unterbleiben müßten, konnten nur Menschen geben, die sich rühmten auf geheimnißvollen drei Füßen das Organ der Gottheit zu seyn.

Das Meer liefert bei Gnidus eine ungeheure Menge Fische. Die Erfahrung hat die Fischer in diesen Gegenden, so wie auch im Archipel, gelehrt, daß alle Fische, die sich gewöhnlich in der hohen See aufhalten,

während der Stürme und des Regenwetters ſich dem Lande nähern, und daß man ſie alsdann leicht ſogar von der Küſte aus fangen kann, dahingegen bei ſchöner Witterung nur einige kleinere Arten in der Nähe des Landes zurück bleiben.

Die gnidiſchen Weine waren ehemals ſehr berühmt; auch die gnidiſchen Zwiebeln werden von Theophraſt beſonders gelobt, weil ſie nicht weinen machten. Dieſer Pflanze iſt in der That auch die Hitze äußerſt zuträglich, und in den heißen Ländern ſind die Zwiebeln weit weniger ſcharf als in den kältern oder auch in den gemäßigten. Die ägyptiſchen Zwiebeln beißen durchaus nicht auf der Zunge und erregen kein thränen der Augen, wenn man ſie aufſchneidet; ſie ſind daſelbſt roh und gekocht, die gewöhnlichſte Nahrung der Einwohner.

Am 30ſten gegen Abend heiterte ſich der Himmel auf, und das Meer wurde ruhig; allein ſo leicht der Wind war, ſo kam er uns doch gerade entgegen, und wir mußten laviren um vorwärts zu kommen. Ohne dieſe Unannehmlichkeit wäre unſere Fahrt äußerſt unterhaltend geweſen, denn bald näherten wir uns den Küſten von Kleinaſien, wo der Anblick der Waldungen der Felder und der Ortſchaften, der in jedem Augenblick neu wurde, uns ſehr angenehm unterhielt, bald fuhren wir an Inſeln und Klippen hin, die ihre geſchmückten Hügel und Thäler oder ihre dürre Unfruchtbarkeit vor uns zur Schau ſtellten. Vor und hinter uns wurde der Horizont durch eine Menge Inſeln beſchränkt, die in der Ferne mit einander zuſammen zu hängen, und uns ſo dicht einzuſchließen ſchienen, daß wir nicht die geringſte Oefnung zu finden glaubten, durch die wir wieder heraus kommen könnten. Ein Flug Kraniche ging gegen Aegypten hin ſo hoch über uns weg, daß man ſie ohngeachtet des reinen Himmels kaum ſehen konnte; ſie erfüllten aber die Luft mit ihrem Geſchrei. Dieſe Vögel

reiſen

reiſen nie anders aus einem Land in das andere, als bei ſchöner Witterung.

Am 1ſten Nov. erhob ſich ein heftiger und fortdauernd widriger Wind. Ein Polype ſprang mit ſolcher Schnelligkeit auf das Schif, daß er mich auf dem Verdeck, wo ich ſaß, ſo heftig an den Schenkel traf, als wenn man mich mit aller Gewalt mit einer Kugel geworfen hätte. Es war ein Calmar, oder Tintenfiſch oder auch Blockfiſch, und man hält es für einen ſichern Vorboten eines Sturms, wenn die Calmarn über die Oberfläche des Waſſers ſpringen. Wir erblickten an dem nämlichen Tage noch eine Menge von dieſen Polypen; ſie erhuben ſich wie fliegende Fiſche über das Meer, und nahmen einen Strahl von Waſſer wie einen Schweif mit ſich in die Höhe, der durch die Brechung der Sonnenſtrahlen in mannichfaltigen Farben ſpielte, und uns äuſſerſt viel Vergnügen gewährte.

Auf den Inſeln des Archipels werden die Tintenfiſche mit der Leine gefiſcht, und zwar fängt man ſie beſonders im Winter. Ihr Fleiſch iſt hart, ſchwer zu verdauen und ein ſchlechtes Eſſen; allein bei den Griechen iſt es dennoch eine ſehr gewöhnliche Speiſe. Sie füllen das Innere des Polypen mit gehacktem Fleiſch, aber dadurch wird ſein eigenes Fleiſch um nichts zarter und wohlſchmeckender.

Wir kämpften mit aller Anſtrengung gegen den Wind, der von Stunde zu Stunde ſtärker, und das Meer unruhiger wurde; endlich erreichten wir die Inſel Stalimene, wo wir am 3. Nov. bei Anbruch des Tages die Anker warfen. Ehe ich jedoch ausführlich von dieſer Inſel rede, muß ich noch einmal zurückkehren, um von einigen andern Inſeln, die wir ſüdwärts auf unſerer Fahrt hatten liegen laſſen, einige Erwähnung zu thun.

Wenn man einen Blick auf die unermeßliche Menge von Inſeln, Vorgebirgen und Klippen wirft, die ohne

Ordnung und dicht beiſammen den öſtlichen Theil des mittelländiſchen Meeres faſt ganz bedecken, ſo kann man ſich des Gedankens nicht erwehren, daß dieſes ganze Meer in den allerälteſten Zeiten ein feſtes Land geweſen iſt, welches durch Erdbeben, oder Vulkane oder auch durch einen ſchnellen Andrang der Gewäſſer des ſchwarzen Meeres überſchwemmt und in dieſe zahlloſe Stücke zerriſſen worden iſt. Ein großer Theil von dieſem Continent iſt ganz untergegangen, und es ſind nur einzelne Theile davon übrig geblieben. Aber alle dieſe einzelne Theile haben in ihrer Nähe noch kleinere Inſeln, über das Meer hervorragende oder von ihm verdeckte Felſen, Sandbänke und mehr dergleichen Fragmente von ihrer alten Verbindung mit einer benachbarten Inſel oder mit dem feſten Land, auch entdeckt man ohne Mühe die Linien und Richtungen, in welchen dieſe Inſeln und Länder mit einander verbunden geweſen waren, und man wird feſt überzeugt, daß ſie ſämtlich nur ein ununterbrochen zuſammenhängendes Ganze ausgemacht haben. Wer weiß ſogar, ob Plato's berühmte Atlantis nicht eher in dieſem Theile des mittelländiſchen Meeres als im Ocean zu ſuchen iſt? Wenigſtens verſicherte dieſer berühmte Philoſoph ausdrücklich, daß ſie ſüdwärts von Africa läge, was doch höchſt wahrſcheinlich nur gegen die lybiſchen Küſten hin geweſen ſeyn kann.

Von der ſüdlichen Spitze von Rhodus ſcheint die Inſel Scarpanto, vor Alters Carpathus, losgeriſſen zu ſeyn; dieſe Inſel gab dem carpathiſchen Meer ſeinen Namen, d. h. derjenigen Strecke vom Meer, die zwiſchen den Inſeln Rhodus und Candia begriffen iſt, und wovon die Dichter ſo oft geſprochen haben. Sie iſt zwar weit weniger groß als die Inſel Rhodus, hat aber ohngefähr dieſelbe Geſtalt, und iſt ebenfals viel länger als breit; nämlich ihre Länge beträgt nur 7 bis 8 Stunden, und ihre Breite nicht mehr als 3 Stunden. Rhodo hat

ſie unter den Namen Tetrapolis angeführt, weil ſie vier Städte in ſich begrif; andere Geſchichtſchreiber legen ihr ſogar ſieben Städte bei, und heut zu Tage iſt keine einzige mehr übrig. Es ſind jedoch mehrere ſehr gute Häfen auf der Inſel, in die ſich die Schiffe in Stürmen oder bei widrigen Winden flüchten können.

Ich habe nicht Gelegenheit gehabt, dieſe Inſel ſelbſt zu beſuchen; ich weiß jedoch, daß ihre hohen Berge reich an Mineralien ſind, daß ſie ſehr fruchtbar, und reich an Wildprett iſt, daß ihre Küſten ſehr fiſchreich ſind, und, was in der That keiner von den geringſten Vorzügen iſt, daß kein einziger Türke darauf wohnt. Durch die Lage zwiſchen zwei großen Inſeln, und auf dem Wege, den alle Schiffe nehmen müſſen, die nach Cypern, Syrien und Aegypten reiſen, könnte Scarpanto äußerſt wichtig für den Handel und ein allgemeiner Stapelort werden.

Zwiſchen dem Cap Porniſa, dem ſüdlichſten dieſer Inſel, und dem Cap Sidero, dem öſtlichſten auf der Inſel Candia, jedoch näher bei dem erſtern als bei dem letztern, liegt die kleine Inſel Caſo, vor Alters Caſos oder Caſus. Ehemals ſtand eine Stadt auf dieſer Inſel, Namens Caſus, allein es iſt keine Spur mehr davon vorhanden. Ueberhaupt iſt die Bevölkerung der Inſel nicht beträchtlich und beſteht aus lauter Griechen. Die Größe der Inſel beträgt nur drei Stunden im Umkreiß; ſie wird auch nicht häufig von Schiffen beſucht, denn es iſt ſchwer ſich ihnen zu nähern und ihre Rhede iſt ſehr gefährlich, allein die Einwohner ſind deshalb nur deſto glücklicher und freier, denn die Türken kommen ſelten dahin. Dafür ſind aber auch dieſe Griechen in Caſo, weil ſie unabhängiger und ruhiger in dem Beſitz ihres Eigenthums ſind, weit arbeitſamer als alle übrigen Griechen. Durch ihren Fleiß haben ſie die wenige Erde, womit die von der Natur dem Anſchein nach gar nicht dazu be-

[illegible] Felsen bedeckt sind, fruchtbar gemacht. Es wächst unter andern auf diesem steinigten Boden ein sehr guter Wein, und auch der Honig ist noch wie im Alterthum von einer vorzüglichen Güte. Auch treiben die Einwohner der Insel Schiffahrt und Handlung, allein ihre Industrie in diesem Puncte erstreckt sich nicht über die Grenzen des Archipels hinaus.

Westwärts von Scarpanto liegen noch mehrere wüste und unbewohnte kleine Inseln; sie sind jedoch nur allein für den Seemann interessant.

Die erste Insel, die wir bei der Abreise von Rhodus rechter Hand hatten liegen lassen, war Limonia. Sie ist nicht groß, und weniger breit als lang. Auf ihrer östlichen Küste ist ein kleiner durch Felsen gesicherter Hafen, an welchem das einzige Dorf liegt, das sich auf der Insel befindet.

Nicht weit von Limonia liegt Narke oder Karki, eine kleine Insel, welche die vorige weder an Größe noch an Wichtigkeit übertrift. Vor Alters hieß sie Chalca oder Chalcis. Mehrere über das Meer hervorragende Klippen beweisen, daß beide Inseln Limonia und Narki, ehemals mit einander verbunden gewesen sind.

Etwas weiter gegen Nordwest, und ohngefähr in der Mitte zwischen den Inseln Rhodus und Stanchio, liegt die Insel Piscopia, die ein wenig größer ist als die beiden vorhergehenden. Sie hat einen ziemlich guten Hafen, und mehrere sehr bequeme Plätze zum Ankern. Die Alten nannten sie Telos, und hielten besonders große Stücke auf das daselbst bereitete wohlriechende Rauchwerk. Dieser Zweig des Handels ist jedoch gänzlich verschwunden.

Die Insel Nisari, vor Alters Nisyros, liegt gegen dem Cap Crio über, und ist nur drei Stunden davon entfernt. Sie ist von der Insel Stanchio abgerissen; die Dichter haben das Andenken an diese Begebenheit

durch eine Fabel erhalten, die wie fast alle Fabeln des Alterthums auf ein wirkliches historisches Factum gegründet ist. Neptun soll nach ihrer Erzählung, bei der Verfolgung eines Riesen ein Stück von der Insel Cos abgerissen haben, um mit demselben nach ihm zu werfen, und dieses Stück, das den Riesen wirklich zerschmettert hätte, wäre die Insel Nisari geworden. Um das Andenken an diese Entstehung der Insel zu erhalten, war dem Neptun auf derselben ein Tempel erbaut worden. Diese Allegorie ist leicht zu erklären; man sieht, daß das Bestreben Neptuns den Riesen zu besiegen nichts anders ist, als ein heftiges Toben der Fluthen, die alles vor sich zerrissen und mitten durch die Insel Cos sich einen Durchweg gruben.

Nisari ist übrigens hochliegend, steinigt und nicht groß. Man findet darin heiße Quellen und Spuren von Vulcanen. Sie bringt allerlei Arten von Lebensmitteln im Ueberfluß hervor, hat aber keinen Hafen, in dem die Schiffe sicher ankern können.

Zwischen Nisari und der Insel Stampala sind eine Menge kleiner Inseln und Klippen; unter den letztern ist eine sehr merkwürdige, die von den Europäern Madona, von den Griechen aber Panagia was dasselbe bedeutet, genannt wird. Sie ist die Spitze eines äußerst hohen, und vielleicht des höchsten Berges in dem ganzen vom Meer verschlungenen Continent von Griechenland. Das, was man noch davon sieht, ragt sehr hoch über das Meer hervor, und ist eine ungeheuer große, ganz kahle, von allen Seiten senkrecht abgeschnittene, und fast unzugängliche Felsenmasse. Dennoch sind einige griechische Mönche, die das Gelübde der tiefsten Einsamkeit abgelegt hatten, mit Hilfe der Spalten und der durch Verwitterung entstandenen Löcher auf den Felsen hinauf geklettert, und haben eine der Jungfrau Maria geweihte Capelle daselbst erbaut, nebst einer Wohnung, oder

vielmehr einer Grotte die der strengsten Einsamkeit und den Betrachtungen des ascetischen Lebens gewidmet ist. Welch ein Aufenthalt für einen Menschen, der selbst frei von allen Leidenschaften, unabhängig, und gegen die Leidenschaften anderer gesichert, leben will. Er übersieht von hier aus einen großen Theil von Griechenland und den Archipel; in der Mitte dieser bevölkerten, unruhigen Länder lebt er so vollkommen ruhig, wie wenn er nicht auf der Welt wohnte; ein kleiner Kahn ist hinreichend, um ihm die Bedürfnisse des Lebens zu verschaffen; ohne Neid blickt er auf die an ihm vorbei segelnden Schiffe, deren Schätze nur allzu oft auf Kosten der Ehre erworben oder mit Menschenblut befleckt sind; er bleibt immer ruhig in den schrecklichsten Stürmen, sieht gelassen zu, wie die tobenden Wellen zu seinen Füßen sich brechen, und eben so ist auch seine Seele über die Stürme des Ehrgeitzes und der Habsucht erhaben.

---

## Zehntes Kapitel.

Insel Stanchio, vor Alters Cos. — Stadt Stanchio, ihre Gärten, ihr Hafen. — Pest — Bevölkerung, Clima, Producte der Insel. — Seidenwürmer — Platanus. — Eroberung des Admiralschiffes der türkischen Flotte durch eine geringe Anzahl Christensclaven — Maltesische Corsaren — unglückliche Lage der Griechen in den kleinen Inseln des Archipels. — Meerbusen von Stanchio — Ceramus — Halicarnassus. — Bodru, oder Budron — Inseln Salvadigo.

Die Insel Stanchio oder Stanco hat bekanntermaßen diesen Namen nur bei den Europäischen Seefahrern, denn bei den Griechen hieß sie von alten Zeiten her, und noch jetzt die Insel Cos. Der Name Stanco kommt wahrscheinlich daher, weil die Seefahrer, die ohnehin

die Namen ſo leicht verderben, die Griechen falſch verſtehen, wenn dieſe ihnen ſagen, daß ſie nach Cos reiſen, und aus ihrem ſchnell ausgeſprochenen eis ten Kos den Namen Stenco oder Stanco machen.

Hippocrates, der Geſetzgeber der Medizin wurde 460 Jahr vor der chriſtlichen Zeitrechnung auf der Inſel Cos geboren, und dem Gott der Arzneikunde war ein prächtiger Tempel in der Stadt Cos erbaut, in dem eine unzählige Menge der koſtbarſten Opfergaben zu ſehen war, die von wieder geneſenen Kranken als Zeichen ihrer Dankbarkeit dargebracht worden waren; bei jedem ſolchen Opfer befand ſich eine Inſchrift, worin die Krankheit und die dagegen gebrauchten Arzneimitteln ausführlich angezeigt waren. Dieſer Gebrauch war ſehr heilſam, denn er erweckte nicht nur Nacheiferung unter denen, die ſich der Heilkunde gewidmet hatten, ſondern ſicherte ſie zugleich gegen die Angriffe der Unwiſſenheit und der Quackſalberei.

Cos war auch das Vaterland von Appelles, dem berühmteſten Mahler des Alterthums, dem allein es vergönnt war, Alexander, den größten Helden ſeiner Zeit zu mahlen. Die Nachwelt kennt jedoch ſeine Werke nur durch die Tradition: von ihnen ſelbſt iſt nichts übrig geblieben, als ihr Ruhm.

Noch von vielen andern Männern, die ſich durch Künſte und Wiſſenſchaften einen großen Namen erworben hatten, war Cos die Vaterſtadt; es würde mich jedoch zu ſehr von meinem Zwecke entfernen, wenn ich mich in die alte Geſchichte der Inſel weiter einlaſſen wollte. Das Wenige was ich davon angeführt habe, wird den auffallenden Unterſchied zwiſchen den blühenden Zuſtand der Inſel in den alten Zeiten und ihrem jetzigen armſeligen und verfallenen ſchon zur Genüge beweiſen, und ich habe hier die Namen der großen Männer, die in Cos geboren waren, und ſich daſelbſt aufhielten, nur

darum angeführt, um ſich an den alten Ruhm dieſer Stadt zu erinnern; das Innere derſelben war prächtig, ihre Lage äußerſt angenehm, und ihr Hafen einer der ſchönſten und der beſuchteſten in dieſen Meeren.

Von dieſer alten Stadt iſt keine Spur mehr übrig; der Tempel Aesculap's, der heilige Hayn, ſo ihn umringte, und alle andere Denkmäler ſind zerſtört, und ſogar das Andenken an die Menſchen vertilgt, deren Ruhm ſie verewigen ſollten. Dies iſt das Schickſal von allen Städten, allen Gebäuden und allen Ländern, die den Türken in die Hände fallen; es iſt überhaupt das traurige Loos eines jeden Staats, der durch die Gewalt der Waffen regiert wird, und in welchem der Säbel der oberſte Geſetzgeber iſt.

Die heutige Stadt Stanchio iſt klein und ohne merkwürdige Gebäude; ſie ſteht aber auf dem nämlichen Platz, wo die alte Stadt geſtanden hat, und folglich iſt ihre Lage auch jetzt noch außerordentlich ſchön. Sie iſt ganz mit Citronen- und Orangengärten umgeben, deren balſamiſche Gerüche die Luft umher erfüllen, und deren erquickende Früchte in ſo großer Menge gewonnen werden, daß nicht nur alle Einwohner dieſe heilſame Erfriſchung im Ueberfluß und um einen ſehr geringen Preiß haben können, ſondern daß auch ganze Schifsladungen davon in verſchiedene Gegenden der Türkei, beſonders aber nach Smyrna und Conſtantinopel verführt werden.

Der Hafen, der von einem halb verfallenen Schloß vertheidigt wird, war ſonſt tief und vollkommen ſicher; jetzt können aber nur kleine Schiffe darin einlaufen. Die größern finden zwar außerhalb des Hafens eine ſehr gute Rhede, allein in der ſchlimmen Jahrszeit können ſie doch nicht daſelbſt aushalten, weil die Rhede den Nord- und Weſtwinden offen ſteht. Wir hatten kaum die Anker geworfen, ſo ließ der franzöſiſche Agent, der auf der Inſel reſidirt, uns ſagen, daß der Capitän eines franzöſi-

ſchen Kauffartheiſchiffes, der türkiſche Paſſagiers von Conſtantinopel nach Stanchio gebracht hätte, eben an der Peſt geſtorben ſey. So höchſt nöthig uns nun auch einige Lebensmittel geweſen wären, ſo wollten wir doch lieber einigen Mangel leiden, als uns dieſer ſchrecklichſten, unter allen anſteckenden Krankheiten ausſetzen, und beſchloſſen daher, ſchnell wieder abzureiſen. Da wir jedoch wohl bis ſpät in die Nacht warten mußten, weil wir hoffen konnten, daß bis dahin der Wind ſich etwas würde gelegt haben, ſo war es mir unmöglich mich ſo nahe bei einer Inſel zu befinden, die ich nie mehr Gelegenheit haben würde wieder zu ſehen, ohne ans Land zu ſteigen. Meine Gefährten ſahen es zwar höchſt ungern, allein ich verſprach ihnen alle mögliche Vorſicht anzuwenden, damit ſie nicht in Gefahr kommen ſollten, die Opfer meiner Unklugheit zu werden, wie ſie es nannten. Das Schifsboot brachte mich allein ans Ufer, und kehrte aus Furcht vor Anſteckung ſchnell wieder zurück. Ich beſuchte Herrn Maſſe, der ſeit 26 Jahren als Agent des General-Conſulats zu Smyrna in Stanchio wohnte. Er empfing mich ſehr höflich und herzlich. „Ich hätte ſehr wohl gethan, ſagte er mir unter andern, die Furcht vor der Peſt in mir zu erſticken, denn dies wäre das erſte Verwahrungsmittel dagegen. Durch Aengſtlichkeit würde die Krankheit herbeigezogen, anſtatt entfernt. Wahrſcheinlich würde in dieſem Jahre die Peſt ſich auf der Inſel ausbreiten, und da die Türken durchaus keine Vorkehrungen dagegen träfen, ſo könnte man die ſchrecklichſten Verheerungen erwarten."

Ich bat den Agenten mir zu ſagen, worauf er ſeine furchtbare Prophezeihung gründe; hierauf theilte er mir eine Bemerkung mit, die er während ſeines langen Aufenthaltes in der Türkei häufig beſtätigt gefunden habe, und die zur genauern Kenntniß der Natur zweier epidemiſcher Krankheiten, die offenbar mit einander in nahen

Verhältniſſen ſtünden, beitragen können. Die Peſt, ſagte er mir, bräche in Stanchio nie anders aus als im Monat Jänner, und die Erfahrung habe gelehrt, daß ſie in denjenigen Jahren am furchtbarſten wüte, wo im vorhergegangen Sommer eine allgemeine Blattern-Epidemie viele Kinder hinweggerafft habe. Nun aber machten, eben als ich mich dort befand, die Pocken eine furchtbare Niederlage unter den Kindern, und Herr Raſſe war daher feſt überzeugt, daß die Peſt in zwei bis drei Monaten noch weit ſchrecklicher wüthen würde, wenn erſt der nunmehr dahin gebrachte Keim ſich entwickelt hätte. Dieſe Beobachtung ſchien mir neu und intereſſant; vielleicht könnte ſie einiges Licht über eine Krankheit verbreiten, die nur nach ihren ſchnellen und verheerenden Wirkungen bekannt iſt, wovon man aber weder den Grund ihrer Entſtehung noch auch ihre zweckmäßige Behandlungsart kennet.

Die Bevölkerung der Stadt Stanchio beſteht größtentheils aus Türken, die Griechen bewohnen die ganze übrige Inſel. Außer der Hauptſtadt giebt es aber weiter keinen bedeutenden Ort, und die Volksmenge iſt überhaupt nicht ſehr zahlreich. Die Inſel iſt nicht beſonders groß, und weit länger als breit, allein die Schönheit des Clima's und die Fruchtbarkeit des Bodens würden den Aufenthalt auf der Inſel im hohem Grade angenehm machen, wenn ſie nicht unmittelbar unter der Bothmäßigkeit der Türken ſtünde, die im Beſitz der Stadt ſind, und von da aus über die ganze Inſel die abſcheuliche Tyrannei ausüben können. Ein älterer Reiſebeſchreiber, Porſachi, hat in einer Beſchreibung der Inſel des Archipels behauptet, daß die Luft in Stanchio ungeſund wäre, und daß verſchiedene Arten von anſteckenden Krankheiten häufig daſelbſt herrſchten. Dieſes hat Dapper nach erzählt, und die Geographen haben Dapper wieder ausgeſchrieben, ſo daß in ihren Werken Stanchio heut

zu Tage wirklich allgemein für eine höchst ungesunde Insel ausgegeben wird. Dies ist jedoch durchaus ungegründet; neuere und weit besser unterrichtete Reisende, unter denen ich nur den Herrn von Choiseul-Gouffier anzuführen brauche, waren weit davon entfernt, diese Behauptung nachzusagen, und Herr Masse, der, wie schon gesagt, 26 Jahre in Stanchio zugebracht hatte, versicherte mich, daß er nie eine andere epidemische Krankheit daselbst erlebt habe, als die Kinderpocken, die aber auch in andern Ländern Verheerungen anrichtet, und die Pest, die jedesmal von außen dahin gebracht worden sey.

Auch die Alten haben immer nur Unannehmlichkeiten der Insel Cos gerühmt, ohne je ihrer Ungesundheit zu erwähnen, und es läßt sich auch von dieser in der natürlichen Beschaffenheit der Insel durchaus kein Grund entdecken. Es giebt keine stehenden Gewässer darin; die Circulation der Luft wird durch keine hohen Berge verhindert; die Atmosphäre ist nicht feucht; der Himmel ist meistentheils rein und heiter und der Regen nie lange anhaltend; der Boden ist außerordentlich fruchtbar, und es wäre wirklich ganz unbegreiflich, wenn sich bei diesem Reichthum von Gaben der Natur auch der Keim der Zerstörung und des Todes entwickeln sollte.

In dem südlichen Theile der Insel sind einige hohe Berge; die Seefahrer, wenn sie gegen die Nordwinde Schutz suchen müssen, finden auf dieser Seite einen vortreflichen Zufluchtsort in dem kleinen Hafen Safadina. Die ganze übrige Insel ist eine schöne Ebene, deren verborgene Schätze auf einen glücklichen Wechsel der Dinge warten, um den Fleiß des Menschen zu belohnen. Die Baumfrüchte, z. B. die Orangen, Citronen, Feigen u. dergl. sind von vorzüglicher Güte; die Trauben sind besonders köstlich, und der daraus bereitete Wein giebt den besten Weinen in Griechenland nichts nach. Die Gär-

Ordnung und dicht beiſammen den öſtlichen Theil des mittelländiſchen Meeres faſt ganz bedecken, ſo kann man ſich des Gedankens nicht erwehren, daß dieſes ganze Meer in den allerälteſten Zeiten ein feſtes Land geweſen iſt, welches durch Erdbeben, oder Vulkane oder auch durch einen ſchnellen Andrang der Gewäſſer des ſchwarzen Meeres überſchwemmt und in dieſe zahlloſe Stücke zerriſſen worden iſt. Ein großer Theil von dieſem Continent iſt ganz untergegangen, und es ſind nur einzelne Theile davon übrig geblieben. Aber alle dieſe einzelne Theile haben in ihrer Nähe noch kleinere Inſeln, oder das Meer hervorragende oder von ihm verdeckte Felſen, Sandbänke und mehr dergleichen Fragmente von ihrer alten Verbindung mit einer benachbarten Inſel oder mit dem feſten Land, auch entdeckt man ohne Mühe die Linien und Richtungen, in welchen dieſe Inſeln und Länder mit einander verbunden geweſen waren, und man wird feſt überzeugt, daß ſie ſämtlich nur ein ununterbrochen zuſammenhängendes Ganze ausgemacht haben. Wer weiß ſogar, ob Plato's berühmte Atlantis nicht eher in dieſem Theile des mittelländiſchen Meeres als im Ocean zu ſuchen iſt? Wenigſtens verſicherte dieſer berühmte Philoſoph ausdrücklich, daß ſie ſüdwärts von Attica läge, was doch höchſt wahrſcheinlich nur gegen die lybiſchen Küſten hin geweſen ſeyn kann.

Von der ſüdlichen Spitze von Rhodus ſcheint die Inſel Scarpanto, vor Alters Carpathus, losgeriſſen zu ſeyn; dieſe Inſel gab dem carpathiſchen Meer ſeinen Namen, d. h. derjenigen Strecke vom Meer, die zwiſchen den Inſeln Rhodus und Candia begriffen iſt, und wovon die Dichter ſo oft geſprochen haben. Sie iſt zwar weit weniger groß als die Inſel Rhodus, hat aber ohngefähr dieſelbe Geſtalt, und iſt ebenfals viel länger als breit; nämlich ihre Länge beträgt nur 7 bis 8 Stunden, und ihre Breite nicht mehr als 3 Stunden. Strabo hat

ſie unter den Namen Tetrapolis angeführt, weil ſie vier Städte in ſich begrif; andere Geſchichtſchreiber legen ihr ſogar ſieben Städte bei, und heut zu Tage iſt keine einzige mehr übrig. Es ſind jedoch mehrere ſehr gute Häfen auf der Inſel, in die ſich die Schiffe in Stürmen oder bei widrigen Winden flüchten können.

Ich habe nicht Gelegenheit gehabt, dieſe Inſel ſelbſt zu beſuchen; ich weiß jedoch, daß ihre hohen Berge reich an Mineralien ſind, daß ſie ſehr fruchtbar, und reich an Wildprett iſt, daß ihre Küſten ſehr fiſchreich ſind, und, was in der That keiner von den geringſten Vorzügen iſt, daß kein einziger Türke darauf wohnt. Durch die Lage zwiſchen zwei großen Inſeln, und auf dem Wege, den alle Schiffe nehmen müſſen, die nach Cypern, Syrien und Aegypten reiſen, könnte Scarpanto äußerſt wichtig für den Handel und ein allgemeiner Stapelort werden.

Zwiſchen dem Cap Porniſa, dem ſüdlichſten dieſer Inſeln, und dem Cap Sidero, dem öſtlichſten auf der Inſel Candia, jedoch näher bei dem erſtern als bei dem letztern, liegt die kleine Inſel Caſo, vor Alters Caſos oder Caſus. Ehemals ſtand eine Stadt auf dieſer Inſel, Namens Caſus, allein es iſt keine Spur mehr davon vorhanden. Ueberhaupt iſt die Bevölkerung der Inſel nicht beträchtlich und beſteht aus lauter Griechen. Die Größe der Inſel beträgt nur drei Stunden im Umkreiß; ſie wird auch nicht häufig von Schiffen beſucht, denn es iſt ſchwer ſich ihnen zu nähern und ihre Rhede iſt ſehr gefährlich, allein die Einwohner ſind deshalb nur deſto glücklicher und freier, denn die Türken kommen ſelten dahin. Dafür ſind aber auch dieſe Griechen in Caſo, weil ſie unabhängiger und ruhiger in dem Beſitz ihres Eigenthums ſind, weit arbeitſamer als alle übrigen Griechen. Durch ihren Fleiß haben ſie die wenige Erde, womit die von der Natur dem Anſchein nach gar nicht dazu be-

stummten Felsen bedeckt und, feuchtbar gemacht. Es wächst unter andern auf diesem steinigten Boden ein sehr guter Wein, und auch der Honig ist noch von im Alterthum von einer vorzüglichen Güte. Auch treiben die Einwohner der Insel Schiffahrt und Handlung, allein ihre Industrie in diesem Puncte erstreckt sich nicht über die Grenzen des Archipels hinaus.

Westwärts von Scarpanto liegen noch mehrere wüste und unbewohnte kleine Inseln; sie sind jedoch nur allein für den Seemann interessant.

Die erste Insel, die wir bei der Abreise von Rhodus rechter Hand hatten liegen lassen, war Limonia. Sie ist nicht groß, und wenig mehr als lang. Auf ihrer östlichen Küste ist ein kleiner durch Felsen gesicherter Hafen, an welchem das einzige Dorf liegt, das sich auf der Insel befindet.

Nicht weit von Limonia liegt Narke oder Karki, eine kleine Insel, welche die vorige weder an Größe noch an Wichtigkeit übertrift. Vor Alters hieß sie Chalki oder Chalcis. Mehrere über das Meer hervorragende Klippen beweisen, daß beide Inseln Limonia und Narki, ehemals mit einander verbunden gewesen sind.

Etwas weiter gegen Nordwest, und ohngefähr in der Mitte zwischen den Inseln Rhodus und Stanchio, liegt die Insel Piscopia, die ein wenig größer ist als die beiden vorhergehenden. Sie hat einen ziemlich guten Hafen, und mehrere sehr bequeme Plätze zum Ankern. Die Alten nannten sie Telos, und hielten besonders große Stücke auf das daselbst bereitete wohlriechende Räuchwerk. Dieser Zweig des Handels ist jedoch gänzlich verschwunden.

Die Insel Nisari, vor Alters Nisyros, liegt gegen den Cap Crio über, und ist nur drei Stunden davon entfernt. Sie ist von der Insel Stanchio abgerissen; die Dichter haben das Andenken an diese Begebenheit

durch eine Fabel erhalten, die wie fast alle Fabeln des Alterthums auf ein wirkliches historisches Factum gegründet ist. Neptun soll nach ihrer Erzählung, bei der Verfolgung eines Riesen ein Stück von der Insel Cos abgerissen haben, um mit demselben nach ihm zu werfen, und dieses Stück, das den Riesen wirklich zerschmettert hätte, wäre die Insel Nisari geworden. Um das Andenken an diese Entstehung der Insel zu erhalten, war dem Neptun auf derselben ein Tempel erbaut worden. Diese Allegorie ist leicht zu erklären; man sieht, daß das Bestreben Neptuns den Riesen zu besiegen nichts anders ist, als ein heftiges Toben der Fluthen, die alles vor sich zerrissen und mitten durch die Insel Cos sich einen Durchweg gruben.

Nisari ist übrigens hochliegend, steinigt und nicht groß. Man findet darin heiße Quellen und Spuren von Vulcanen. Sie bringt allerlei Arten von Lebensmitteln im Ueberfluß hervor, hat aber keinen Hafen, in dem die Schiffe sicher ankern können.

Zwischen Nisari und der Insel Stampala sind eine Menge kleiner Inseln und Klippen; unter den letztern ist eine sehr merkwürdige, die von den Europäern Madona, von den Griechen aber Panagia was dasselbe bedeutet, genannt wird. Sie ist die Spitze eines äußerst hohen, und vielleicht des höchsten Berges in dem ganzen vom Meer verschlungenen Continent von Griechenland. Das, was man noch davon sieht, ragt sehr hoch über das Meer hervor, und ist eine ungeheuer große, ganz kahle, von allen Seiten senkrecht abgeschnittene, und fast unzugängliche Felsenmasse. Dennoch sind einige griechische Mönche, die das Gelübde der tiefsten Einsamkeit abgelegt hatten, mit Hilfe der Spalten und der durch Verwitterung entstandenen Löcher auf den Felsen hinauf geklettert, und haben eine der Jungfrau Maria geweihte Capelle daselbst erbaut, nebst einer Wohnung, oder

vielmehr einer Grotte die der strengsten Einsamkeit und den Betrachtungen des ascetischen Lebens gewidmet ist. Welch ein Aufenthalt für einen Menschen, der selbst frei von allen Leidenschaften, unabhängig, und gegen die Leidenschaften anderer gesichert, leben will. Er übersieht von hier aus einen großen Theil von Griechenland und den Archipel; in der Mitte dieser bevölkerten, unruhigen Länder lebt er so vollkommen ruhig, wie wenn er nicht auf der Welt wohnte; ein kleiner Kahn ist hinreichend, um ihm die Bedürfnisse des Lebens zu verschaffen; ohne Neid blickt er auf die an ihm vorbei segelnden Schiffe, deren Schätze nur allzu oft auf Kosten der Ehre erworben oder mit Menschenblut besteckt sind; er bleibt immer ruhig in den schrecklichsten Stürmen, sieht gelassen zu, wie die tobenden Wellen zu seinen Füßen sich brechen, und eben so ist auch seine Seele über die Stürme des Ehrgeizes und der Habsucht erhaben.

---

## Zehntes Kapitel.

Insel Stanchio, vor Alters Cos. — Stadt Stanchio, ihre Gärten, ihr Hafen. — Pest — Bevölkerung, Clima, Producte der Insel. — Seidenwürmer — Platanus. — Eroberung des Admiralschiffes der türkischen Flotte durch eine geringe Anzahl Christensclaven — Maltesische Corsaren — unglückliche Lage der Griechen in den kleinen Inseln des Archipels. — Meerbusen von Stanchio — Ceramus — Halicarnassus. — Bodru, oder Budron — Inseln Salvadigo.

Die Insel Stanchio oder Stanco hat bekanntermaßen diesen Namen nur bei den Europäischen Seefahrern, denn bei den Griechen hieß sie von alten Zeiten her, und noch jetzt die Insel Cos. Der Name Stanco kommt wahrscheinlich daher, weil die Seefahrer, die ohnehin

die Namen ſo leicht verderben, die Griechen falſch verſtehen, wenn dieſe ihnen ſagen, daß ſie nach Cos reiſen, und aus ihrem ſchnell ausgeſprochenen eis ten Kos den Namen Stencs oder Stanco machen.

Hippocrates, der Geſetzgeber der Medizin wurde 460 Jahr vor der chriſtlichen Zeitrechnung auf der Inſel Cos geboren, und dem Gott der Arzneikunde war ein prächtiger Tempel in der Stadt Cos erbaut, in dem eine unzählige Menge der koſtbarſten Opfergaben zu ſehen war, die von wieder geneſenen Kranken als Zeichen ihres Dankbarkeit dargebracht worden waren; bei jedem ſolchen Opfer befand ſich eine Inſchrift, worin die Krankheit und die dagegen gebrauchten Arzneimitteln ausführlich angezeigt waren. Dieſer Gebrauch war ſehr heilſam, denn er erweckte nicht nur Nacheiferung unter denen, die ſich der Heilkunde gewidmet hatten, ſondern ſicherte ſie zugleich gegen die Angriffe der Unwiſſenheit und der Quackſalberei.

Cos war auch das Vaterland von Appelles, dem berühmteſten Mahler des Alterthums, dem allein es vergönnt war, Alexander, den größten Helden ſeiner Zeit zu mahlen. Die Nachwelt kennt jedoch ſeine Werke nur durch die Tradition: von ihnen ſelbſt iſt nichts übrig geblieben, als ihr Ruhm.

Noch von vielen andern Männern, die ſich durch Künſte und Wiſſenſchaften einen groſſen Namen erworben hatten, war Cos die Vaterſtadt; es würde mich jedoch zu ſehr von meinem Zwecke entfernen, wenn ich mich in die alte Geſchichte der Inſel weiter einlaſſen wollte. Das Wenige was ich davon angeführt habe, wird den auffallenden Unterſchied zwiſchen den blühenden Zuſtand der Inſel in den alten Zeiten und ihrem jetzigen unſeligen und verfallenen ſchon zur Genüge beweiſen, und ich habe hier die Namen der groſſen Männer, die in Cos geboren waren, und ſich daſelbſt aufhielten, nur

darum angeführt, um ſich an den alten Ruhm dieſer Stadt zu erinnern; das Innere derſelben war prächtig, ihre Lage äußerſt angenehm, und ihr Hafen einer der ſchönſten und der beſuchteſten in dieſen Meeren.

Von dieſer alten Stadt iſt keine Spur mehr übrig; der Tempel Aesculap's, der heilige Hayn, ſo ihn umringte, und alle andere Denkmäler ſind zerſtört, und ſogar das Andenken an die Menſchen vertilgt, deren Ruhm ſie verewigen ſollten. Dies iſt das Schickſal von allen Städten, allen Gebäuden und allen Ländern, die den Türken in die Hände fallen; es iſt überhaupt das traurige Loos eines jeden Staats, der durch die Gewalt der Waffen regiert wird, und in welchem der Säbel der oberſte Geſetzgeber iſt.

Die heutige Stadt Stanchio iſt klein und ohne merkwürdige Gebäude; ſie ſteht aber auf dem nämlichen Platz, wo die alte Stadt geſtanden hat, und folglich iſt ihre Lage auch jetzt noch außerordentlich ſchön. Sie iſt ganz mit Citronen- und Orangengärten umgeben, deren balſamiſche Gerüche die Luft umher erfüllen, und deren erquickende Früchte in ſo großer Menge gewonnen werden, daß nicht nur alle Einwohner dieſe heilſame Erfriſchung im Ueberfluß und um einen ſehr geringen Preiß haben können, ſondern daß auch ganze Schifsladungen davon in verſchiedene Gegenden der Türkei, beſonders aber nach Smyrna und Conſtantinopel verführt werden.

Der Hafen, der von einem halb verfallenen Schloß vertheidigt wird, war ſonſt tief und vollkommen ſicher; jetzt können aber nur kleine Schiffe darin einlaufen. Die größern finden zwar außerhalb des Hafens eine ſehr gute Rhede, allein in der ſchlimmen Jahrszeit können ſie doch nicht daſelbſt aushalten, weil die Rhede den Nord- und Weſtwinden offen ſteht. Wir hatten kaum die Anker geworfen, ſo ließ der franzöſiſche Agent, der auf der Inſel reſidirt, uns ſagen, daß der Capitän eines franzöſi-

ſchen Kauffartheiſchiffes, der türkiſche Paſſagiers von Conſtantinopel nach Stanchio gebracht hätte, eben an der Peſt geſtorben ſey. So höchſt nöthig uns nun auch einige Lebensmittel geweſen wären, ſo wollten wir doch lieber einigen Mangel leiden, als uns dieſer ſchrecklichſten, unter allen anſteckenden Krankheiten ausſetzen, und beſchloſſen daher, ſchnell wieder abzureiſen. Da wir jedoch wohl bis ſpät in die Nacht warten mußten, weil wir hoffen konnten, daß bis dahin der Wind ſich etwas würde gelegt haben, ſo war es mir unmöglich mich ſo nahe bei einer Inſel zu befinden, die ich nie mehr Gelegenheit haben würde wieder zu ſehen, ohne ans Land zu ſteigen. Meine Gefährten ſahen es zwar höchſt ungern, allein ich verſprach ihnen alle mögliche Vorſicht anzuwenden, damit ſie nicht in Gefahr kommen ſollten, die Opfer meiner Unklugheit zu werden, wie ſie es nannten. Das Schifsboot brachte mich allein ans Ufer, und kehrte aus Furcht vor Anſteckung ſchnell wieder zurück. Ich beſuchte Herrn Maſſe, der ſeit 26 Jahren als Agent des General-Conſulats zu Smyrna in Stanchio wohnte. Er empfing mich ſehr höflich und herzlich. „Ich hätte ſehr wohl gethan, ſagte er mir unter andern, die Furcht vor der Peſt in mir zu erſticken, denn dies wäre das erſte Verwahrungsmittel dagegen. Durch Aengſtlichkeit würde die Krankheit herbeigezogen, anſtatt entfernt. Wahrſcheinlich würde in dieſem Jahre die Peſt ſich auf der Inſel ausbreiten, und da die Türken durchaus keine Vorkehrungen dagegen träfen, ſo könnte man die ſchrecklichſten Verheerungen erwarten.“

Ich bat den Agenten mir zu ſagen, worauf er ſeine furchtbare Prophezeihung gründe; hierauf theilte er mir eine Bemerkung mit, die er während ſeines langen Aufenthaltes in der Türkei häufig beſtätigt gefunden habe, und die zur genauern Kenntniß der Natur zweier epidemiſchen Krankheiten, die offenbar mit einander in nahen

Verhältnissen ſtünden, beitragen können. Die Peſt, ſagte er mir, bräche in Stanchio nie anders aus als im Monat Jänner, und die Erfahrung habe gelehrt, daß ſie in denjenigen Jahren am furchtbarſten wüte, wo im vorhergegangen Sommer eine allgemeine Blattern-Epidemie viele Kinder hinweggeraft habe. Nun aber machten, eben als ich mich dort befand, die Pocken eine furchtbare Niederlage unter den Kindern, und Herr Raffe war daher feſt überzeugt, daß die Peſt in zwei bis drei Monaten noch weit ſchrecklicher wüthen würde, wenn erſt der nunmehr dahin gebrachte Keim ſich entwickelt hätte. Dieſe Beobachtung ſchien mir neu und intereſſant; vielleicht könnte ſie einiges Licht über eine Krankheit verbreiten, die nur nach ihren ſchnellen und verheerenden Wirkungen bekannt iſt, wovon man aber weder den Grund ihrer Entſtehung noch auch ihre zweckmäßige Behandlungsart kennet.

Die Bevölkerung der Stadt Stanchio beſteht größtentheils aus Türken, die Griechen bewohnen die ganze übrige Inſel. Außer der Hauptſtadt giebt es aber weiter keinen bedeutenden Ort, und die Volksmenge iſt überhaupt nicht ſehr zahlreich. Die Inſel iſt nicht beſonders groß, und weit länger als breit, allein die Schönheit des Clima's und die Fruchtbarkeit des Bodens würden den Aufenthalt auf der Inſel im hohem Grade angenehm machen, wenn ſie nicht unmittelbar unter der Bothmäßigkeit der Türken ſtünde, die im Beſitz der Stadt ſind, und von da aus über die ganze Inſel die abſcheuliche Tyrannei ausüben können. Ein älterer Reiſebeſchreiber, Potſachi, hat in einer Beſchreibung der Inſel des Archipels behauptet, daß die Luft in Stanchio ungeſund wäre, und daß verſchiedene Arten von anſteckenden Krankheiten häufig daſelbſt herrſchten. Dieſes hat Dapper nach erzählt, und die Geographen haben Dapper wieder ausgeſchrieben, ſo daß in ihren Werken Stanchio heut

zu Tage wirklich allgemein für eine höchst ungesunde Insel ausgegeben wird. Dies ist jedoch durchaus ungegründet; neuere und weit besser unterrichtete Reisende, unter denen ich nur den Herrn von Choiseul-Gouffier anzuführen brauche, waren weit davon entfernt, diese Behauptung nachzusagen, und Herr Masse, der, wie schon gesagt, 26 Jahre in Stanchio zugebracht hatte, versicherte mich, daß er nie eine andere epidemische Krankheit daselbst erlebt habe, als die Kinderpocken, die aber auch in andern Ländern Verheerungen anrichtet, und die Pest, die jedesmal von außen dahin gebracht worden sey.

Auch die Alten haben immer nur Unannehmlichkeiten der Insel Cos gerühmt, ohne je ihrer Ungesundheit zu erwähnen, und es läßt sich auch von dieser in der natürlichen Beschaffenheit der Insel durchaus kein Grund entdecken. Es giebt keine stehenden Gewässer darin; die Circulation der Luft wird durch keine hohen Berge verhindert; die Atmosphäre ist nicht feucht; der Himmel ist meistentheils rein und heiter und der Regen nie lange anhaltend; der Boden ist außerordentlich fruchtbar, und es wäre wirklich ganz unbegreiflich, wenn sich bei diesem Reichthum von Gaben der Natur auch der Keim der Zerstörung und des Todes entwickeln sollte.

In dem südlichen Theile der Insel sind einige hohe Berge; die Seefahrer, wenn sie gegen die Nordwinde Schutz suchen müssen, finden auf dieser Seite einen vortreflichen Zufluchtsort in dem kleinen Hafen Safodino. Die ganze übrige Insel ist eine schöne Ebene, deren verborgene Schätze auf einen glücklichen Wechsel der Dinge warten, um den Fleiß des Menschen zu belohnen. Die Baumfrüchte, z. B. die Orangen, Citronen, Feigen u. dergl. sind von vorzüglicher Güte; die Trauben sind besonders köstlich, und der daraus bereitete Wein giebt den besten Weinen in Griechenland nichts nach. Die Gär-

ten, sind mit Blumen, Blüten und Früchten geschmückt, die balsamische Gerüche verbreiten, und wenn eine weise und glückliche Freiheit statt haben könnte, so würde aufs neue das Vaterland von Hippocrates und Appelles ein anmuthiger bezaubernder Aufenthalt werden.

Noch im vorletzten Jahrhundert kam aus der Insel Stanchio eine sehr beträchtliche Quantität Seide in den Handel, allein seit einer Reihe von Jahren ist dieses Product gar nicht mehr daselbst vorhanden, obgleich das Clima sowohl der Cultur der Maulbeerbäume, als den Seidenwürmern selbst sehr günstig ist. Aristoteles schreibt die Erfindung, die Bälge der Seidenwürmer abzuhaspeln und Zeuge daraus zu verfertigen, der Pamphila, einer Tochter von Latous, einem Einwohner der Insel Cos, zu, und Plinius, der das nämliche erzählt, setzt mit dem Ton der Ironie und des Unwillens hinzu, daß man keinesweges diesem Mädchen die Ehre entziehen dürfe, die ihr für die Erfindung eines Mittels, die Frauenzimmer zu kleiden, als wenn sie nackend wären, mit Recht gebühre. Was jedoch weiterhin Plinius von Seidenwürmern sagt, die auf der Insel Cos auf Buchen, Eichen, Cypressen und Terpenthinbäumen sich aufhielten, ist höchst bemerkenswerth. Man könnte daraus schließen, wie es auch von mehrern gelehrten Commentatoren wirklich geschehen ist, daß das Insect, was dem Aristoteles unter dem Namen bombylios, und Plinius unter der Benennung bombix gesprochen haben, ein von unserm Seidenwurm ganz verschiedenes wäre, wenn wir eines Theils ein anderes Insect kennten, auf welches die Beschreibung paßte, die sie davon geliefert haben, und wenn nicht anderm Theils durch neuere Reisebeschreibungen, besonders durch Marsdens Reise nach China, wüßte, daß die Seidenwürmer in China sich von dem Laub der Buchen und Eichen, ja sogar auch der Cypressen und der Terpenthinbäume nähren. Sollte es mehr

rere Arten von Seidenwürmern oder von Insecten geben, die Seide liefern? Könnte nicht auch die Natur den Seidenwürmern nach der Verschiedenheit des Clima's und des Bodens der Länder auch verschiedene Nahrungsmittel zugetheilt haben? Wie vieles ist in der Naturgeschichte und in der Landöconomie noch vor unsern Blicken verborgen!

Ich brachte den ganzen Tag damit zu, in Gesellschaft des Herrn Masse, die herrliche Gegend der Stadt zu durchstreichen, und sah unter andern auch den berühmten Platanus (Platanus Orientalis Lin.), der mit seinen alten Aesten den kleinen in der Stadt befindlichen Platz ganz bedeckt, und durch seinen dichten Schatten eine erquickende Kühle hervorbringt. Die Einwohner haben Säulen, oder vielmehr Fragmente von Säulen, von Marmor und Granit aufgerichtet, um mehrere der dicksten Aeste, die sich von dem Stamm zu weit entfernen und wieder mit beträchtlich dicken Aesten beladen sind, zu unterstützen, weil sie sonst durch ihre eigene Schwere bald abbrechen würden. Diese Säulen sind übrigens, wie Herr Masse mir gesagt hat, nebst einigen unerheblichen Medaillen, die einzigen Reste von Monumenten des Alterthums, die auf der ganzen Insel noch vorhanden sind.

Unter den Schatten dieses merkwürdigen Platanus ist ein Springbrunnen für die Bedürfnisse der Türken, die große Wassertrinker sind, und neben diesem ist ein Caffeehaus, worin sie das heiße Getränk bekommen, das die arabische Bohne ihnen liefert, und das ihnen die Stelle des Weins und aller andern gegohrenen Getränke ersetzt. Die Türken versammeln sich täglich unter diesem ungeheuern Platanus, denn kühle Orte sind ihr größter Genuß und auch wahres Bedürfniß für sie; daher pflegen sie auch diesen Baum mit einer außerordentlichen Sorgfalt, und haben eine Art von religieuser Verehrung

für ihn, die sogar auf die Vögelkammern übergeht, nicht in zahlloser Menge in den Zweigen desselben nisten.

Es würde zuverlässig für die Physiologie des Gewächses sehr interessant seyn, wenn man das Alter eines so ungeheuern Baumes bestimmen könnte; aber solche Untersuchungen, die in Europa äußerst leicht wären, sind in der Türkei durchaus unmöglich, denn es würd kein Vorfall, er mag noch so merkwürdig seyn, ausgeschrieben, und die Türken bekümmern sich um nichts, was ihnen blos Sache der Neugierde scheint. Das Holz des Platanus ist jedoch so hart wie Eichenholz, und folglich wächst der Baum außerordentlich langsam; wenn man nun daher die Dicke und den wirklich ganz erstaunenden Umfang des Platanus in Stanchio bedenkt, so wird man gewiß glauben, daß seitdem er gepflanzt worden ist, viele Jahrhunderte verstrichen seyn können.

Es war schon tief in der Nacht, als ich zufrieden mit meinem verlebten Tag, und besonders, daß ich mich durch die Furcht vor der Pest nicht hatte abhalten lassen, ans Land zu steigen, mich in das Schif zurück begab. Ich beruhigte das Schifsvolk durch die Erzählung von den Vorkehrungen, die ich gegen die Gefahr der Ansteckung getroffen hätte, und wir lichteten am 3ten von Tagesanbruch die Anker.

Einige Jahre, ehe ich nach Stanchio kam, war auf der dasigen Rhede eine Scene vorgefallen, in welcher auf der einen Seite Energie und Unternehmungsgeist, auf der andern aber Nachlässigkeit und Dummheit sich in einem merkwürdigen Lichte zeigten. Das Admiralschif der Türken wurde hier mitten in der ottomanischen Flotte durch einige Christensclaven erobert, und ohne Widerstand nach Malta abgeführt. Ich sah mit großen Vergnügen den Ort, wo ein so außerordentliches Beispiel von Muth und Gegenwart des Geistes vorgefallen war, und ich stellte mir das dumme Erstaunen der Türken

recht lebhaft war, als ſie ihr mächtiges Kriegsſchif mit vollen Segeln davon fahren ſahen. Ich habe von dieſem kühnen Streich nicht nur mehreremal in der Levante reden hören, ſondern er iſt mir auch von dem Hauptanführer deſſelben, den ich während meines Aufenthalts im Archipel genau kennen gelernt habe, ſelbſt ausführlich erzählt worden. Er iſt merkwürdig genug, um eine kurze Erwähnung hier zu verdienen.

Eine türkiſche Flotte, unter dem Commando des Großadmirals, oder Capitän-Paſcha, lag während des Beirams-Feſtes *), womit die Türken ihre große Faſten beſchließen, vor Stanchio vor Anker. Der größte Theil von den Officieren und der Mannſchaft der Flotte, und der Capitän-Paſcha ſelbſt, waren wegen der Feier dieſes Feſtes ans Land geſtiegen. Auf dem Admiralſchif befanden ſich zwanzig bis fünf und zwanzig Europäer, die auf Malteſiſchen Caperſchiffen gefangen und zu Sclaven waren gemacht worden. Unter ihnen war auch der Capitän G..., der kühnſte und muthigſte Freibeuter, der unter Malteſiſcher Flagge je gegen die Türken gefochten hat. Dieſer fand die Gelegenheit günſtig, ſeine und ſeiner Cammeraden Feſſeln zu zerbrechen; er theilte ihnen ſeinen Plan mit, und flößte ihnen mit der Hofnung zur Freiheit und zu einer reichen Beute auch ſeinen Muth ein. Ihr Entſchluß war bald gefaßt; ſie fielen über die Türken her, ſo wie

*) Dieſes iſt das große Beiramsfeſt der Türken, das in den erſten drei Tagen des Monats Thaloal gleich nach dem Faſten Monat Ramadan fällt. An dieſem Feſte pflegen ſie gewöhnlich ſich und ihre Leute neu zu kleiden. Sie feiern aber auch noch ein zweites oder kleines Beiramsfeſt am zehnten des Monats Sulhadsje; dieſes nennt man gewöhnlich, aber ganz unrichtig, das türkiſche Oſterfeſt. Da die Mahammedaner nach Mondmonaten rechnen, und dieſe abwechſelnd 30 und 29 Tage enthalten, ſo fallen dieſe Feſte in allen Jahrszeiten.

ſie einzeln ihnen zu Geſicht kamen, entwaffneten ſie, warfen ſie alle, einen nach dem andern, in den Raum, und verſchloſſen die Lucken. Die Ankertaue entzwei ſchneiden, die Segel aufzuziehen und abreiſen, war das Werk eines Augenblicks. Die andern türkiſchen Schiffe, die keine Ordre hatten, und auch kein Signal erblickten, ließen das Admiralſchif ruhig abreiſen, denn ſie konnten nicht wiſſen, ob es nicht vielleicht einen beſondern Auftrag erhalten hatte. Erſt als dem Capitän-Paſcha Meldung davon geſchehen war, und er ſelbſt von dem Ufer aus ſein eigenes Schif mit vollen Segeln davon fahren ſah, machte ſich die Flotte ſegelfertig; um ihm nachzueilen, allein ihre Bemühung war vergebens. Sie konnte das Schif nicht mehr einholen, und drei Tage nachher kam es glücklich zu Malta an.

Hier war man äußerſt erſtaunt, als man in der offenen See ein großes türkiſches Kriegsſchif erblickte, deſſen Lauf grade gegen den Hafen gerichtet war. Es wurden Galeeren ausgeſchickt zum Recognosciren; die Artillerie auf den Wällen wurde unterſucht, und alle Anſtalten getroffen, um ſich gegen einen feindlichen Angrif zu vertheidigen. Deſto größer war aber auch die Freude, als man ſah, daß Landsleute und Freunde, die man nicht hatte hoffen dürfen, ſo bald wieder zu ſehen, im Beſitz des Schiffes und aller ſeiner Schätze waren. Der Werth dieſer Priſe war wirklich unermeßlich, denn ein völlig ausgerüſtetes Schif vom erſten Rang mit allen Vorräthen, der ganzen Artillerie und Munition iſt ſchon an und für ſich ein ſehr bedeutender Gegenſtand; hier befand ſich aber auch noch alles Geld, alle Juwelen und Koſtbarkeiten von den vornehmſten Officiers der ganzen Ottomanniſchen Marine, und noch überdies ein anſehnlicher Theil von den Geldſummen auf demſelben, die als jährlicher Tribut in den Inſeln des Archipels erhoben worden waren. Hierzu kam noch der Preiß, den der Mal-

Maltheſerorden für jeden gefangenen Muhammedaner zu bezahlen pflegte, und der hier eine groſſe Summe ausgemacht hätte, weil, um den Betrag der Beute zu erhöhen, kein Türke war umgebracht worden.

Allein die Politik machte dieſe glänzenden Hofnungen ſcheitern. Der Hof zu Conſtantinopel, der eine ſolche Beſchimpfung nicht ertragen konnte, wandte ſich an das Cabinet zu Verſailles, und ſuchte um deſſen Vermittlung an. Dieſes verlangte auch von dem Groſsmeiſter die Zurückgabe des Schiffes, und es wurden franzöſiſche Seeofficiere nach Malta geſchickt, um es in Empfang zu nehmen, und mit allen darauf befindlichen Schätzen nach Conſtantinopel abzuführen. Den tapfern Eroberern deſſelben wurde zur Entſchädigung eine verhältnißmäßig äuſſerſt unbedeutende Summe Geldes gegeben, und ſie muſten nothwendig über dieſen Unfall, durch den ihnen der Preiß ihrer Tapferkeit entriſſen wurde, höchſt aufgebracht ſeyn; der Capitän B. haßte von dieſer Zeit an die Franzoſen faſt eben ſo ſehr als die Türken; er fuhr fort, gegen die letztern Krieg zu führen, ob er gleich ſeitdem alles von ihrem Zorn zu befürchten hatte. Ich machte im Archipel ſeine Bekanntſchaft, wo er ein leichtes, aber vortreflich ausgerüſtetes und bewafnetes Schif commandirte. Er vereinigte mit der kühnſten Tapferkeit eine bewundernswürdige Kaltblütigkeit und eine ſeltene Entſchloſſenheit. Die Griechen zitterten vor ihm nicht weniger, als vor den Commendanten der türkiſchen Kriegsſchiffe, beide töten einerlei Tyrannei aus, allein der Maltheſer war noch furchtbarer, weil er ſich ruhiger und vernünftiger dabei benahm. Man zeigte mir auf der Inſel Argentiere die Stelle eines Hauſes, das er hatte niederreiſſen laſſen, und das niemand wagte wieder aufzubauen. Die Veranlaſſung dazu war folgende: Das Schikſal der Griechen in den kleinen Inſeln des Archipels iſt äuſſerſt beklagenswerth; ſo bald ein türkiſches

Schif oder auch nur die kleinſte Galiote in einer derſelben einläuft, ſo wird der Capitän ſogleich der Despot der Inſel, und die vornehmſten Einwohner des Fleckens oder des Dorfes gehen ihm entgegen, küſſen ihm die Hände und fragen ehrerbietigſt nach ſeinen Befehlen. Er läßt ſich Lebensmittel und alles was er braucht, nach Gefallen abreichen, wirft ſich zum Richter auf, entſcheidet Streitigkeiten, verurtheilt zu Geldſtrafen, die auch unverzüglich müſſen bezahlt werden, und läßt die Baſtonnade auf die Fußſohlen austheilen; kurz ſein Aufenthalt verbreitet Schrecken und Entſetzen auf der ganzen Inſel. Erſchien ein Maltheſer Freibeuter, ſo hatte ganz das nämliche Statt; er war eben ſo ſehr Despot wie der Türke, entſchied ebenfalls willkürlich, nahm was er brauchte, und erlaubte ſich auch nicht ſelten körperliche Mishandlungen.

Vorzüglich mußten dieſe unglücklichen Griechen, ſo bald ein türkiſches oder maltheſiſches Schif in dem Hafen Anker geworfen hatte, auf den höchſten Puncten der Inſel Schildwachen ausſtellen, um von fern her auf der See die feindlichen Schiffe zu ſehen, ihre läſtigen Gäſte davon zu benachrichtigen, und ſie dadurch gegen die Gefahr zu ſichern, unverſehens überfallen zu werden. Einſt war der Capitän G. auf der Rhede von Argentiere angekommen; auf die Thürme, die zu beiden Seiten des Dorfes auf Anhöhen ſtehen, waren wie gewöhnlich Schildwachen ausgeſtelt worden, und der Corſar war mit einem Theil ſeiner Mannſchaft ans Land geſtiegen, als auf einmal ein feindliches Fahrzeug auf der Rhede ankam. Die Nachläſſigkeit der ausgeſtellten Schildwache wurde ſchrecklich beſtraft; G. ließ ſogleich das Haus des Einwohners niederreißen, der auf jenem unglücklichen Poſten geſtanden hatte, und befahl, daß ſo lange er lebte, ſich niemand unterſtehen ſollte, wieder auf dieſelbe Stelle zu bauen. Ich ſah noch mehrere Jahre nachher die

Schutthaufen dieſer Wohnung, die den Schlangen zum Aufenthalt dienten, und auf denen der Fluch eines Räubers ruhte.

Beim Auslaufen aus der Rhede, oder auch beim Durchfahren durch den engen Canal, der die Inſel Stanchio vom feſten Lande trennt, muß ein Schif mit aller Sorgfalt eine höchſt gefährliche und niedrige Landſpitze zu vermeiden ſuchen, die von dem weſtlichen Cap der Inſel hervorragt, und ein Ueberbleibſel ihrer ehemaligen Verbindung mit dem feſten Lande zu ſeyn ſcheint. Dieſes Cap iſt nicht über eine Stunde von dem Cap Patera entfernt, das mit dem jetzt ſo genannten Cap Crio, von dem ich geſprochen habe, einen tiefen Meerbuſen in Kleinaſien bildet. Heut zu Tage heißt er von der Inſel, die vor ſeinem Eingang liegt, der Meerbuſen von Stanchio; vor Alters hieß er der Ceramiſche Meerbuſen, machte die Grenze zwiſchen Carien und Dorien, und hatte ſeinen Namen von Ceramus, einer Seeſtadt in Carien, von der jetzt in dem unbedeutenden Dorfe Keramo nur noch der Name übrig iſt.

Schwerer wäre es, in dem harten und barbariſchen Namen Bodru, oder Budrun, die Stadt Halicarnaſſus zu erkennen, wenn man nicht mit der zuverläſſigſten Gewißheit wüßte, daß dieſe alte, berühmte Stadt wirklich auf dieſer Stelle geſtanden hat. Sie war eine der blühendſten Handelsſtädte des Alterthums, und viele prächtigen Ruinen, von denen Choiſeul-Gouffier einige der vorzüglichſten in ſeine voyage pitoresque de la Grèce aufgenommen hat, beweiſen noch jetzt ihre ehemalige Pracht. Sie war ferner der Geburtsort von Herodot, dem Vater der Geſchichte, und von Dionyſius, der nach ihr benannt wurde. Auch ließ daſelbſt eine troſtloſe Gattin durch die berühmteſten Künſtler Griechenlands ein prächtiges Grabmal aufrichten, zum Denkmal ihres Verluſtes. Artemiſia wollte das Andenken des Königs

Mauſolus, ihres Gatten und Bruders, durch dieſes Gebäude verewigen, das unter die ſieben Wunderwerke Griechenlandes gerechnet worden iſt.

Die an dem Eingang des jetzigen Hafens Bodru gelegene Feſtung iſt das Werk der Johanniterritter, die ſich dieſer Stadt bemächtigten, als ſie nach den erſten Kreuzzügen Rhodus erobert hatten. Sie erbauten dieſe Citadelle auf den Fundamenten von eben dem prächtigen Pallaſt, den Artemiſia der Aſche ihres Gemahls gewidmet hatte, und legten ihr den Namen Caſtel-San-Pedro bei. Hieraus haben die Türken Bedro und zuletzt Bodru gemacht, wobei ſie nach der ihnen eigenthümlichen Ausſprache nur das P. in ein B. zu verwandeln brauchten. An ſehr vielen Häuſern zeigen hier wie in Rhodus noch die Wappen, in weſſen Händen Bodru ehemals geweſen iſt; allein man braucht nicht einmal ganz ans Land zu kommen, um zu errathen, wem es gegenwärtig angehört, denn man erkennt ſchon bei der Einfahrt in den Hafen die gewöhnliche Nachläſſigkeit der Türken. Sie haben ihn ſo ſehr verſchlemmen laſſen, daß er für große Schiffe nicht mehr Tiefe genug hat; für kleinere hingegen iſt er ſehr ſicher und bequem.

Das große Vorgebirg oder die Halbinſel, welche die nördliche Seite des Meerbuſens von Stanchio ausmacht, läuft nordwärts und auf der entgegengeſetzten Seite von Patera in ein Cap aus, das Gumichli oder Angeli heißt, und wieder einen andern Meerbuſen eröfnet, den die Alten Sinus Jaſſius genannt haben, von der in ſeiner Vertiefung gelegenen Stadt Jaſſus.

Zwiſchen den beiden Cap's Gumichli und Patera iſt das Meer mit Klippen überdeckt, die man die Inſeln Salvadigo nennt, und durch die es für die Seefahrer äußerſt gefährlich wird, ſich der Küſte zu nähern. Den Tag nach unſerer Abreiſe von Stanchio, am 4ten Nov. erhob ſich plötzlich ein ſo heftiger Sturm aus Nordwe-

sten, daß die Wellen wie Berge über uns herabstürzten und wir mit Ungestüm auf die Küsten von Candia hingeworfen wurden. Es war nicht möglich, daß wir während des Sturms hätten suchen können, den elenden Hafen von Canea zu erreichen, für den unser Schif befrachtet war; wir mußten uns sehr glücklich preisen, daß wir am Ende noch in den Hafen von Suda einlaufen konnten, nachdem wir in Gefahr gewesen waren, auf den Klippen des Vorgebirges Maleca zu scheitern. Am 16. Nov. gegen Abend warfen wir daselbst die Anker.

---

## Eilftes Kapitel.

Capra und Caprone — Calamo — Lero — Stampala — Drachenfische — die Meeräsche oder Meeralet — der Seebrasse — Amorgus — Orackel von der Erfindung der neuern Griechen — gegenwärtiger Zustand dieser Insel — Kräuterorseille — Handel der Engländer und der Franzosen nach der Levante — Meerzeitheln — Mittel gegen die Flechten, und um die Zähne weiß und gesund zu erhalten — Vorurtheile — Frauenzimmer auf Amargus — Ihre Tracht — Klein Amorgus. —

Die erste Insel, die man, wenn man von Stanchio abfährt, Nordwestwärts antrift, ist Capra, und neben dieser liegt eine andere etwas größere, die Caprone heißt. Beide sind jedoch sehr klein, und man sieht schon aus ihren Namen, daß sie nur von Ziegen bewohnt werden, die auf diesen den Menschen unzugänglichen Felsen herum klettern.

Weiterhin findet man eine etwas beträchtlichere, jedoch nicht große Insel, denn sie hat nicht mehr als fünf bis sechs Stunden im Umkreiß. Sie heißt jetzt Calamo, oder Calimene; die Alten nannten sie Claros, und Pli-

nius legte ihr den Namen Calydna bei, ſo wie auch Ovid, der die Menge von Honig rühmte, den ſie hervorbrachte. Die Inſel iſt mit hohen Bergen bedeckt; die Anzahl der Einwohner iſt gering; auf der weſtlichen Küſte findet man die Ruinen von einer alten Stadt, und auf der öſtlichen ſteht auf dem Gipfel eines Berges ein Dorf, das ebenfalls Calamo heißt. Nicht weit von dieſem iſt ein ziemlich guter Hafen in einem kleinen, durch ein davorliegendes Inſelchen gegen Winde und Wellen geſchützten Meerbuſen; allein dieſer Hafen wird ſelten beſucht, weil es auf dem nahen feſten Lande und auf den umherliegenden größern Inſeln deren beſſere giebt, in denen ſich auch die Schiffe weit leichter verproviantiren können. Calamo iſt eine ſehr arme Inſel, die nicht genug hervorbringt, um ihre Einwohner zu ernähren, daher dieſe durch die Hafenfahrt ihren Unterhalt vollends zu verdienen ſuchen müſſen. In den Gebirgen der Inſel finden zwar höchſt beträchtliche Mineralien, allein was unter jeder andern Regierung eine Quelle von Reichthum für das Land wäre, würde unter der Türkiſchen nur die Veranlaſſung zu Erpreſſungen und zu den ſchrecklichſten Mishandlungen werden.

Eben ſo verhält es ſich mit der Inſel Lero, zwiſchen welcher und der Inſel Calamo wir auf dem Weg nach Candia durchfuhren. Sie iſt weder größer, noch reichlicher von der Natur ausgeſtattet, hat ebenfalls einen ziemlich guten Hafen, hohe Berge, worin Erze und Marmor in Menge vorhanden ſind, einen undankbaren Boden, wenig Verkehr mit fremden Schiffen, und gleicht endlich auch darin der Inſel Calamo, daß die Einwohner außerhalb der Inſel durch Schiffahrt und Handlung ihren Unterhalt zu verdienen ſuchen müſſen.

Den Namen, den die Inſel Lero im Alterthum führte, hat ſie nicht verändert; allein ihr ſonſtiger Zu-

ſtand iſt ſehr von dem verſchieden, was dieſe Colonie der Mileſier ehemals geweſen iſt.

Hierauf kamen wir zwiſchen den Inſeln Stampala und Amorgus vorbei. In dem Namen Stampala erkennt man noch den ehemaligen Namen der Inſel, Aſtypalda. Wegen ihres reichen und fruchtbaren Bodens nannte man ſie auch Theon-Trapeza, den Göttertiſch. Zur Zeit des Plinius war die Inſel ganz unabhängig, und gehörte niemand an; Achilles hatte daſelbſt einen Tempel, und dieſe göttliche Verehrung der Tapferkeit trug ohne Zweifel ſehr viel dazu bei, daß in den Einwohnern die Energie erhalten wurde, ohne welche kein Volk frei und unabhängig bleiben kann.

Die Geſtalt der Inſel iſt äußerſt unregelmäßig; ihre Ufer ſind wie ausgeriſſen und bilden eine Menge Spitzen und Vertiefungen, aus denen eben ſo viele Bayen und Buchten entſtehen, die mehr oder weniger gute Ankerplätze ſind. Eigentliche Häfen giebt es aber nur zwei auf der Inſel, wovon der eine gegen Süden und der andere gegen Norden liegt. Sie iſt nur zwei Stunden breit und ſechs lang; von fern kann man ſie nicht ſehen, da ſie keine hohen Berge hat, und überhaupt niedrig iſt. Allein dieſe Lage iſt gerade die allerzuträglichſte, denn auf Hügeln und Ebenen wohnt die Fruchtbarkeit und nicht auf hohen Gebirgen. Stampala iſt auch wirklich eine der fruchtbarſten Inſeln im Archipel, und ihr mildes Clima geht auch auf den Character der Einwohner über, der weit weniger rauh und wild iſt, als der Character ihrer Nachbarn, der Bewohner von Calamo und Lero, dieſer zweifelſigten und unfruchtbaren Inſel.

Allein in dieſen von der Natur ſo ſehr begünſtigten, durch die Regierungsform aber zerrütteten Ländern gereicht eine ausgezeichnete Fruchtbarkeit zum Verderben, und eine ſteinigte Wüſtenei iſt dagegen ein wünſchenswerthes Gut. Je ſchöner, fruchtbarer und reicher ein

Land iſt, deſto häufiger beſuchen es ſeine unſinnigen Tyrannen, und richten durch Erpreſſungen und die barbariſchſten Behandlungen den Ackerbau und alle nach übrigen Zweige der Induſtrie immer mehr zu Grunde; ſie vermeiden hingegen ſorgfältig alle unfruchtbaren Länder weil nicht nur ihre Habſucht keine Befriedigung darin findet, ſondern weil ſie auch die Einwohner fürchten, die größtentheils in Gebirgen, dieſer Freiſtätte des Muthes, der Armuth und der Unabhängigkeit, leben.

Wenn ich mir nach meiner Neigung einen Aufenthalt wählen dürfte, ſo wäre es Stampalia, vorausgeſetzt, daß die Inſel nicht mehr unter dem Joche der Türken ſtände und überhaupt keiner von dieſen Barbaren mehr den Fuß hineinſetzen dürfte! —

Das Meer iſt nirgends fiſchreicher als an den Ufern dieſer Inſel, die von der Natur zum Glück beſtimmt, aber durch die unſinnige Behandlung der Türken höchſt unglücklich geworden iſt. Am häufigſten habe ich folgende drei Arten von Fiſchen daſelbſt fangen ſehen.

1) Den Drachenfiſch, oder Meerdrathen (Trachinus draco Lin.). Man ſieht dieſen Fiſch ſehr gern auf den Tafeln, weil er ein feſtes und außerordentlich wohlſchmeckendes Fleiſch hat; die Fiſcher hingegen fürchten ihn, denn er iſt mit Stacheln verſehen, mit denen er ihnen Stiche beibringt, die heftige Schmerzen verurſachen und ſie oft ſogar in Lebensgefahr ſtürzen *). Am gewöhnlichſten werden dieſe Fiſche im Archipel mit ſeidenen Angelleinen gefangen, und ſo bald man einen bekommt, ſo ſchlägt man ihm ſogleich den Kopf entzwei, um nicht verwundet zu werden. Ich habe ſelbſt den Fall erlebt, daß ein Fiſcher von einem Drachenfiſch geſtochen wurde; die Wunde ſchwoll und entzündete ſich auf eine furchtbare

*) Er wird wegen dieſer Stacheln, die er auf dem Rücken hat, auch der Stachelbrache genannt.

Arm

Art, und es gesellte sich ein heftiges bis zum Phantasiren gehendes Fieber dazu.

Ich habe Drachenfische gesehen, die nicht ganz einerlei Farben hatten; besonders waren mehrere auf den Seiten mit großen schwarzen Flecken, die bei andern nicht zu sehen waren. Allein diese kleinen Verschiedenheiten sind nicht hinreichend, um wie mehrere Naturforscher gethan haben, besondere Arten daraus zu machen, denn sie bestehen nur in den Farben, die von der Beschaffenheit des Meergrundes oder andern zufälligen Ursachen herrühren können; ihre Gestalt hingegen und alle Charactere, sowohl innerliche als äußerliche, sind durchaus nicht verschieden, sondern in allen dieselben.

Die Fischer in der Levante haben mich versichert, daß die Drachenfische nicht mehr als einen Fuß groß würden, und daß dieses noch eine seltene Größe wäre. Man findet sie übrigens sehr häufig in diesen Gewässern; da ihr Fleisch fester ist als das von andern Fischen, ohne jedoch darum hart zu seyn, so muß man es auch länger kochen lassen.

2) Die Meeraesche, Meeralant oder Meeralch, (Mugil cephalus Lin.) den die neuern Griechen noch wie ihre Vorfahren Kephalos nennen. Im Sommer werden im Archipel viele solcher Fische gefangen, die aber klein sind; wahrscheinlich suchen sie, wenn sie größer werden, ein freieres Meer auf, denn diejenigen, die auf den Küsten von Candia gefangen werden, sind im Ganzen weit größer als die, so in den engen Canälen zwischen den Inseln gefischt werden.

3) Den Seebraſſen (Sparus Mormyrus Lin.) oder Mormyra der neuern Griechen, den die Alten Mormyros genannt haben, wegen seiner blendend weißen Farbe und seiner marmorirten Flecken. Seine Schuppen sind silberweiß, blau und goldgelb, und mit kupferfarbenen Streifen durchzogen. Sein Fleisch entspricht aber dieser

äußern Schönheit nicht; es iſt nicht feſt, und nimmt häufig den Geſchmack von dem Schlamm an, worin der Fiſch ſich gern aufhält, und wo er ſich von kleinen Schaalthieren nährt.

Nordweſtlich von Stampala liegt die Inſel Amorgus, die ſchon zur Zeit des Plinius den nämlichen Namen geführt hat, vorher aber Hypäre und auch früher Platage heißt. Sie iſt etwas weniger groß als Stampala; ihre Ufer ſind nicht ſo ſehr gekrümmt, und haben folglich weniger Vorgebirge und Landſpitzen, aber auch weniger Zufluchtsorte für die Seefahrer. Es giebt keinen einzigen dergleichen auf ihrer ganzen öſtlichen Küſte, die ſehr ſteil iſt, und auf der weſtlichen findet man nur zwei ziemlich bequeme Häfen, wovon der eine gegen Norden St. Anna Hafen, und der andere weit beſſere gegen Süden Vathi Hafen genannt wird.

Die Einwohner von Amorgus waren ehemals Freunde der Wiſſenſchaften und Künſte; heut zu Tage ſind ſie in tiefe Unwiſſenheit und in einen mit dieſer immer verbundenen Aberglauben verſunken. In dem Lande, das einen Simonides hervorgebracht hat, denjenigen griechiſchen Dichter, der unter allen am meiſten die Gabe beſaß, die Herzen zu rühren und Thränen fließen zu machen, findet man jetzt nichts als Popen und Mönche ohne Geiſt und ohne Kenntniſſe, die ſelbſt mit Vorurtheilen angefüllt ſind, und daher um ſo mehr, den albernſten Aberglauben des Volkes befördern und unterhalten. In einer kleinen Kapelle zeigen ſie ein Gefäß, das ſie für ein unfehlbares Orakel ausgeben, und das die Einwohner bei vorhabenden Reiſen oder ſonſtigen Unternehmungen um Rath fragen. Wenn das Gefäß von ſelbſt faſt ganz mit Waſſer angefüllt iſt, ſo deutet es auf einen glücklichen Erfolg; iſt es aber weniger voll oder faſt ganz leer, ſo iſt es ein Zeichen, daß die Unternehmung ein mehr oder weniger ungünſtiges Ende nehmen wird. Dergle-

chen Fabeln und Betrügereien ſind bei den neuern Griechen an die Stelle der geiſtvollen Fictionen und Allegorien ihrer Vorfahren getreten.

Die drei Städte, die ehemals auf der Inſel waren, Arceſſine, Minoe und Aegiale, ſind ſo gänzlich zu Grund gegangen, daß man auch die Stelle nicht mehr weiß, wo ſie geſtanden haben. Es iſt jetzt nur ein einziger Flecken oder ein Dorf auf der Inſel, und einige Klöſter, worin die Wunder die weſentlichſte Beſchäftigung und die vorzüglichſten Einkünfte der Mönche ausmachen.

Einige Theile der Inſel ſind mit hohen Bergen, und kahlen, ſteilen Felſen bedeckt; andere hingegen ſind eben, und von einer ungemeinen Fruchtbarkeit. Die Inſel war ehemals wegen ihres Ueberfluſſes an Wein, Oel, Getraide und Baumfrüchten berühmt; in ſo reichem Maaße liefert ſie zwar jetzt dieſe Producte nicht mehr, weil die elende Verfaſſung der Fruchtbarkeit Eintrag thut, allein dennoch bringt ſie noch weit mehr hervor als ſie braucht. Mehrere Diſtricte ſind ſogar gut angebaut, und tragen reiche Erndten, von den Olivenbäumen wird in Rückſicht der Größe des Landes eine ziemlich beträchtliche Menge Oel gewonnen; die Feigen ſind von vorzüglicher Güte und in Ueberfluß vorhanden, und der Wein iſt vortrefflich. Die Art von Trauben, die ovale Beeren und ein ſaftiges, gewürzhaftes Fleiſch haben, und die wir unter den Namen Weintrauben von Alexandrien kennen, werden auf dieſer Inſel beſonders groß und köſtlich.

Wenn aber der Ackerbau noch einen Theil ſeines vormaligen Glanzes beibehalten hat, ſo ſind hingegen Künſte und Wiſſenſchaften gänzlich daſelbſt erloſchen. Man verfertigt jetzt nicht mehr die koſtbaren Zeuge, die unter dem Namen Amorgis, ſo wohl wegen der Feinheit ihres Gewebes als auch wegen der Schönheit ihrer Farben ſo ſehr berühmt waren. Auf die Färberei legen ſich

zwar die Einwohner immer noch einigermaßen, und bereiten beſonders eine ſchöne rothe Farbe vermittelſt der Orſeille, oder des Felſenkräutchens, einer Art Flechten, die in dem Handel unter dem Namen Kräuterorſeille bekannt iſt. (Lichen roccella Lin.) Dieſe Pflanze bedeckt nicht nur gänzlich alle Felſen um Amorgus herum, ſondern wächſt auch auf mehrern andern Inſeln im Archipel, beſonders auf Argentiere, Tine und Policandro. Die Einwohner dieſer Inſeln kannten jedoch die Eigenſchaften dieſer Pflanze nicht; ſie hielten ſie für ein unnützes Moos, und wußten ſogar ihren Namen nicht einmal. Erſt im Jahr 1776 und 1779 erfuhren ſie, daß ſie doch einigen Werth haben müſſe, denn die Engländer kamen ausdrücklich, um ſie ihnen abzukaufen, und zahlten ihnen zwiſchen 6 und 13 Parás *), für die Oke **), d. h. 9 bis 18 Pfennige für das Pfund. Als ich mich in dieſen Inſeln befand, kannte man daher auch die Kräuterorſeille nicht anders als das Engliſche Kraut.

So weiß ein Volk, deſſen ganze Verfaſſung auf Handel und Manufacturen berechnet iſt, aus allem Vortheil zu ziehen, und auch die Producte zu benutzen, die von andern verachtet werden; ſo hielten die Engländer

*) Zum Maasſtab aller türkiſchen Münzen dient der eigentliche türkiſche Thaler, den man in dem Europäiſchen Handel unter dem Namen des türkiſchen Piaſters kennt, und der nach dem gegenwärtigen Wechſelcurs ohngefehr 12 Gr. Sächſ. gilt. Der Pàre, deren vierzig einen Piaſter ausmachen, hat folglich den Werth von 3 bis 3½ Pfennigen Sächſ.

**) Die türkiſchen Gewichte ſind der Cantaar, die Oke und die Dragma. Der Cantaar wiegt vier und vierzig Oken, und die Oke hat vier hundert Dragmen. Die Dragma, die das Element des türkiſchen Gewichtes iſt, kommt ganz unſerm Quentchen gleich, und beträgt den achten Theil einer Unze. Der Cantaar wiegt folglich 137 Pfund 8 Unzen, und die Oke 3 Pfund 2 Unzen.

auch die geringfügigsten Gegenstände, wenn nur einigermaßen ein Nutzen für die Künste oder den Handel daraus zu ersehen ist, nicht für unwürdig von ihnen untersucht zu werden. Daher aber haben sie auch von jeher in den allerwichtigsten Dingen, so wie in den anscheinend unbedeutendsten, alle andern Nationen in Rücksicht auf nützliche Entdeckungen und Vervollkommnungen weit übertroffen. Die Art hingegen, wie die Franzosen in der Levante ihren Handel getrieben haben, war mir immer höchst auffallend. Er war zwar allerdings sehr blühend, allein sie arbeiteten, so zu sagen, nur im Großen, und vernachlässigten alle kleinern Unternehmungen, da doch in jenen Gegenden die vielfältige Zertheilung des Landes dergleichen kleinere Speculationen durchaus nothwendig macht, und ihrer auch viele zu gleicher Zeit mit großern Vortheile unternommen werden können. Wer weiß aber nicht, daß mehrere kleine für sich einzeln sämtlich unbedeutende Handelszweige in ihrer Vereinigung eine sehr beträchtliche Masse von Producten für den Handel und die Industrie liefern? Ich werde in der Folge auf diese Bemerkungen noch einmal zurückkommen; sie drängen sich von selbst auf, wenn man gesehen hat, daß die Franzosen, deren Handel in der Levante sich von uralten Zeiten her schrieb, die daselbst eine große Ueberlegenheit, ja fast den Alleinbesitz dieses Handels hatten, deren Agenten auf allen Inseln angetroffen wurden, die nur einigermaßen ihres Handels wegen oder als Ruheplätze für Schiffe merkwürdig waren, die endlich in dem türkischen Reich einen so überwiegenden Einfluß besaßen, wie keine andere Nation sich dessen rühmen konnte; wenn man gesehen hat, sage ich, daß die Franzosen diese vortheilhaften Umstände nicht benutzten, die leichtesten Mittel zur Vermehrung ihrer Handelsreichthümer vernachlässigten und geduldig geschehen ließen, daß Fremde sich derselben bemächtigten und die größten Vortheile aus Dingen zo-

gen, die ſie entweder nicht kannten oder gar verachteten.

Die nämlichen engliſchen Schiffe, die von den Inſeln im Archipel die Producte ihrer Felſen abholten, luden zugleich auch Meerzwibeln (Scilla maritima Lin.) die daſelbſt häufig auf den Bergen und zwiſchen den Klippen wachſen. Indem ſie alſo ihren eigenen Nutzen beförderten, eröfneten ſie zugleich der ärmern und wie überall zahlreichern Claſſe der Einwohner dieſer Inſeln, eine neue Quelle von Unterhalt durch das Aufſuchen der Orſeille und der Meerzwibeln.

Dieſe letztere Pflanze nennen die Griechen im Archipel Kurwara-Skilla, oder knäuelförmige Meerzwibel, denn Kurwara heißt eigentlich ein Knäuel Garn. Sie geben aber den Namen Skilla auch noch einer andern Pflanze, die eine Orchisart iſt, (Satyrium Orchicides, Lin.) und um ſie von der wahren Skilla zu unterſcheiden, nennen ſie dieſe letztere Orchida-Skilla, hodenförmige Meerzwibel, weil ihre länglicht runden Zwibeln einige Aehnlichkeit mit den Hoden der Hämmel haben. Sie werden im Archipel für ein vorzügliches Mittel gegen die Flechten gehalten, und ich habe es ſelbſt in mehrern Fällen, wo das Blut noch nicht allzu ſehr verdorben war, beſtätigt gefunden. Allein der Aberglauben begnügt ſich in dieſem Lande nicht mit den Eigenſchaften, die Vernunft und Erfahrung anerkennen, ſondern ſie legen dieſer Orchisart auch die Kraft bei, die Zähne des Menſchen weiß und geſund zu erhalten, und zwar nicht durch das Reinigen oder Reiben der Zähne mit der Pflanze, ſondern dadurch, daß man ſich vor einer jungen Pflanze, wenn ſie eben zur Erde heraus kommt, niederwirft und recht tüchtig hinein beißt! —

Es giebt eine Menge ſolcher Gebräuche bei den neuern Griechen, und zwar nicht blos, wie in andern aufgeklärtern Ländern, bei dem gemeinen Volke, ſondern

auch bei den Reichen und Vornehmen. Alle ohne Unterſchied ſtecken voll von groben Vorurtheilen, und dem abgeſchmackteſten Aberglauben; die tiefſte Unwiſſenheit iſt ein allgemeiner Zug des National-Characters, und die albernſten, unſinnigſten Traditionen werden von allen ohne Ausnahme für baare Wahrheit gehalten. Ich werde in der Folge noch mehr Gelegenheit haben, Beiſpiele hiervon anzuführen, denn ſie verdienen geſammelt zu werden, als Materialien zur Geſchichte des menſchlichen Geiſtes, und beſonders zur Geſchichte eines Volkes, das von jeher eines der abergläubiſchten auf dem Erdboden geweſen, jetzt aber durch ſeine lange Sklaverei und durch den gänzlichen Verluſt aller Künſte und Wiſſenſchaften ſich in einem Zuſtand der gröbſten Unwiſſenheit, und im Beſitz aller erdenklichen Irthümer befindet.

Unter die Vorzüge von Amorgus gehören vorzüglich auch die Leutſeligkeit der Einwohner und die Schönheit der Frauenzimmer. Durch die Reize dieſer letztern wird man unabläſſig daran erinnert, daß man ſich in einem Lande befindet, wo von undenklichen Zeiten her das ſchöne Geſchlecht im Beſitz der reinſten und edelſten Formen, des friſcheſten und lebhafteſten Colorites, der gefälligſten Umriſſe und der reizendſten Züge geweſen iſt. Allein dieſe ſchönen Inſulanerinnen kleiden ſich auf eine ſo auffallend ſeltſame Art, daß ein Europäer Mühe hat, ſich daran zu gewöhnen; ſie müſſen in der That äußerſt ſchön ſeyn, wenn man ſie in einem ſolchen Aufzug noch dafür halten kann. Ihr Coſtüme hat viele Aehnlichkeit mit dem auf den Inſeln Milo und Argentiere, wovon man auf dem beiliegenden Kupfer eine Abbildung findet; es weicht nur in ſo fern davon ab, daß die Frauensperſonen auf der Inſel Amorgus mit einem gelben Schaal, oder großen Tuch von ſehr feiner Wolle, den untern Theil des Geſichtes, und den Kopf in Form eines Turbans umwi-

ckeln, es hinten in eine Schleife binden, und ein langes Ende davon über den Rücken herunter hängen laſſen.

Bei den Völkern des Orients ſind die Moden nicht wie bei uns Abendländern ephemeriſche Phantaſien, Kinder der Unbeſtändigkeit und des Luxus, ſie ſind dort vielmehr alte, feſtbeſtehende Gebräuche, deren Urſprung ſich in der Nacht entfernter Jahrhunderte verliert, und die auch noch ſehr lange dauern werden. Wenn die Gebräuche der Völker das Bild ihres Characters ſind, wie doch nicht zu bezweifeln iſt, ſo muß man eine hohe Meinung von der Feſtigkeit und Beharrlichkeit der Frauenzimmer zu Amorgus und in allen den Theilen von Griechenland bekommen, wo ſie wie jene ihren alten Gewohnheiten treu bleiben, der Wandelbarkeit der Phantaſie nicht folgen, und ihr Coſtüme, ſo ſeltſam und ſo unbequem es auch ſcheint, wenn man nicht daran gewöhnt iſt, ſtandhaft beibehalten. Wirklich findet man hier auch in dieſem von der Natur ſo äußerſt begünſtigten Geſchlecht, das ſich ſo wenig um vortheilhaftere, ihre Reize noch mehr heraushebende Kleidungen bekümmert, eine unſchätzbare Vereinigung von Schönheit, warmen Gefühlen und unerſchütterlichen Treue.

Südwärts von Amorgus, und in einer Entfernung von ohngefähr drei Stunden liegt eine kleine unbewohnte Inſel, die Klein-Amorgus heißt.

Weſtwärts und gegen die Inſel Naxos hin liegen noch mehrere kleine unbewohnte Inſeln, wovon auf einigen, die mit Maſtixbäumen (Lentiscus vulgaris Tournefort.) und kleinen Cedern mit Cypreſſenblättern, (Cedrus baccifera, Folio cupressi, major, fructu flavescente Tournef.) und andern wilden Pflanzen bedeckt ſind, beträchtliche Viehheerden von den benachbarten größern Inſeln aus unterhalten werden; andere hingegen ſind nichts als kahle Felſenmaſſen, auf denen keine Spur von Vegetation

don zu finden iſt, und die blos einem zahlloſen Heer von Raubvögeln zum Aufenthalt dienen.

## Zwölftes Kapitel.

Namphio — Rebhüner — Nio — Feſt des heil. Gregorius — Lichtſchaben — Unglücklicher Tag bei den Griechen — Frauensperſonen zu Nio — Haare der Griechinnen — Tracht der Frauensperſonen zu Nio und auf einigen andern Inſeln im Archipel — Frauenzimmer zu Santorin — Baumwollene Zeuge — Inſel Santorin — Kammeni — Erzählung von der plötzlichen Erſcheinung einer neuen Inſel im Jahr 1707 — Ihr jetziger Zuſtand — Abergläubiſche Meinung, den heut zu Tage die Griechen darüber haben — Bimsſteine — Bank die bald wieder eine neue Inſel zu werden ſcheint — Erdbeben — Inſel Santorin — Beſchaffenheit ihres Bodens, ihre Producte — Thera — Pyrgos — San-Nicolo — Scaro — Beſtreben der Einwohner, die Ausförderung der Pozzolanerde zu verhindern.

Der Canal, den die Inſel Stampala und Amorgus bilden, wird durch zwei andere nicht beträchtlichere Inſeln nämlich Namphio und Nio, noch verlängert. Die erſtere liegt Südweſtlich von Stampala und hat kaum ſieben Stunden im Umkreiß. Ihr erſter Name war Membliaros, den ſie von einem Phönicier dieſes Namens, einem Freund und Gefährten von Cadmus, der ſich darauf niederließ, erhalten hatte. In der Folge hieß ſie Anaphos, ein Phöniciſches Wort, das beſchattet, dunkel bedeuten, und der Inſel wegen ihrer dicken Wälder, womit ſie bedeckt war, ſoll beigelegt worden ſeyn. Die gewöhnlichere Meinung iſt jedoch, daß ſie den Namen Anaphos von dem griechiſchen Worte phaino, ich erſcheine, bekommen hat, weil der Blitz ſie plötzlich aus dem Grund des Meeres habe hervorgehen ma-

chen, um der aus Colchis zurückkehrenden und durch Stürme übel zugerichteten Flotte der Argonauten zum rettenden Zufluchtsort zu dienen. Diese Fabel gründet sich ohne Zweifel auf die wahre Geschichte von der Entstehung der Insel Namphio, die unter dem Toben des Meeres und der Atmosphäre plötzlich durch einen Vulcan aus dem Meere hervorgehoben wurde, wie es der Fall mit mehrern andern Inseln in eben diesem Meere gewesen ist.

Zum Andenken an diese große Begebenheit wurde zu Ehren Apollo's des Strahlenwerfenden, ein Tempel erbaut, und die Feste, die man darin feierte, wurden mit Lachen, Scherzen und Schmausereien begangen. Noch findet man einige unbedeutende Spuren von diesem Tempel in der südlichen Gegend der Insel, wo er gestanden hatte; der Marmor, woraus er erbaut war, wurde aus einem sehr steilen und furchtbar aussehenden Felsen gebrochen, auf dessen Spitze jetzt eine Unserer lieben Frau von Rohr geweihte Capelle steht.

Die dicken Waldungen, womit die Insel soll bedeckt gewesen seyn, sind heut zu Tage verschwunden, und man sieht nur noch einzelne zerstreute Bäume auf derselben. Der Ackerbau ist in elenden Umständen, und ohngeachtet des fruchtbaren Bodens ist doch die Gerste die einzige Getraideart, die daselbst gebaut wird. Honig giebt es außerordentlich viel, und in einigen wenigen Strecken wächst auch ein guter Wein. Tournefort, in seiner Reise nach der Levante, erzählt, daß die Rebhüner sich so ungeheuer auf der Insel vermehrten, daß man auf Befehl der Obrigkeit jährlich gegen Ostern alle Eier aufleſen müsse, die man nur finden könne, und die sich jedesmal wenigstens auf 10 bis 12000 Stück beliefen, daß er aber demohngeachtet auf jedem Schritte, den er auf der Insel gethan, Rebhünervölker habe aufsteigen machen. Ich habe mich nicht genau erkundigen können, ob eine

solche außerordentliche Menge Rebhühner auch noch heut zu Tage auf Naxos gefunden wird; sie sind aber überhaupt auf den Inseln des Archipels sehr häufig vorhanden, nur freilich nicht in dem Uebermaße, wie Tournefort es von Naxos erzählt. Sie sind alle sogenannte rothe Rebhühner; (Petras rufus Lin.) die auf Bergen und in Gesträuchen leben, wo man sie zuweilen auf Bäumen sitzen sieht, was die grauen Rebhühner nie thun. Ihr Fleisch ist auch viel wohlschmeckender als das von den letztern.

Ein kleiner Flecken, der in dem südlichen Theil der Insel liegt, faßt alle Einwohner derselben in sich, und ist ein wahres Bild von der Armuth, die auf der Insel herrscht. Ein Hafen ist nicht vorhanden, sondern bei dem Flecken finden die Schiffe blos eine gute und sichere Rhede.

Westwärts von Naxos und südlich von Amorgus liegt die fruchtbarere und berühmtere Insel Nio. Sie hieß bei den Alten Jos, weil sie von Joniern bevölkert worden war; in dem Hafen dieser Insel starb Homer, als er von Samos nach Athen zurück reiste. Die Einwohner errichteten ihm ein Denkmal, wovon jedoch keine Spur mehr vorhanden ist; auch wissen die neuern Griechen nicht einmal mehr, daß der berühmteste Dichter des Alterthums auf ihrer Insel begraben worden ist.

Der Flecken, der heut zu Tag auf der Insel ist, und mit ihr einerlei Namen hat, liegt auf einer Anhöhe und wahrscheinlich an dem nämlichen Ort, wo die alte Stadt gestanden hat. Man findet nichts Merkwürdiges darin, als die außerordentliche Gastfreiheit seiner Einwohner; sie behandeln jeden Fremden auf das gefälligste und freundlichste, und man kann sich nicht von ihnen trennen, ohne sie lieb zu haben.

Die Franzosen hatten ehemals einen besondern Consul auf der Insel, aber da sie das System annahmen,

ihren Handel blos auf die großen Häfen einzuſchränken, ſo wurde der vortrefliche Hafen zu Rio nicht weiter von den Schiffen beſucht, und folglich war auch kein Hafenbedienter mehr daſelbſt nöthig. Der Handel von Frankreich hat übrigens keinesweges durch dieſes Syſtem gewonnen.

Die Inſel iſt weniger bergigt, als die meiſten, von denen ich bisher geredet habe; ſie bringt einen Ueberfluß von Getraide hervor, wovon die Einwohner einen Theil ins Ausland verkaufen. Die Habſucht hat ſie verleitet, die ſchönen Wälder, die in einigen Diſtricten vorhanden waren, abzuſchlagen, ſo daß die Inſel Rio, die ſonſt alle benachbarten Inſeln mit Holz verſorgte, jetzt ſelbſt faſt gar keines mehr hat. Allein wegen des äußerſt gelinden Clima's wird dieſer Holzmangel nicht fühlbar; man kennt dort das Bedürfniß nicht, ſich am Feuer zu wärmen, und für das Bedürfniß in der Küche reichen die Maſtixbäume, und andere Stauden vollkommen hin.

Ich befand mich gerade auf der Inſel Rio, als das Feſt des heil. Gregorius gefeiert wurde, ein Feſt, das gewiſſermaßen den Lichtſchaben *), dieſem ekelhaften und beſchwerlichen Inſect, das im Sommer in dieſen Gegenden in Menge vorhanden iſt, gewidmet wird. Den Abend vor dem Feſt muß jede Haushaltung ihren Vorrath von Kräutern und Waſſer ins Haus ſchaffen; holte man dieſen erſt am Feſte ſelbſt, ſo würde man glauben, das ganze Haus müſſe voll von dieſen Inſecten werden.

*) Große Lichtſchabe iſt der Name eines Indianiſchen Inſectes, von der Größe einer Grille, welche aus Amerika nach dem Orient, und von da nach Rußland und in die benachbarten Länder gekommen, woſelbſt es unter dem Namen Tarakan bekannt iſt. Blatta Orientalis Lin. Eigentlicher ſollte man es occidentalis nennen, da es urſprünglich aus America gekommen iſt. Siehe Pallas Reiſe in verſchiedenen Provinzen des Ruſſiſchen Reichs, 2r Th. S. 543 und 669.

Hierdurch sind sie jedoch nicht zufrieden, sondern jeder Hausvater muß auch zwei oder drei solcher Thiere fangen, in ein ausgehöhltes Rohr stecken, und unter tausend Verfluchungen ins Meer werfen. Eine lang Erfahrung hat zwar gelehrt, wie unwirksam diese Ceremonie ist, allein dennoch ist auf der Insel Nio und auf mehrern andern Inseln im Archipel kein einziger Grieche, der sie nicht jährlich auf den nämlichen Tag gewissenhaft verrichtet, obgleich nichts destoweniger ihre Häuser jedes Jahr voll von diesen Insecten sind. Ein anderer Aberglauben besteht darin, daß sie den Tag der Woche sorgfältig merken, an dem jährlich das Faß Johannis des Täufers fällt; an diesem Tage unternehmen sie das ganze Jahr hindurch keine Arbeit, keine Reise und keine Art von Geschäften, weil sie überzeugt sind, daß sie unglücklich ablaufen würde.

Die Tracht des weiblichen Geschlechtes auf der Insel Nio ist ohngefähr die nämliche wie zu Amorgus und auf den meisten Inseln des Archipels. Nur verbergen die Frauenzimmer zu Nio nicht wie die zu Amorgus einen Theil ihres schönen Gesichtes durch ein lästiges Stück Zeug; ihre Stirn ist ganz frei, und unter dem Schaal, womit sie den Kopf umwickeln, ragt ein Streif von schönen Haaren hervor, die glänzend schwarz und so fein wie Seide sind.

Bei dieser Gelegenheit will ich die Bemerkung beifügen, daß die Dicke der Haare und folglich ihre Rauhheit von der Strenge des Clima's abzuhängen scheint. Die Neger haben Wolle, und nirgends habe ich feinere Haare gesehen, als auf den Köpfen der meisten Weiber im Orient.

Man könnte der Kleidung des weiblichen Geschlechtes auf der Insel Nio und den meisten andern griechischen Inseln, den Vorwurf machen, daß sie nicht weit genug auf die Füße herabreiche, und den Wohlstand be-

leidigt. Ihr Rock geht in der That nur bis auf die Knie allein wenn dieſes ſeltſam ausſieht, ſo iſt es darum doch nicht unbeſchreiden, denn im Orient tragen alle Frauenzimmer Unterhoſen, und können folglich die langen Röcke entbehren. Die türkiſchen Weiber und die Griechinnen nur in den groſſen Städten tragen lange und weite Hoſen, die ihnen bis auf die Füſſe reichen; oft tragen ſie ſogar zwei Paar über einander, wovon die unterſten von Leinwand oder Baumwollenzeug, die oberſten aber, die geſehen werden, von ſeidenen Zeugen ſind. Im Aechtpaſch ſind die Hoſen der Weiber nur kurz und ganz einfach; gewöhnlich werden ſie aus baumwollen Zeugen verfertigt. Alle dieſe Hoſen übrigens, die einheimiſchen der Muſulmaninnen ſowohl, als die der Türkinnen und der reichen Bewohnerinnen der Städte, werden oberhalb der Hüfte durch einen ſeidenen oder baumwollenen geſtrickten Gürtel feſtgehalten, der durch eine Fuge gezogen iſt und vorn in eine Schleife zugebunden wird. Auf den Inſeln ſind zwar die Hoſen ebenfalls ſehr weit, aber ſie reichen nur bis über das Knie, wo ſie mit Bändern zugebunden werden, die von den Strümpfen bedeckt ſind. Man hat die Gewohnheit, dieſe Bänder oberhalb der Waden ſo auſſerordentlich feſt zu binden, daſs ſie einen tiefen und breiten Einſchnitt machen, indem man einen Finger verbergen kann. Uebrigens ſcheint mir dieſer Gebrauch, ſich durch Hoſen gegen den Einfluſs der Witterung zu ſchützen, äuſſerſt zuträglich für die Geſundheit des weiblichen Geſchlechtes zu ſeyn, denn eine Menge von Krankheiten entſtehen blos aus zu leichter Bekleidung; auch würde zuverläſſig der Wohlſtand ſehr dadurch gewinnen.

Auf der Inſel Santorin ſind die Kleider der Frauenzimmer länger, und ihr Anzug hat überhaupt mehr Regelmäſsigkeit. Ihr Kopf iſt mit einem langen Schaal wie ein Turban umwickelt, das noch gewöhnlich unter dem Kinn hingezogen wird. Ihre vorzüglichſte Beſchäf-

eigung beſteht in Baumwollenſpinnen; dieſes Product gedeihet vortreflich auf der Inſel, und es werden daſelbſt beſondere Zeuge daraus verfertigt, die in der Levante unter dem Namen Dimiten oder Escamiten bekannt ſind, und den wichtigſten Handelszweig dieſer beſonders in der Naturgeſchichte berühmten Inſel ausmachen.

Es iſt bekannt, daß die Inſel Santorin, die ehemals Thera, und noch früher Calliſta, oder die Schöne, genannt wurde, ſonderbare Veränderungen durch unterirrdiſche Feuer erlitten hat. Nach dem Bericht der Alten iſt ſie aus dem Meere heraufgeſtiegen, aber zum Theil wieder im Jahr 237 vor der chriſtlichen Zeitrechnung von demſelben verſchlungen, und auch von der kleinen Inſel Therasia, heut zu Tage Aſpronisi, abgeriſſen und getrennt worden. Der Raum zwiſchen dieſen beiden Inſeln, der gegenwärtig mit Meer ausgefüllt iſt, machte nach dem ſehr einſichtsvollen Urtheil des Herrn von Choiſeul-Gouffier, in ſeiner Reiſe durch Griechenland, einen Theil von Thera oder der großen Inſel aus, die bei Gelegenheit dieſer Revolution die Geſtalt eines halben Mondes bekommen hat. In der That beſteht auch die Küſte des Meerbuſens aus ganz ſteilen, mehr als 300 Fuß über die Meeresfläche erhabenen, ſchwarzen und durchaus calcinirten Felſen, die der Rand eines ungeheuern Craters zu ſeyn ſcheinen, auf deſſen Grund man noch nicht hat kommen können.

Nach und nach ereigneten ſich immer neue Revolutionen in dieſer Gegend, und das ſchreckliche Schauſpiel von Zerrüttungen in der Natur wurde hier von Zeit zu Zeit erneuert. Vierzig Jahre, nachdem Thera und Therasia von einander waren abgeriſſen worden, erbebte abermals die Erde, das Meer brauſte ungeſtüm auf, und es erhob ſich eine neue Inſel über die Meeresfläche, die ſich plötzlich den Augen der erſtaunten Seefahrer dar-

ſtellte. Man nannte dieſe kleine Inſel Hiera, die heilige, wahrſcheinlich wegen ihres höchſt wunderbaren Urſprungs, der auch die Urſache war, daß ſie dem Höllengott geweiht wurde. Die verkalkten Subſtanzen, woraus ſie beſteht, haben ihr ſeitdem den Namen Kammeni, oder die Verbrannte zugezogen.

Die Einwohner hatten hierauf von Zeit zu Zeit unterirdiſche Erſchütterungen und manche Revolutionen auszuſtehen, die mehr oder weniger beträchtliche Veränderungen in der Geſtalt der Inſel hervorbrachten, bis endlich im Jahr 1573 plötzlich eine neue Inſel auf der Oberfläche des Meeres erſchien. Um ſie von der erſtern, die größer iſt, zu unterſcheiden, wurde ihr von den Griechen der Name Micri-Kammeni, die Kleine Verbrannte, beigelegt.

Endlich kam im Anfang des eben verfloſſenen Jahrhunderts eine neue kleine Inſel zwiſchen der großen und kleinen Kammeni, ohngefähr eine Stunde von Santorin, zum Vorſchein. Am 23. May 1707 bemerkte man mit Anbruch des Tages den erſten Anfang dieſer durch die unterirdiſchen Feuer bewirkten Erſcheinung. Am 18. deſſelben Monats hatte man zu Santorin zwei geringe Stöße von Erdbeben empfunden, aber damals nicht ſehr darauf geachtet; in der Folge hatte man jedoch Urſache zu glauben, daß gerade damals das neue Inſelchen angefangen habe von dem Grund des Meeres abgeriſſen zu werden, und ſich auf die Oberfläche deſſelben zu erheben. Als einige Einwohner von Santorin am frühen Morgen die erſten Bergſpitzen der werdenden Inſel erblickten, hielten ſie dieſelben für geſcheiterte Güter, die das Meer in der Nacht herbeigeführt hätte; ſie hofften daher einen großen Gewinn zu machen, wenn ſie ſo ſchnell als möglich ſich dahin verfügten. Allein wie groß war ihr Erſtaunen, da ſie anſtatt der Reſte eines Schiffes und ſchwimmender Güter nichts als ſchwarze, verkalkte Fel-

fen fanden; ſie eilten in der größten Eile wieder zurück, und verbreiteten überall auf der Inſel die furchtbare Nachricht.

Ein allgemeiner Schrecken bemächtigte ſich aller Einwohner, denn jedermann wußte, daß dergleichen Erſcheinungen neuer Länder immer von den ſchrecklichſten Zerrüttungen begleitet geweſen waren. Als aber zwei oder drei Tage vorüber, und noch keine zerſtörende Ausbrüche erfolgt waren, ſo faßten einige Einwohner von Santorin den Entſchluß, die Sache an Ort und Stelle ſelbſt genau zu unterſuchen. Sie fuhren daher gegen die neue Inſel hin, ſtiegen auf derſelben ans Land, und nun trieb ſie die Neugierde von Felſen zu Felſen; überall fanden ſie eine Art von weichem, weißem Stein, der in Rückſicht auf Feſtigkeit und Farbe wie Brod ausſah, und ſich auch eben ſo ſchneiden ließ. Am meiſten erſtaunten ſie jedoch über eine zahlloſe Menge von friſchen Auſtern, die überall an den Felſen hingen, und die in Santorin eine große Seltenheit waren. Sie ließen ſich dieſen köſtlichen Fund vortreflich behagen, als ſie auf einmal fühlten, daß ſich die Felſen bewegten, und der Boden unter ihren Füßen zitterte; nun war plötzlich ihre Fiſcherei zu Ende, ſie ſprangen voll Angſt in ihre Kähne und entfernten ſich ſo ſchnell ſie konnten. Dieſe Erſchütterung war eine durch das Wachſen der Inſel verurſachte Bewegung, eben in dieſem Augenblick erhob ſie ſich ſichtbar über das Meer empor, und in wenigen Tagen war ſie bei 20 Fuß hoch und doppelt ſo breit geworden.

Da dieſe Bewegung, wodurch die neue Inſel täglich höher und breiter wurde, ſich nicht immer vollkommen gleich war, ſo wuchs auch die Inſel nicht täglich auf allen Seiten in gleichem Grad. Es geſchah ſogar oft, daß ſie auf der einen Seite abnahm und kleiner wurde, während ſie auf der andern ſich immer mehr erhöhte und ausdehnte. Unter andern war einmal ein großer,

auffallend dicker Felſen, ohngefähr 40 bis 50 Schritte von dem Mittelpunct der Inſel aus dem Meer aufgeſtiegen, allein nach 4 Tagen war er wieder verſchwunden und nie mehr zum Vorſchein gekommen. Anders verhielt es ſich mit einigen andern Felſen, die zu wiederholtenmalen über dem Waſſer erſchienen und auch wieder darunter verſchwanden, endlich aber ſich dennoch über der Oberfläche deſſelben feſtſetzten. Durch dieſe mannichfaltigen Bewegungen wurde die kleine Kammeni ſo heftig erſchüttert, daß man auf ihrem höchſten Gipfel eine lange und weite Spalte entdeckte, die vorher nie war geſehen worden. Das Meer änderte in dem Meerbuſen zu wiederholtenmalen die Farbe, wurde hellgrün, dann röthlich und zuletzt blaßgelb; immer aber gab es einen äußerſt widrigen Geruch von ſich.

Am 16ten Jul. ſah man zum erſtenmal Rauch aufſteigen, aber nicht aus dem ſchon vorhandenen Theil der Inſel, ſondern 60 Schritte von demſelben aus einer Reihe von ſchwarzen Felſen, die ſchnell zum Vorſchein kamen, und zwar in einer Stelle des Meeres, wo man vorher keinen Grund gefunden hatte. Hierdurch entſtanden eine Zeitlang gleichſam zwei Inſeln, wovon die eine die weiße und die andere die ſchwarze genannt wurde; allein beide vereinigten ſich bald. Der Rauch, der aus dieſen ſchwarzen Felſen hervorbrach, war dick und weißlicht; der Wind trieb ihn gegen eine Wohnung an der Spitze des Meerbuſens, er that aber keinen Schaden und auch ſein Geruch war nicht verderblich.

In der Nacht vom 19ten auf den 20ſten ſah man einzelne Feuerſtröme unter dieſem Rauch, wodurch die Einwohner von Santorin in den größten Schrecken geſetzt wurden. Auf der weißen Inſel erblickte man nie weder Rauch noch Feuer; dennoch wuchs ſie immer fort, aber freilich nicht ſo geſchwind wie die ſchwarze. Täglich

und faſt ſtündlich kamen neue Felſen zum Vorſchein, wodurch die letztere bald länger bald breiter wurde; manchmal waren dieſe Felſen mit der Inſel verbunden, manchmal davon getrennt, ſo daß man innerhalb eines Monats vier kleine ſchwarze Inſeln ſah, die nachher in vier Tagen ſich mit einander vereinigten und nur noch eine ausmachten.

Der Rauch hatte unterdeſſen außerordentlich zugenommen, und da durchaus kein Wind ging, ſo ſtieg er ſo hoch, daß man ihn von Candia, Naxia und andern fernern Inſeln aus ſehen konnte. In der Nacht ſchien er bis in die Höhe von 15 bis 20 Fuß ganz feurig zu ſeyn, und das Meer war in dieſer Zeit an manchen Orten mit einem röthlichen, und an andern mit einem gelblichem Schaum bedeckt. Nunmehr verbreitete ſich über ganz Santorin ein ſo fauler, ſtinkender Rauch, daß man genöthigt war in den Straßen Feuer zu unterhalten, und Rauchwerke zu brennen. Dieſe Verpeſtung der Luft dauerte jedoch nur anderthalb Tage; ein friſcher Südweſtwind trieb die faulen Dünſte von der Stadt weg, aber indem er ein Uebel vertrieb, verurſachte er ein anderes. Er trieb nämlich den glühend heißen Rauch über einen großen Theil der vorzüglichſten Weinberge der Inſel, deren Trauben beinahe reif waren, und die in einer Nacht wie gedörret wurden. Auch färbte der Rauch alles Silber und Kupfer ſchwarz, und verurſachte den Einwohnern heftige Kopfſchmerzen mit Erbrechen verbunden. Um dieſe Zeit ſank die weiße Inſel, und wurde plötzlich mehr als zehn Fuß niedriger.

Am 31ſten Jul. ſah man das Meer rauchen, und an zwei Orten in einer Entfernung von 30 und 60 Schritten von der ſchwarzen Inſel ſieden. An dieſen vollkommen Cirkel runden Stellen ſah das Waſſer aus wie ſiedendes Oel; dies dauerte über einen Monat lang, während welcher Zeit man viele todte Fiſche fand.

Vom 7ſten bis 17ten Auguſt hörte man unterirdiſchen ein dumpfes Getöſe, und der Rand der Inſel ſchien in einer beſtändigen Bewegung zu ſeyn; die Felſen, woraus ſie beſtand, kamen und gingen, verſchwanden und erſchienen aufs neue. Das Getöſe wurde immer ſtärker, und glich zuletzt ſo vollkommen dem Donner, daß wenn es wirklich donnerte, was drei oder viermal in dieſer Zeit geſchah, nur ein kleiner Unterſchied zwiſchen beiden war.

Am 21ſten war der Rauch roth und ſehr dick, und das herausſtrömende Feuer war ſo ſchrecklich heiß, daß das Meer um die ſchwarze Inſel herum, auf eine höchſt auffallende Art rauchte und ſiedete.

Den 22ſten Auguſt Morgens war die Inſel weit höher als ſie den Abend vorher geweſen war; auch war ſie durch eine Kette von Felſen, die in der Nacht aus dem Meer hervorgekommen war, um mehr als 50 Fuß in der Breite gewachſen. Das Meer war noch immer mit dem oben erwähnten rothen Schaum bedeckt, der einen unerträglichen Geſtank von ſich gab.

Am 9ten Sept. waren die beiden Inſeln, die weiße und ſchwarze ſo ſehr in der Breite gewachſen, daß ſie einander berührten, und nunmehr nur noch einen Körper ausmachten. Das ſüdweſtliche Ende der Inſel wuchs nach dieſer Vereinigung nicht mehr weder in der Länge noch in der Höhe, dahingegen das andere Ende gegen Weſten ſich noch immer zuſehends vergrößerte.

Am 14ten Sept. war das unterirdiſche Getöſe am furchtbarſten und häufigſten, und es ſchien immer als wenn eine Menge Kanonen zu gleicher Zeit abgefeuert würden. Dergleichen Schläge erfolgten zehn bis zwölfmal in 24 Stunden, und jedesmal fuhren gleich hernach ungeheuer große, und glühende Steine aus der Hauptöffnung, die weit hin ins Meer geſchleudert wurden.

Am 18ten September wurde zu Santorin ein Erd-

geben gespürt, das aber keinen Schaden verursachte. Die neue Insel wuchs dabei zusehends, aber zugleich vermehrte sich auch der Rauch und das Feuer, die sich an diesem Tage einige neue Ausbrüche öfneten. Bis jetzt hatte man noch nie solche heftige Schläge gehört, noch so viele Feuerströme zu gleicher Zeit gesehen; die Häuser zu Scaro wurden davon erschüttert, und in dem dicken, einem Gebirge ähnlichen Rauch hörte man zahllose Felsstücke, die wie Kanonenkugel in der Luft pfiffen und heulten. Die kleine Kammeni wurde mehreremal von diesen glühenden Steinen ganz bedeckt und bekam dadurch das Ansehen, als wenn sie selbst durch und durch glühend wäre.

Am 21sten Aug. erfolgte einer von den heftigsten Ausbrüchen, und zugleich eine so fürchterliche Erschütterung der neuen Insel, daß die große Mündung dadurch einstürzte, und daß glühende Steinmassen von ungeheurer Größe auf 3 Meilen Wegs weit fortgeschleudert wurden. Hierauf erfolgte eine viertägige Ruhe und Stille, während deren man weder Feuer noch Rauch auf der neuen Insel bemerkte; man hofte daher, daß durch den letztern heftigen Ausbruch die unterirdische Mine ganz erschöpft worden sey.

Hierin irrte man jedoch sehr, denn am 26sten Sept. fing das Feuer von neuem an, und die fast unaufhörlichen Schläge waren so schrecklich stark, daß zwei Personen die mit einander sprachen, Mühe hatten sich zu verstehen, und endlich erfolgte ein so entsetzlicher heftiger Schlag, daß alle Einwohner in die Kirche liefen. Der große Felsen, auf dem Scaro erbaut ist, wankte in seiner Grundfeste, und alle Thüren in allen Häusern sprangen mit Gewalt auf.

Diese bald stärkere bald schwächere Ausbrüche dauerten im October, November, December 1707 und im Januar 1708 beständig fort, und es vergieng kein Tag

wo die große Mündung nicht mehreremale Rauch, Flammen und Steine auswarf. Am 10ten Febr. war abermals ein heftiges Erdbeben in Santorin, und es erfolgte einer der fürchterlichſten Ausbrüche des Vulkans, die man je geſehen hatte. Auch der 15te April war wieder ein Tag des Schreckens und der Angſt, und ſo dauerte es wieder abwechſelnd fort bis zum 23ſten May, an welchem Tag ſich ein Jahr vorher die Inſel gezeigt hatte. Es war merkwürdig, daß ſeit einiger Zeit die Inſel immer höher, aber faſt gar nicht mehr weiter wurde.

Von nun an wurde es immer ruhiger auf der Inſel; Rauch und Feuer nahmen ab, und der unterirdiſche Donner wurde weniger furchtbar. Am 15ten Jul. war das Meer ruhig und das Feuer auf der Inſel ſehr ſchwach; es faßten daher einige Einwohner von Santorin den Entſchluß, die neue Inſel in der Nähe zu beſehen. Sie fuhren auf einer Seite, wo das Meer nicht mehr ſiedete, aber doch noch ſtark rauchte, gerade auf die Inſel zu. Kaum waren ſie auf der rauchenden Stelle angekommen, ſo empfanden ſie eine erſtickende Hitze, und als ſie die Hand ins Waſſer ſteckten, ſo war dieſes ſiedend heiß; und doch waren ſie noch bei 500 Schritte von der Inſel entfernt. Es war nicht wahrſcheinlich, daß ſie auf dieſer Seite weiter kommen könnten; ſie fuhren daher gegen diejenige Spitze der Inſel zu, die von der großen Mündung am entfernteſten war, und von welcher aus die Inſel immer in der Länge zugenommen hatte. Sie mußten einen großen Umweg nehmen, weil das Meer noch immer ſiedete und die Hitze unerträglich war. Endlich landeten ſie auf der großen Kammeni, von wo aus ſie ohne große Gefahr die wahre Länge der Inſel und beſonders auch diejenige Seite derſelben unterſuchen konnten, die man zu Scaro nicht hatte ſehen können. Die Inſel mochte damals 200 Fuß Höhe haben, eine Stunde

breit seyn, und ohngefähr 5 Stunden im Umkreiß enthalten.

Nach geschehener Untersuchung faßten die Beobachter noch einmal den Entschluß, sich der Insel zu nähern, und von der Seite, die lange Zeit die weiße Insel geheißen hatte, auf derselben ans Land zu steigen. Seit mehrern Monäten war diese Seite nicht mehr gewachsen, und man hatte weder Feuer noch Rauch mehr auf derselben gesehen. In einer Entfernung von 200 Schritten aber fühlten sie, daß das Wasser immer wärmer wurde; daher warfen sie das Senkblei aus, und fanden mit 95 Klaftern noch keinen Grund. Während sie mit einander berathschlagten, ob sie sich der Insel nähern, oder wieder zurückkehren sollten, fing die große Mündung an, mit ihrem gewöhnlichen Ungestüm auszubrechen. Der Wind trieb die herausströmende Wolke von Asche und Rauch gerade gegen das Schif zu, so daß die darin befindlichen Personen ganz damit bedeckt wurden; sie entfernten sich so schnell als möglich, und thaten sehr wohl daran, denn sie waren kaum anderthalb Stunden von der Insel weg, als das Getös in dem Innern derselben von neuem anfieng, und eine Menge glühender Steine gerade in die Gegend fielen, die sie eben verlassen hatten. Bei ihrer Ankunft in Santorin, fand man, daß fast alles Pech an ihrem Schif durch die Hitze des Wassers erweicht und abgerissen worden war, und daß dieses schon anfieng von allen Seiten leck zu werden.

Diese Erzählung eines Augenzeugen, von einer der alleraußerordentlichsten Naturerscheinungen, habe ich für zu interessant gehalten, um sie nicht dem Wesentlichßten nach hier mitzutheilen. Die Leser werden es mir um so weniger übel nehmen, da die Erzählung nirgends als in einer sehr seltenen Sammlung, Mémoires des

Missions de la Compagnie de Jesus dans le Levant gefunden wird *).

Nachdem der Verfasser dieser Erzählung Santorin verlassen hatte, fuhr die neue, zwischen der großen und der kleinen Kammeni aus dem Meer empor gestiegene Insel noch lange Zeit fort, Flammen, dicke Rauchwolken und große Steinmassen auszuwerfen. Allein nach und nach wurden diese Ausbrüche weniger heftig und auch seltener; endlich hörten sie ganz auf, und man hörte nichts mehr als ein dumpfes Getös von dem Sieden der Materien, die durch das unterirdische Feuer in einer unermeßlichen Tiefe unter der Erde beständig im Fluß erhalten werden. Gegenwärtig ist der Vulcan von außen wenigstens gänzlich unthätig; die kleine Insel ist ruhig, allein ihr Ansehen ist fürchterlich. Von fern sieht sie ganz schwarz aus; wenn man ihr näher kommt, so erblickt man

*) Von dieser höchst merkwürdigen Naturerscheinung findet man, wie der Verfasser mit Recht sagt, in keiner Reisebeschreibung eine so umständliche Nachricht, wie die hier mitgetheilt ist. In den Zusätzen zu Blainvilles Reisen durch Italien, 1r Band, steht eine kurze, sehr unvollständige Erzählung davon, und Tournefort hat seine Reise durch die griechischen Inseln einige Jahre früher gemacht, als diese Revolution statt hatte. Dieser führt, übrigens die ältern Revolutionen an, wodurch die Nebeninseln von Santorin ihre Entstehung bekommen haben, und beweißt die Möglichkeit dieses ihres Ursprunges durch die eben damals von Constantinopel mitgetheilte und in der Gazette de France vom 14. April 1708 bekannt gemachte Nachricht; „daß im Nov. 1707 die unterirdischen Feuer bei Santorin eine neue Insel hervorgebracht hätten, die schon zwei Stunden im Umkreiß habe, und noch täglich größer werde; diese schreckliche Revolution geschehe unter dem fürchterlichsten unterirdischen Donner, wobei Ströme von Flammen, Rauch und Steinen aus den Schlünden der neuen Insel herausgeworfen würden, und das Meer weit umher siede und koche."

man eine verwirrte Aufschichtung, der durch das Feuer aufgelößten, in die Luft geschleuderten und wieder zurück gestürzten Materien mit untermischten Schwefelströmen. Alles auf der Insel ist verbrannt, calcinirt, und ein Bild des schrecklichen Brandes, den die Natur in der Mitte des Erdballs angezündet hat; alles prophezeiht aber auch neue Ausbrüche, neue Zerstörungen.

Solche schreckliche Naturerscheinungen, denen keine menschliche Macht und Vorsicht zu widerstehen vermag, waren mehr als hinreichend, um die Einbildungskraft der abergläubigen Griechen in volle Gährung zu setzen. Sie halten die neue Insel für das Werk der Hölle, und für die Wohnstätte der Teufel; nach ihrer Meinung verursachten diese den furchtbaren Lärm daselbst, und machten sich das teufliſche Vergnügen, die Anker der Schiffe loszureißen, die man daselbst auswürfe. Von Zeit zu Zeit begiebt sich daher der griechische Bischof von Santorin dahin, um die Macht des Exorcismus gegen dieses hölliſche Heer auszuüben. Das Getös hört darum nicht auf, und die Schiffe reißen sich nicht weniger häufig los, allein dennoch hat der Prälat das Vergnügen, daß seine gläubige Heerde von der Wirksamkeit seiner religieusen Ceremonien vollkommen überzeugt ist.

Dieses Getöse aber, dem das Weihwasser nichts anhaben kann, hat seinen wahren Grund in der Beschaffenheit der Insel selbst. Manchmal kommt es von dem unterirdischen Gähren des Vulcans, meistens aber von dem Anschlagen der Wellen gegen die Wände, der vielen auf der Küste der Insel befindlichen und aus calcinirten Felsen bestehenden Höhlen. Hierzu gesellt sich bei der Annäherung fremder Gegenstände das Geschrei der zahllosen Raubvögel, die sich daselbst aufhalten, und das um so furchtbarer ist, weil es aus tiefen Höhlen heraus kommt. Diese verschiedenartigen Töne machen vereinigt ein der Hölle in der That Ehre machendes Getös, allein die

Teufel haben eben ſo wenig Antheil daran, als an dem Losreißen der Ankertaue, das eine ganz eben ſo natürliche Urſache hat. Der Grund des Meeres nämlich, wo man am beſten Anker werfen kann, beſteht aus hervorragenden Felſen, die durchbrannt und verkalkt ſind, ſo daß ſie leicht abbrechen, wenn das Schif nur einigermaßen durch Wind oder Wellen hin und hergeworfen wird.

Die neue Inſel hat ohngefähr eine Stunde im Umkreiß. Dicht um dieſelbe zeigt das Senkblei eine Tiefe von 30 bis 35 Klaftern; weiterhin aber findet man keinen Grund mehr. Oft löſt ſich von den Felſen der Inſel eine Menge Bimsſtein ab, der auf dem Meer fortſchwimmt, und durch die Winde gegen die Inſeln im Archipel hingetrieben wird, wo ich ſelbſt dergleichen habe ankommen ſehen. In der erſten Zeit nach der wunderbaren Entſtehung der Inſel, warf ſie eine ſo ungeheure Menge von dieſem Vulkaniſchen Producte aus, daß das Meer des Archipels ganz damit bedeckt war, und mehrere Häfen in der Maaße davon verſtopft wurden, daß auch nicht die kleinſte Barke mehr heraus konnte, wenn man ihr nicht vermittelſt ſcharfer Pfähle einen Weg hahnte *).

Noch bedeckt keine Pflanzenerde dieſen calcinirten Boden, der erſt zu kurze Zeit der Luft und dem Regen ausgeſetzt iſt, als daß ſie ihn ſchon hätten auflöſen können. Die kleine Kammeni iſt ebenfalls nackend und

*) Tournefort erzählt, daß 53 Jahre vor ſeiner Anweſenheit auf der Inſel, ſich ſelbſt von dem Grund des Meeres eine unermeßliche Menge Bimsſteine im Hafen und nahe bei der Inſel losgemacht habe, und unter einem furchtbaren, dem heftigſten Kanonenfeuer ähnlichen Getös auf die Oberfläche des Waſſers gekommen ſey. Die Einwohner der 200 Seemeilen davon gelegenen Inſel Scio hätten damals faſt geglaubt, daß es in ihrer Nähe zwiſchen der Venetianiſchen und Türkiſchen Flotte zu einer Hauptſchlacht gekommen ſeyn müſſe.

todt, allein die groſse, ſchon ältere Kammeni iſt mit einer dünnen Schichte von Staub bedeckt, worin einige Pflanzen wachſen. Die Inſel Aſyroniſi hingegen, die Thyraſia der Alten, hat eine vollkommen dichte grüne Decke, und man ſieht ſogar einige Bäume darauf.

Man kann in dieſen Gewäſſern, dem Schauplatz den bewunderungswertheſten Wirkungen der Natur noch mehrere Kataſtrophen, und neue Länderentſtehungen erwarten. So kommt z. B. eine Sandbank, die eine neue Inſel wird, immer mehr gegen die Oberfläche des Meeres herauf. Vor noch nicht hundert Jahren hatte ſie noch achtzehn Klafter Waſſer über ſich, zu meiner Zeit aber nur noch 5 bis 6 Klafter, und wahrſcheinlich iſt ſie ſeitdem noch weiter heraufgekommen.

Natürlich müſſen Länder, die eine Menge von Höhlungen in ihrer Grundlage haben, deren Wände ausgetrocknet und nicht feſt ſind, und die auch durch die ſchrecklichſten Feuer ewig untergraben werden, häufigen Erſchütterungen und Zerſtörungen ausgeſetzt ſeyn. Dergleichen Erdbeben werden auch ſogar weit von den Inſeln in der offenen See empfunden; doch ſind dieſe außerordentlichen Erſcheinungen äußerſt ſelten. Auf der Inſel Santorin ſind heut zu Tage die Erdbeben weniger häufig, als ehemals, und es vergehen oft viele Jahre, ohne daß man den geringſten Stoß bemerkt. Man weiß nicht, zu welcher Zeit die Inſel den Namen Calliſta verlohren hat, und Thera genannt worden iſt, noch auch wenn man angefangen hat ſie Sant-Erini zu nennen, nach der heil. Irene, ihrer Schutzheiligen. Aus Sant-Erini iſt der Name Santorin entſtanden. So viel iſt aber gewiß, daß wenn ehemals die Inſel den Namen Calliſta, die ſehr ſchöne, verdient hat, man ſie heut zu Tage mit eben ſo viel Recht die abſcheuliche nennen kann. Ueberall erblickt man die Wirkungen der Vulkane; alles iſt durch das Feuer zermalmt, verkalkt,

und in ſchrecklicher Unordnung durch einander geworfen. Rings um dieſelbe an der Küſte ſind ungeheure Maſſen verbrannter, ſchwarzgrauer unerſteiglicher Felſen, zwiſchen denen nur hin und wieder ziemlich ſchlechte Landungsplätze gefunden werden. Um dieſelbe herum hat das Meer eine nicht zu ergründende Tiefe; der Boden der Inſel beſteht aus Lava, Bimsſtein, Pozzolanerde und andern Vulkaniſchen Subſtanzen. Nirgends ſind Waldungen, nirgends ein Fluß, oder auch nur ein Bach; das Schickſal ſcheint die Inſel zu einer ewigen Dürre verdammt zu haben.

Und doch wird man mitten unter allen dieſen Elementen der Unfruchtbarkeit durch einige ſehr fruchtbare Diſtricte überraſcht. Die Getraidearten kommen in dieſem aus Aſche und Bimsſtein beſtehenden Boden recht gut fort; auch die Baumwollenſtaude gedeiht vortreflich; hier und da faſſen Obſtbäume Wurzel, und verbreiten einige Annehmlichkeit über die Gegend; die Weinberge endlich kommen vortreflich fort; und liefern einen ſehr guten, aber ein wenig nach Schwefel ſchmeckenden Wein. Mit den drei Producten, dem Wein, der Baumwolle und einigen daraus verfertigten ſchönen Zeugen treibt die Inſel Santorin einen nicht unbedeutenden Handel.

Es giebt kein anderes Waſſer auf der Inſel, als welches die Einwohner in Ciſternen auffaſſen. In die calcinirten Felſen bauen ſie auch ihre Häuſer, die alle das Anſehen von gewölbten Höhlen haben. Der Aufenthalt zu Santorin iſt nicht gerade ſehr ungeſund, aber doch iſt er mit Gefahr verbunden, denn die Schwefeldämpfe, die man beſtändig einathmet, greifen leicht die Lunge an.

Auf der Südſeite der Inſel ſtand einſt auf dem Gipfel eines Berges, der heut zu Tage St. Stephansberg heißt, eine prächtige Stadt, die nach der Inſel, deren Hauptſtadt ſie war, Thera genannt wurde. Man ſah

in denſelben einen Tempel und einen andern des Apolls, dem die ganze Inſel geweihet war. In Tournefort's Reiſe nach der Levante findet man einige Inſchriften aus Thera, und in Choiſeul-Gouffie's Reiſen durch Griechenland einige Zeichnungen von noch daſelbſt vorhandenen Denkmälern des Alterthums.

Man hatte in Thera einen äußerſt ſonderbaren Gebrauch, der in der Geſchichte von keinem andern Volk in der Welt gefunden wird. Man beweinte nämlich die Kinder nicht, die vor dem ſiebenten Jahr ihres Alters ſtarben, noch auch die Erwachſenen, die nach ihrem funfzigſten Jahr die Welt verließen; dieſe hatten nach ihrer Meinung genug gelebt, und die erſtern noch gar nicht.

Der angenehmſte Ort auf der Inſel iſt Pyrgos, ein Flecken auf einer Anhöhe, von der man den ſchönſten Theil der Inſel und beide Meere überſehen kann. Am Fuß derſelben iſt eine Bucht, in die jedoch nur kleine Kähne einlaufen können, und auch dieſe ſind nicht immer ſicher darin; ſobald ein Sturm ſich erhebt, müſſen ſie eine zwar kleine aber tiefere und ſchwerere Bucht, Nordwärts vom Cap Aponomeria und unterhalb Sant-Nicolo aufſuchen. Dieſer Flecken liegt äußerſt hoch auf einer Gruppe von verbrannten Felſenſtücken, die gegen das Meer zu ſenkrecht abgeſchnitten ſind, und in beſtändiger Gefahr ſchweben, mit den Menſchen, die auf eine ſo unſichere Baſis gebaut haben, von dem Abgrund verſchlungen zu werden.

In der Mitte des Hufeiſens, das die weſtliche Küſte der Inſel Santorin bildet, und auf einen gegen die beiden Inſeln Kammeni hervorſtehenden Felſen, liegt das Schloß Scaro, deſſen Lage noch weit ſchauderhafter iſt als die von Sant-Nicolo. Die Felſen dieſes ſchmalen Vorgebirges ſind ebenfalls durchaus calcinirt, allein ſie ſind noch viel ſteiler und weit mehr zerriſſen als irgend-

wo auf der Insel. Scaro scheint daher nicht nur über einem unermeßlichen Abgrund zu schweben, sondern ein Theil dieser fast schon in Staub aufgelösten Felsen hängt auch von der einen Seite ganz über den Flecken her, und droht mit jedem Augenblick ihn zu zerschmettern. Es läßt sich ohne Entsetzen kaum ansehen.

Pyrgos, Sant-Nicolo, und Scaro sind die drei einzigen Orte auf der Insel, die verdienen angemerkt zu werden; im Innern liegen noch einige Dörfer. Die ganze Bevölkerung kann sich ohngefähr auf 8 bis 10,000 Seelen belaufen; die Einwohner sind fleißig und thätig, denn sonst müßte ihre Insel ein wüster Klumpen seyn; allein zum Unglück sind sie von zweierlei Religionen, der griechischen und katholischen, und dies ist eine Quelle von Zwietracht und Feindschaft, von beiden Religionen ist ein Bischof auf der Insel, wovon jeder den andern für einen Ketzer ausschreit, und so viel als möglich Proselyten zu machen sucht. Doch geht es jetzt einigermaßen besser, als zur Zeit, wo die Franzosen noch einen Consul daselbst hatten, und mit ihm auch eine Schaar von Jesuiten und Capucinern sich auf der Insel aufhielten, denn diese hatten wieder unter einander eben so viele Streitigkeiten als die Bischöfe.

Die Insel Santorin hatte sonst mit noch viel andern Inseln den großen Vorzug, daß sich keine Türken darin aufhielten. Sie hat keine eigentlichen Häfen, und daher kommen nie Kriegsschiffe, und nur selten Corsaren dahin. Sie konnten sich daher, wenn sie ihren Tribut bezahlt hatten, ganz ruhig und ungestört mit dem Ackerbau und dem Handel abgeben. Auch fühlten die fleißigen Einwohner so sehr den Werth von dieser Art von Freiheit, daß als in dem Hafen zu Constantinopel ein inneres Becken (Bassin) nach dem Modell des zu Toulon befindlichen erbaut, und dazu aus der Insel Santorin Pozzolanerde, die daselbst in vorzüglicher Gü-

te vorhanden ist, genommen werden sollte, sie bei den zwei französischen Gelehrten, die zur Untersuchung dieser Erde, und um sie ausgraben und fortschaffen zu lassen, dahin abgeschickt worden waren, alles mögliche aufboten, um davon befreit zu werden. Sie fürchteten mit Recht, daß viele Türken dadurch in ihre Insel gezogen, und sie daher leicht wie die übrigen Inseln dem barbarischen Joch derselben unterworfen werden möchten. Die Gesetze der Menschlichkeit mußten jedoch auch hier den Vorschriften der Politik nachstehen, und seitdem befinden sich eine Menge türkischer Officiere auf der Insel, welche die Einwohner mit Gewalt von ihren Geschäften abhalten, und sie mit aller Härte und Grausamkeit zwingen dieses Vulcanische Product für den Hafen zu Constantinopel auszugraben. Seitdem ist aber auch der Name Franzosen auf der ganzen Insel verhaßt, denn diese werden von den Einwohnern für die eigentlichen Urheber ihres Unglücks gehalten.

Die Insel hat ohngefähr 7 bis 8 Stunden im Umkreiß. Auf ihren Bergen kann man die Insel Candia sehen, die 18 Stunden entfernt ist. Südwestlich von Santorin liegen zwei wenig bekannte und unbedeutende Inselchen, von denen ich jedoch keine nähern Nachrichten habe einziehen können. Sie führen den Namen Groß- und Klein-Christiana.

## Dreizehntes Kapitel.

Insel Candia — Ihre vortheilhafte Lage — Besondere Direction ihres Plans, und muthmaßliche Entstehung derselben — Canea — Französischer Renegat — Janitschar — Reise auf das Cap Melek — Kloster der Dreieinigkeit — Mönche daselbst — Ihre Lage in Rücksicht der Türken — Vögel — Ackerbau — Regenzeit — Caloyers — Popen — Ihre gottesdienstlichen Ceremonien — Ernennung des Patriarchen — St. Johanniskloster — Ein anderes Kloster mit demselben Namen, das leer und verlassen ist — Berge des Cap's Melek — Catholico — Höhle — Tropfsteine — Einöde — Rebhühner — Wilde Ziegen — Bärenhöhle — Rückkehr nach Canea.

Ich habe drei Reisen nach Candia gemacht, und jedesmal meinen Aufenthalt daselbst aufs beste zu benutzen gesucht, um diese merkwürdige Insel genau und gründlich kennen zu lernen. Ich werde hier, ohne jedoch über Candia allzu ausführlich zu werden, alles Merkwürdige zusammenstellen, was ich darüber in diesen verschiedenen Epochen gesammelt habe, und man wird gern mit mir in diesem berühmten Lande, dem alten Creta verweilen, das durch die Gesetze Minos und die hundert Städte, die es ehemals enthielt, so berühmt gewesen ist.

Candia ist die größte unter allen Inseln im mittelländischen Meere, und scheint durch ihre Lage zur Herrschaft über dasselbe bestimmt zu seyn. Sie liegt in der Nähe von Afrika, Asien und Europa, und einige ihrer Häfen sind sehr gut und so geräumig, daß daraus füglich nach allen drei Welttheilen Unternehmungen könnten vorgenommen werden. Ihre Volksmenge ist sehr beträchtlich, ihre mancherlei Producte von vorzüglicher Güte, der Boden außerordentlich fruchtbar, und das Clima äußerst milde; sie könnte noch wie vor uralten Zeiten Macaron, oder die Insel der Glücklichen heißen, wenn sie noch unter Minos weisen Gesetzen stünde.

Sie iſt wie die meiſten Inſeln im Archipel viel länger als breit; ihr Umkreis beträgt 200 Stunden, und ſie liegt zum Theil im 31ſten Grad der Breite, und zwiſchen dem 41 und 44ſten Grad der Länge. Es iſt jedoch eine ſehr wichtige und noch nirgends gemachte Bemerkung, daß alle andern Inſeln in dieſem Meere ſich ihrer Länge nach von Süden nach Norden erſtrecken, mit mehr oder weniger Abweichung gegen Oſten oder Weſten, der Plan der Inſel Candia hingegen ſich von Oſten nach Weſten zieht; ſie ſcheint eine lange Baſis zu ſeyn, auf welcher der ganze Archipel ruht. Dieſe beſondere Direction verräth einen beſondern Urſprung. Die Inſeln des ägäiſchen Meeres ſind die Berggipfel eines Landes, deſſen Ebenen durch die plötzlich eingebrochenen Gewäſſer des Pontus-Euxinus überſchwemmt worden ſind. Einen Beweis von dieſer furchtbaren Ueberſchwemmung liefert vorzüglich die Geſtalt der noch übriggebliebenen Maſſen, die alle einen mit der reißenden Strömung, wodurch ſie iſolirt wurden, parallellaufenden Plan haben. Könnte man nicht annehmen, daß dieſe ſchnell hinſtürzenden Gewäſſer, wovon ein Theil gegen Südoſten ſtrömte, als ſie durch die Küſten von Syrien wieder zurück geworfen wurden, ihre Kraft in einer entgegengeſetzten Richtung geäußert, und durch Ueberſchwemmung der Länder, die Candia mit Africa verbanden, jene Inſel davon abgeſondert haben können? Dieſe Vermuthung, daß Candia einſt mit den Küſten der Barbarei zuſammen gehangen hat, gewinnt noch einen Grad der Wahrſcheinlichkeit mehr, wenn man die geringe Tiefe des Canals bedenkt, der ſie davon trennt, und wo man mit dem Senkblei überall Grund finden kann.

Ich will jedoch dieſe Hypotheſe, die ich nur als ſolche aufſtelle, auf ſich beruhen laſſen, und nur noch eine zweite Aehnlichkeit zwiſchen Candia und den übrigen Inſeln in dieſem Theile des mittelländiſchen Meeres anführen,

daß ſie nämlich ebenfalls ihrer ganzen Länge nach durch eine Gebirgskette durchſchnitten wird.

Wenn man ſich von Weſten her der Inſel nähert, ſo erblickt man zuerſt eine weit ins Meer hervorragende Felſenſpitze, die man aus dieſer Urſache Cap Spada genannt hat; es iſt das alte Vorgebirge Pſacum. Dieſe Spitze macht mit dem Cap Mélecca oder Melek, vor Alters Clamum, eine ſehr große Bucht, in deren Vertiefung ſich der Hafen und die Stadt Canea befindet. Dieſe liegt wahrſcheinlich an eben demſelben Orte, wo ehemals Cydonia, eine der mächtigſten und reichſten Städte des alten Creta, geſtanden hat. Man muß ſich jedoch hierbei ganz allein auf die Angaben der Geſchichtſchreiber und Geographen verlaſſen, denn man findet auch nicht die geringſte Spur mehr von antiken Gebäuden daſelbſt.

Die heutige Stadt enthält nichts merkwürdiges. Die Bauart ihrer Häuſer iſt die nämliche wie im ganzen Orient, d. h. anſtatt der bei uns gewöhnlichen ſchiefen und oben zuſammenſtehenden Halbdächer, haben ſie alle eine flache Bedeckung in Form einer Terraſſe, ohne Ziegel noch Schiefern. Die meiſten haben nur ein Stockwerk; die Straßen ſind nach der Schnur gebaut, und einige darunter ſind ziemlich breit. Die öffentlichen Plätze ſind reichlich mit Springbrunnen verſehen.

Ich hatte das unausſprechliche Vergnügen in der jungen Gemahlin des franzöſiſchen Conſuls ein Frauenzimmer aus meiner Vaterſtadt zu erkennen, deren Eltern den meinigen gerade gegenüber wohnten, und mit dieſen durch die Bande der innigſten Freundſchaft verbunden waren. Ich war in meiner Kindheit unzähligemal in ihrem Hauſe geweſen, hatte die Gemahlin des Conſuls bei meiner Abreiſe aus dem Elterlichen Hauſe als kleines Mädchen gekannt, oft mit ihr gehandelt, und jetzt fand ich ſie, nachdem ich eine Reihe von Jahren hindurch, faſt ohne alle Nachrichten von den meinigen

zu bekommen, im Orient herumgezogen war, ganz unvermuthet in Candia wieder. Nein, es giebt in der Welt keine größere Glückſeligkeit, als ein ſolches Wiederfinden; man muß Jahre lang, wie ich, unter tauſend Gefahren fremde Länder durchirrt haben, um dieſen hohen Genuß fühlen zu können.

Um einen Dollmetſcher zu haben, nahm ich einen franzöſiſchen Renegaten in meine Dienſte, der als Matroſe aus Furcht vor einer Strafe zur Muhammedaniſchen Religion übergegangen war. Er diente jetzt in dem Fort Suda als Kanonier, ob er gleich in ſeinem Leben nie ſich mit der Artillerie abgegeben hatte; demohngeachtet galt er hier bei ſeinen Cammeraden, die noch weniger als er davon verſtanden, für einen ſehr geſchickten Menſchen. Allein trotz ſeiner Talente lebt er doch kümmerlich und verachtet, und hatte das Zutrauen des Volks durch Annahme ſeiner Gebräuche und ſeiner religieuſen Grundſätze durchaus nicht gewinnen können. Er ließ ſich jedoch ſelbſt Gerechtigkeit wiederfahren, und wollte nicht für mehr gelten als er war. Laſſen Sie Ihre Effecten ja nie aus den Augen, ſagte er mir unter andern einmal auf einer Reiſe, denn Sie müſſen in dieſem Lande keinem Menſchen trauen, und mir am wenigſten. Dieſes eigene Geſtändniß hatte das Maas von Zutrauen beſtimmt, das ich in ihn ſetzen durfte; ich muß jedoch bekennen, daß er mich nie weder beſtohlen noch betrogen hat, ob ich gleich nicht immer die Vorſicht gebraucht habe, die er mir ſelbſt anpfohlen hatte.

Um mich gegen Unannehmlichkeiten zu ſichern, gab man mir, als ich die Stadt verließ, einen Janitſcharen zur Bedeckung mit. Dies war vielleicht der ſchönſte und ſtärkſte Mann, den ich in meinem Leben geſehen habe, aber eben ſo gut konnte man ihn auch unter die bösartigſten rechnen. Er bezeugte Schrecken, wo er nur

hin kam. Wie er den Mund öfnete, ſtieß er Drohungen aus, und nach ſeiner harten Phyſiognomie, ſeinen groſſen funkelnden Augen, ſeinem hohen, ſtarken Körperbau hatte man auch Urſache die Wirkung derſelben zu fürchten. Er behandelte die Griechen wie eine Heerde Vieh; bei dem geringſten Widerſtand, den ſie ſeinem tyranniſchen Willen entgegenſetzten, regnete es nicht nur Stockſchläge und Säbelhiebe, ſondern oft feuerte er auch mit Piſtolen auf ſie. Er war nicht nur, wie man mir ihn geſchildert hatte, ein kühner und unternehmender Mann, ſondern ein gefährlicher, zügelloſer Räuber. Allein ſo wütend er ſich gegen jeden andern betrug, ſo ſanft war er doch ſtets gegen mich; er war fähig einzuſehen, daß weil er in meinem Solde ſtünde, er mir gehorchen müſſe, und nie ließ er es hieran fehlen, wenigſtens in nichts, was mich perſönlich betraf. Dieſe Art von Herrſchaft, die ich über ihn hatte, erſtreckte ſich jedoch nicht ſo weit, daß ich ihn abhalten konnte, in den Dörfern wo wir uns aufhielten die Griechen zu mißhandeln, wenn ſie nicht geſchwind genug ſeine Befehle vollzogen; auch mußte ich mit ihm in allen Klöſtern, in deren Nähe wir vorbei kamen, ſie mochten noch ſo nah beiſammen liegen, einkehren. Hier befahl er ſogleich Erfriſchungen und Speiſen aufzutragen, ließ die beſten Weine hergeben, in denen er ſich Muhammed zum Trotz berauſchte, erlaubte ſich alle Arten von Unordnungen und erfüllte das ganze Kloſter mit Schrecken und Angſt. Ich mußte es ſorgfältig vor ihm verbergen, wenn ich den Mönchen eine billige Entſchädigung anbot; auch nahmen ſie mein Geſchenk nur zitternd an, denn ſie würden verloren geweſen, wenn mein wütender Gaſtfreund es gemerkt hätte. Die armen Mönche beklagten auch gewöhnlich von Herzen, daß ich mich in den Händen dieſes Menſchen befände, und konnten es nicht begreifen, daß er mich nicht ebenfalls mißhandelte.

Das Cap Melek reizte meine Neugierde; den Weg dahin machte ich zu Pferd, und der franzöſiſche Conſul, nebſt drei Capitäns von Kauffartheiſchiffen, die in dem Hafen von Canea vor Anker lagen, leiſteten mir Geſellſchaft.

Eine halbe Tagereiſe von Canea, kommt man zu dem Kloſter der Dreieinigkeit, das an einer ſteilen Felſenwand liegt, deren wildes und dunkles Anſehen von der vorliegenden ſchönen Ebene auf eine angenehme Art abſticht. Durch gut angebaute Felder und Weinberge, führt eine köſtliche Cypreſſenallee bis vor die große Stiege des Kloſters, und um daſſelbe herum ſtehen ebenfalls Cypreſſen- und Orangenbäume. Das Kloſter iſt ein Werk der Venetianer, und macht ein länglichtes Viereck aus; die Kirche iſt beſonders ſehr ſchön gebaut, aber zum Unglück nicht ganz vollendet. Das Innere iſt hübſch ausgeſchmückt, und mit einigen griechiſchen und lateiniſchen Inſchriften verſehen, die den Namen der Erbauer aufbewahren, in denen aber gerade das Wichtigſte, die Jahrszahl vergeſſen iſt.

Die Zellen in dieſem Kloſter ſind bei weitem nicht alle beſetzt; vor alten Zeiten waren hundert Mönche oder Caloyers, wie die griechiſchen Mönche heißen, in demſelben, als Tournefort es beſuchte, nur noch funfzig, und ich fand deren nicht mehr als zwölf. Dieſe ſchnelle Verminderung der Kloſtergeiſtlichen kommt aber nicht von einem Mangel an Verehrung des Mönchsſtandes her, ſondern ſie hat ihren Grund in der allgemeinen Entvölkerung aller dem türkiſchen Despotismus unterworfenen Länder, die auf der Inſel Candia beſonders ſtark überhand genommen hat.

Die Mönche haben häufige Gewaltthätigkeiten von Seiten der Türken, der Bewohner aller Städte auf der Inſel, auszuſtehen. Sie wagen es nicht, den mindeſten Wohlſtand blicken zu laſſen, denn wenn die Barbaren es

merkten, so würden sie den abscheulichsten Erpressungen von ihnen ausgesetzt seyn. Sie führen daher auch dem Ansehen nach ein armseliges Leben, aber dennoch schützt sie dieses nicht immer gegen lästige Besuche und Mißhandlungen. Da die Türken eine Art von Infamie auf den Namen Christen geworfen haben, und sie unter einem so drückenden Joch der Sclaverei halten, daß sie schon durch den bloßen Gedanken an Widerstand des Todes schuldig werden, so kommen sehr oft solche Räuber ins Kloster und fordern, mit dem Säbel und der Pistole in der Hand, alle Arten von Lebensmitteln. In solchen Fällen hat der Superior ein schweres Stück Arbeit, denn bald muß er kaltblütig allen Drohungen Trotz bieten, bald eine feste nachdrückliche Sprache führen, und bald durch den Ton der kriechenden Schmeichelei zu besänftigen suchen; er muß mit einem Worte alle Künste aufbieten, um seinen lästigen Gästen zu beweisen; daß das Kloster viel zu arm sey, um ihre Forderungen befriedigen zu können. Diese sonderbare Rolle, worin Würde und Niederträchtigkeit mit einander abwechseln, und die oft mehrere Stunden dauert, muß in der That äußerst mühsam seyn, und es gehört durchaus ein Mönch und ein Grieche dazu, um sie so lange auszuhalten.

In geheimen Schlupfwinkeln, die fast unmöglich entdeckt werden können, verbergen die Mönche ihre Vorräthe von größerem Werth, und ihre vorzüglichern Lebensmittel; nur bei außerordentlichen Gelegenheiten, als z. B. wenn Fremde ins Kloster kommen, werden diese hervorgeholt. Fremde werden hier überhaupt äußerst gut behandelt, aber man irrt sich, wenn man es für die Wirkung einer edelmüthigen Gastfreiheit hält; die Mönche thun es aus bloßem Eigennutz. Gewöhnlich geben sie zum voraus zu verstehen, daß sie nicht im Stande wären, etwas umsonst herzugeben; auch lassen sie es nicht auf die Freigebigkeit ihrer Gäste ankommen, sondern for-

dern von ihnen unmäßige Bezahlungen, daß man nirgends gröber gepreßt werden kann.

Wir fanden bei ihnen einen reichlich besetzten Tisch, aber die Speisen waren nicht zubereitet; es war der Luxus der Frugalität. Man bekommt im Kloster kein anderes Fleisch als was man mitbringt; dagegen waren die köstlichsten Früchte im Ueberfluß vorhanden. Frische Oliven, Aepfel, Orangen, die eine weit dünnere Schale als die Maltheſiſchen, und ein ungleich ſüßeres Fleiſch hatten, und die köſtlichſten Feigen ergötzten zugleich den Geſchmack und den Geruch. In der Mitte der Tafel ſtand eine Pyramide von reinem, weißem Honig, dem ſchönſten, den man ſehen kann; und ein vortrefflicher, unverfälſchter Wein verbreitete Heiterkeit unter den Gäſten, und entrunzelte ſogar die finſtern Stirnen der Mönche, wenigſtens durch den Gedanken an die Zeche, die ſie uns machen wollten. Wir brachten zwei Tage in dieſem angenehmen Aufenthalt zu, und beluſtigten uns hauptſächlich mit der Jagd, die aber eigentlich blos in Spaziergängen in der ſchönen Ebene beſtund, die vor dem Kloſter liegt. Wir ſchoſſen rothe Rebhühner, zwei Schnepfen, die einzigen, die wir antrafen, und die äußerſt mager waren, ferner Turteltauben, Droſſeln und Amſeln, welche letztere ſich häufig auf den Olivenbäumen aufhalten, und die Früchte derſelben freſſen. Auch ſahen wir ſehr viele Lerchen Heerdenweiſe in den Feldern, und auf den Olivenbäumen Meiſen, Finken, beſonders Diſtelfinken, und Gimpel. Dieſe letztern waren, wie ich wiederholt bemerkte, nie in einer gewiſſen Anzahl beiſammen, wie die andern Vögel, ſondern immer nur ein Männchen und ein Weibchen.

Man fing eben an, den Boden zu pflügen und zu beſäen. Jeder Acker wurde nur einmal gepflügt ehe er beſäet wurde; und bei der Gerſte warf man den Samen blos auf das Stapelfeld hin, und fuhr dann mit dem

Pflug darüber. Die Furchen wurden überhaupt nicht tief gezogen, und nur die Oberfläche des Erdreichs aufgerissen; da auf diese unbedeutende Bearbeitung die reichsten Erndten folgen, so sieht man, wie außerordentlich fruchtbar der Boden seyn muß. Auch gedeihen auf der Insel besonders gut die Lupinen oder Wolfsbohnen, womit man ganze Fluren bedeckt sieht, weil sie eines der gewöhnlichsten Nahrungsmittel des Volkes ausmachen. Um ihnen die Schärfe und Bitterkeit zu benehmen, muß man sie 5 bis 6 Tage ins Seewasser einweichen, weil sie sonst gar nicht eßbar wären.

Die Bestellung der Felder geschieht in Candia nach dem ersten Regen, und dieser fängt erst im October an. Der Winter besteht überhaupt auf der Insel blos in einer Regenzeit, während welcher der Himmel fast beständig mit Wolken überzogen, und die Wärme weniger stark ist, doch aber niemals in dem Grade, daß man zu einer künstlichen Wärme seine Zuflucht nehmen müßte. Es ist eine gemäßigtere und feuchte Jahrszeit, die aber durchaus nicht wie bei uns hart und unangenehm ist.

Dennoch werden in dieser Jahrszeit die hohen Berge mit Schnee bedeckt. Während meines Aufenthalts auf der Insel, bekamen schon in der Mitte des Novembers die höchsten Gipfel der Gebirgskette, die sich wie ein Amphitheater hinter Canea erhebt, diese weiße Schneedecke; gewöhnlich bleibt sie bis in den Junius liegen.

Die Klöster sind außerordentlich zahlreich in Griechenland, und wahre Freistätten der Unwissenheit, des Aberglaubens, und gewöhnlich auch der Faulheit. Die Mönche heißen Caloyers, von Kalos, gut, und geros, Greiß; also gute Greiße. Aber deshalb sind es nicht lauter Greiße, oder auch nur Männer von reifem Alter; nicht selten sieht man ganz junge Leute, ja oft Kinder von zehn bis zwölf Jahren, die schon das Ordenskleid tragen, welches in einem langen ganz schwarzen Gewand

wand beſteht. Die Mannigfaltigkeit der Regeln und der Trachten, wodurch ſich die verſchiedenen Mönsorden in der lateiniſchen Kirche von einander unterſcheiden, hat bei den Griechen nicht Statt; es exiſtirt nur ein einziger Orden, der des heil. Baſilius, und alle Mönche haben einerlei Regeln und einerlei Tracht. Sie ſind übrigens äußerſt häßlich und ſchmutzig, denn ſie vernachläſſigen durchaus ihr Aeußeres, und reinigen ſich weder Haare noch Bart. Ihr Inneres iſt nicht viel ſchöner; Heuchelei, Stolz, grobe Unwiſſenheit, Niederträchtigkeit und Treuloſigkeit machen ihren Character aus. Ohne die geringſten Kenntniſſe zu beſitzen, wollen ſie in den Augen des Volkes für Männer von großen Einſichten gelten, und durch den Geruch von Heiligkeit Ehrfurcht einflößen.

Ihre Gelübde beſtehen in Gehorſam, Enthaltſamkeit und Keuſchheit; die beiden erſtern werden ziemlich genau erfüllt, denn es fällt Menſchen, die im Sklavenſtande geboren ſind, nicht ſchwer, ſich unter jedes Joch zu beugen, und da ſie auch von Kindheit an ein hartes und elendes Leben führen, indem die meiſten von ihnen aus der niedrigſten Claſſe des Volkes ſind, ſo gewöhnen ſie ſich nicht nur ohne Mühe an ihre einfache, erbärmliche Nahrung, ſondern ertragen auch ziemlich leicht die häufigen Faſten, denen ſie unterworfen werden, obgleich viele von ihnen, wie man verſichert, ſich kein Gewiſſen daraus machen, ſich insgeheim dafür ſchadlos zu halten. Das dritte Gelübde hingegen ſoll nicht ſo ſtreng von ihnen beobachtet werden; es iſt aber auch der Natur, die ſtärker iſt als alle Kloſterregeln ſo gänzlich zuwider, daß wenn man ihnen bei Uebertretung deſſelben nicht Brutalitäten vorzuwerfen hätte, es ein ſehr verzeihlicher Fehler wäre.

Dagegen werden durch die griechiſche Kirchen-Disciplin die Weltgeiſtlichen nicht von dem Heurathen abge-

halten. Jeder Pope oder Papa, dieſen Namen führen die Weltgeiſtlichen, kann, ehe er die Prieſterwürde erhält, eine Frau heurathen, aber wenn ſie ſtirbt darf er keine zweite nehmen. Die Frau eines Papás heißt Papadia, und genießt ganz die nämliche Achtung wie ihr Mann. Daher ſtreben die griechiſchen Mädchen außerordentlich nach der Ehre, einen Diener der Gottheit zu heirathen, und gewöhnlich werden die jüngſten und die ſchönſten die Gattinnen von Männern, die nicht nur meiſtens ſchon ziemlich bei Jahren, ſondern eben ſo ſchmutzig und eckelhaft wie die Caloyers ſind.

Ich will mich hier nicht in eine Beſchreibung der Gebräuche und Ceremonien des griechiſchen Gottesdienſtes einlaſſen, denn ſie ſind aus andern Büchern zur Genüge bekannt; man würde ſich jedoch eine durchaus falſche Idee davon machen, wenn man ſie nach der Würde und dem Majeſtätiſchen Ernſt, die mit den Ceremonien der lateiniſche Kirche in Europa verbunden ſind, beurtheilen wollte. Alles hat dabei vielmehr einen kleinlichen armſeligen Zuſchnitt; alles geſchieht mit Uebereilung und ohne Ehrfurcht; nichts macht Eindruck auf die Sinne und ſpricht zur Seele; durch gar nichts wird man daran erinnert, daß der Schöpfer und Herr der Welt der Gegenſtand der Verehrung iſt. Es iſt ein ewiges Geräuſch in der Kirche, man ſprich und lacht mit einander, und macht dabei unzählig oft das Zeichen des Creutzes und Kniebeugungen ohne Ende. Auch der Geſang iſt nicht ſo melodiſch und Würdevoll; er iſt eintönig ſchnell, und die Prieſter näſeln dabei auf eine höchſt widrige Art. Es iſt bekannt, daß die Türken einen unbeſiegbaren Abſcheu gegen die Glocken haben, was eine Folge ihres Haſſes gegen die Chriſten iſt. Es giebt daher auch keine in den griechiſchen Kirchen, und die Caloyers bedienen ſich halb runder und frei ſchwebender Stäbe von Eiſen, auf die

ſie ſchlagen, wenn ſie ihre Gemeinde zum Gottesdienſt rufen wollen.

Die griechiſche Kirche, die ehemals Männer von großen Talenten beſaß, in deren zahlreichen Werken man Funken eines lebendigen Geiſtes und viel Beredſamkeit findet, iſt heut zu Tage in den verächtlichſten Zuſtand herabgeſunken. Die Stelle eines Patriarchen wird an den meiſtbietenden vergeben; da er durch den Hof zu Conſtantinopel ernannt wird, ſo kriecht er vor demſelben und macht den ſchmeichelnden Höfling. Zuerſt kauft er ſeine Würde um große Summen, und dann muß er auch ſeine Ruhe und ſein Anſehn erkaufen. Um ſich zu erhalten, erpreßt er häufig beträchtliche Summen von den Prälaten ſeiner Kirche, und hierzu bedient er ſich der Türken, die aber dafür, daß ſie ihm ihren Arm leihen, auch noch für ſich ſelbſt dabei ſorgen. Es iſt daher gar nicht zu verwundern, daß gegen ſolche Menſchen, die ihre Religion nur als ein Mittel ſich zu bereichern anſehen, und die ihre Würde durch die niederträchtigſte Habſucht entehren, die Türken eine tiefe Verachtung und einen unauslöſchlichen Haß hegen.

Von dem Dreieinigkeits-Kloſter ſetzten wir unſere Reiſe nach der Spitze des Vorgebirges Melek auf Wegen fort, die über Felsmaſſen hingingen, und ſchwer zu erſteigen waren. Auf der Höhe des Gebirges liegt ein dem heil. Johannes geweihtes Kloſter, das ebenfalls von den Venetianern erbaut, aber nicht zur Hälfte vollendet worden iſt. Es enthält durchaus nichts Merkwürdiges, und außer der ſchönen Ausſicht über die Meeresfläche hat es gar kein Intereſſe. Hier ließen wir unſere Pferde zurück, denn nunmehr hatte man Mühe zu Fuß fortzukommen, weil das Gebirge faſt ganz aus grauen Marmor beſteht, und auch damit bedeckt iſt, ſo daß nur in einzelnen Zwiſchenräumen einige Pflanzen und Stauden hervorſproſſen. Es geht von hier aus immer Bergab, um auf die Spitze

des Vorgebirgs zu kommen; und bei den abscheulichen Wegen hat man dicht zur Seite immer die furchtbarsten Abgründe. An dem Fuße von einem dieser Berge liegt ein kleines Kloster, das ebenfalls St. Johanniskloster heißt, und der Canton, worin es erbaut ist, wird Catholico genannt. Das Kloster steht jedoch schon seit geraumer Zeit leer, denn wegen der häufigen Plünderungen der Seeräuber, die an der nahen Küste landeten, mußte es ganz verlassen werden. Neben der Kapelle des Klosters ist der Eingang in eine Höhle; wir nahmen eine Wachskerze in die Hand, und ließen uns durch einen Mönch aus dem großen St. Johanneskloster, der deshalb mit uns gegangen war, in dieselbe führen. Es ist durchaus nöthig, daß man einen Führer mit nimmt, wenn man diese Merkwürdigkeit der Natur besuchen will, denn sonst würde man Gefahr laufen in einen Abgrund zu stürzen. Die Höhle ist sehr groß, und man hat wohl eine Stunde zu gehen, ehe man das Ende erreicht. Eine zahllose Menge Säulen von Tropfstein, die mannichfaltige Gestalten haben und zum Theil ungeheuer dick sind, scheinen absichtlich aufgeführt zu seyn, um das Gewölbe zu unterstützen. Zwischen den Säulen, diesem Werke des seit Jahrhunderten von den Wänden herabsinkenden und mit Kalkerde geschwängerten Wassers, sind noch andere Massen, die ebenfalls Jahrhunderte zu ihrer Entstehung gebraucht haben, und von denen einige von der Decke der Höhle herabhängen, andere aber von dem Boden derselben aufwärts stehen; alle haben mannichfaltige, zum Theil höchst sonderbare Gestalten, z. B. von Köpfen, Röhren in der Dicke von Federn, Thieren u. dergl.

Die Farbe dieser Tropfsteine ist im Ganzen genommen gelblich und glanzlos; es sind aber auch blendend weiße darunter, die den schönsten Alabaster übertreffen. Sie sind zwar sehr hart, brechen aber leicht, weshalb

ſie ſchwer zu verarbeiten ſind. Mit dem Stahl gaben ſie Feuer.

Der Regen hatte die Atmoſphäre abgekühlt, und es war ſogar ziemlich friſch geworden; allein in der Höhle fanden wir eine ſolche Hitze, daß wir bald im vollen Schweiß waren, ob wir gleich beim Eingang unſere Kleidung abgelegt hatten. Es war jetzt im November; einige Wochen früher, wo es außerhalb äußerſt heiß iſt, fühlt man in der Höhle eine empfindliche Kälte.

Man kann ſich keine tiefere Einöde denken, als worin dieſes kleinere Johanniskloſter liegt; es iſt ganz mit perpendiculären Felſenwänden umringt, und hat keine andere Ausſicht als den Himmel. Nur die Religion kann einem ſolchen Aufenthalt Reitze leihen, wo der Menſch vom Menſchen getrennt, und nur allein Gott und ſich ſelbſt überlaſſen wird.

Heerden von rothen Rebhünern wohnen ſicher auf dieſen unzugänglichen Bergen, und wilde Ziegen ſpringen mit einer bewundernswerthen Leichtigkeit von Felſen zu Felſen. Dieſe wilden Ziegen, die man auf der Inſel Candia und einigen andern Inſeln des Archipels findet, ſind Steinböcke. (Capra iber. Lin.) Die Griechen begreifen dieſe, und die Gemſen unter der Benennung wilde Ziegen, und auch die in der Levante wohnenden Franzoſen kennen keinen andern Namen.

Ungern verließ ich die Einöde zu Catholico, denn die Stille der Natur hatte einen tiefen Eindruck auf mich gemacht. Ich ſtieg die 150 Stufen hohe Stiege, die von dem Felſen in dieſe Gegend herabführt, wieder hinauf, und beſah noch eine andere Höhle, deren Gewölbe äußerſt hoch, die aber nicht ſo groß iſt als die vorigen. Beim Eingang fällt einem die Aehnlichkeit eines daliegenden großen Blockes von Tropfſtein mit einem Bären auf, woher ſie auch den Namen der Bärenhöhle erhalten hat; neben derſelben iſt eine in den Felſen gehauene Einſiedelei.

Wir nahmen hierauf in dem großen Johanniskloster unsere Pferde wieder, brachten die Nacht in dem heil. Dreieinigkeitskloster zu, und kamen den andern Tag nach Canea zurück.

---

## Vierzehntes Kapitel.

Hafen von Canea — Sant Odero — Hafen von Suda — Wildprett — Schnecken und Seeigel — Weg von Suda nach Canea — Aussätzige — Romeca, ein alter griechischer Tanz — Gärten auf der Insel Candia — Bäume — Früchte — Blumen — Vögel — Die Steinamsel — Aromatische Pflanzen — Der Diptam oder die Eschwurz — Türken und Griechen in Candia — Clima — Ackerbau — Olivenbäume — Baumwolle — Maulbeerbäume — Sesam — Wein — Wälder — Cistenröschen — Ladangummi — Pferde — Hunde — Türkischer Hund — Schweine — Griechische Bäurin — Bienen, Honig und Wachs — Raubvögel — Schlangen — Taranteln — Mornellen, oder Mornell — Kibitze — Drosseln und Krammetsvögel — Candia — Cnossus — Gortyna — Labyrinth — Retimo — Hafen von Paleo-Castro — Sfachioten — Pyrrhischer Tanz.

Alle Häfen, die den Türken zugehören, gehen nach und nach durch die sorgloseste Nachlässigkeit gänzlich zu Grunde. Ueberall wo man auf den Küsten landet, die zum Unglück ihrer Bewohner das Eigenthum der Türken sind, findet man die nämliche elende Verfassung, und nirgends die geringste Vorkehrung zur Unterhaltung der Häfen; von Polizei Einrichtungen weiß man durchaus nichts, und niemand fällt es je ein, den Hafen reinigen zu lassen. Die Schiffe werfen ungestraft alles hinein, was ihnen im Weg ist, und oft sogar einen Theil von ihren Ballast; hierdurch wird der Grund immer mehr erhöht und der Hafen verschüttet, so daß kaum mehr Schiffe

von hundert Tonnen darin einlaufen können. Das Zeughaus und die herrlichen Werfte, welche die Venetianer daſelbſt erbaut hatten, verfallen gänzlich und können ſchon nicht mehr gebraucht werden; und ſo ſieht die türkiſche Regierung kaum gelaſſen zu, wie die mächtigſten Hebel ihrer Größe und ihrer Reichthümer nach und nach zu Grunde gehen.

Der Hafen zu Canea hat, außerdem daß keine Sorge auf ihn verwendet wird, auch noch den Nachtheil, daß er den Nordwinden zu ſehr ausgeſetzt iſt. Wenn dieſe ſtark wehen, ſo iſt es ſehr ſchwer in den Hafen einzulaufen. Die Schiffe müſſen ſich in einem ſolchen Fall ganz von dem Meerbuſen entfernt halten, in deſſen Vertiefung der Hafen liegt; ſind ſie aber einmal während ſolcher Stürme von Norden in denſelben hineingekommen, ſo können ſie ſchlechterdings nicht wieder zurück, und müſſen es wagen, in die ſehr enge Einfahrt des Hafens einzulaufen. Aber auch nach dieſer überſtandenen Gefahr ſind ſie hier nicht ſicher, denn der Nordwind richtet oft im Hafen ſelbſt ſchreckliche Verheerungen an.

In dem Meerbuſen, weſtwärts vom Hafen, liegt eine kleine Inſel, die Sant-Odero, oder St. Theodor heißt, und auf der die Venetianer ein Schloß erbaut hatten, das aber nunmehr gänzlich zerſtört iſt; hier finden die größern Schiffe einen ziemlich guten Ankerplatz, allein ſie machen keinen Gebrauch davon, ſondern laufen lieber in den Hafen von Suda ein, wo ſie in der vollkommenſten Sicherheit ſind. Von dieſem engen und ſchmalen aber über zwei Stunden ins Land hinein ſich erſtreckenden Meerbuſen, macht das Cap Melek die weſtliche, und das Cap Grapani, ehemals Drepanum, die öſtliche Seite aus. Wahrſcheinlich war er das alte Amphimale; doch nehmen einige dieſen Hafen zwiſchen Suda und Retimo an, und machen aus dem Cap Melek das Cap Drepanum der Alten.

Bei der Einfahrt in die Bay von Suda, und an dem Fuße des Cap's Melek liegt eine Insel von ohngefähr einer Viertelstunde im Umkreiß. Der Hafen wird durch eine Festung vertheidigt, und ist einer der besten und größten im ganzen mittelländischen Meer; die allerberächtlichste Flotte könnte darin einlaufen. Die Schiffe können unter der Festung die Anker werfen, allein sie sind dort nicht ganz sicher; wenn sie aber bis gegen die Küste ans Ende der Bay vorfahren, so sind sie gegen Wind und Wellen vollkommen geschützt. Diese Küste ist übrigens nicht bewohnt, und man findet daselbst kein anderes Vergnügen als die Jagd. Auf den Wüsten und steinigten Hügeln, womit die Bay umringt ist, wimmelt es von Hasen, Wachteln und Rebhünern, und auf einem daselbst befindlichen Teich findet man eine Menge Schnepfen und Wasserhüner. Das Meer ist außerordentlich fischreich, besonders giebt es sehr viele Sardellen darin, in den vom Meer bespülten Klippen findet man eine Menge Dattelschnecken, und auf der Küste so viele Seeigel, die überdies hier weit wohlschmeckender als anderswo sind, daß ganze Kahnladungen davon nach Canea geführt werden.

Von der innersten Tiefe des Meerbusens bis nach Canea rechnet man eine Stunde Weges; die Ebene, durch die man geht, ist angenehm und sehr fruchtbar, allein wenn man sich der Stadt nähert, so hat man einen empörenden Anblick. Auf beiden Seiten der Straße sieht man Hütten, in denen die Unglücklichen von beiden Geschlechtern wohnen, welche mit der abscheulichen Hautkrankheit behaftet sind, die noch in mehrern Gegenden des Orients wütet, und die auch durch die Kreutzzüge nach Europa war gebracht worden, wo es jedoch endlich geglückt ist, sie wieder ganz auszurotten.

Auch diese glückliche Insel wird durch den Aussatz verpestet, und alle Einwohner, Türken und Griechen,

Reiche und Arme, werden in gleichem Maaße damit befallen. Die Kranken müssen sogleich die Stadt verlassen und eine Hütte beziehen, wo ihnen der Umgang mit allen gesunden Personen untersagt ist. Sie leben von den Producten eines kleinen bei ihrer Hütte befindlichen Gartens, von Geflügel, das sie halten, und von den Almosen der Vorbeigehenden. Sobald sie jemand von ferne kommen sehen, so gehen sie ihm entgegen, um sein Mitleiden anzuflehen. Man kann sie ohne den heftigsten Abscheu nicht ansehen; ihr Gesicht, wie ihr ganzer Körper, ist geschwollen und von röthlichen, schuppichten Pusteln zerfressen, und ihr Anblick ist so entsetzlich, daß man eilt ihnen etwas Geld hinzuwerfen, um nur geschwind von ihnen wegzukommen. In den Herzen der Türken ist jedoch der Haß gegen die Europäer so tief eingewurzelt, daß einige, die sich in diesen Hütten der Aussätzigen befanden, uns noch schimpften, indem sie von uns ein Allmosen forderten. Mehreremale ist mir zugerufen worden: Unglaubiger, Hund, ich bitte dich schenke mir einen Para!

Aber wer sollte es glauben, daß in einer so eckelhaften und Abscheu erregenden Gesellschaft auch die Liebe sich einfindet? Die allerengste Verbindung hat unter diesen Elenden statt; die Schärfe ihrer Säfte reitzt ihre Leidenschaft oder vielmehr ihre Brutalität auf, und sie lassen ihr den Zügel ohne Rückhalt, ohne Maaß und Ziel schießen. Getrennt von der ganzen menschlichen Gesellschaft treten sie auch jede Schaam mit Füßen; am hellen Tage sieht man sie auch ihre wollüstige Wuth befriedigen, und sie hören nicht eher auf, diese empörenden Liebkosungen gegen einander zu verschwenden, als bis sie ihrer Krankheit unterliegen, und durch die langdauernde Fäulniß ganz aufgelöst, ihr Körper in Stücke zerfällt.

Nicht weit von diesem Haufen lebendig verfaulender Menschen stößt man häufig auf ein anderes nicht minder

empörendes Schauspiel. Neben diesem Wege, der zu dem einzigen Thore führt, das Canea auf der Landseite hat, werden die Verbrecher hingerichtet, die zur schrecklichen Strafe des Pfahls verurtheilt sind. Sie werden auf beiden Seiten des Weges aufgestellt, ein in der Erde befestigter Pfahl geht ihnen der Länge nach durch den Leib, einige von ihnen sind todt, andere sterbend, noch andere rauchen ihre Pfeife so kaltblütig als wenn sie auf der Erde lägen, und leben oft noch vier und zwanzig Stunden unter den schrecklichsten Martern.

Weg jedoch von diesen abscheulichen Gegenständen, die man ohne Mitleiden und Entsetzen nicht ansehen kann! Ich kehre zur Darstellung angenehmerer Scenen zurück.

Auf dem Lande bei Canea sah ich zum erstenmal die Romeca, einen mit Gesängen untermischten Tanz, den die heutigen Griechen von ihren Vorfahren bekommen, und beinah ganz so wie er einst war, beibehalten haben. Er ist einfach und edel; Homer hat in der Iliade, im 18ten Gesange, eine Beschreibung davon geliefert. Sein Alter macht ihn ehrwürdig, aber wenn man ihn ohne Vorurtheil sieht, so kann man nicht leugnen, daß er zu ernsthaft und zu wenig frölich ist, was doch bei den ländlichen Tänzen am ersten Statt finden muß. Auch der Gesang hat keinen raschen Gang, sondern ist langsam und schmachtend, und wird durch die Gewohnheit der Griechen, durch die Nase zu singen, noch schleppender.

Die Gärten um Canea sind äußerst angenehm, aber wie alle Gärten im Orient gänzlich von den unsrigen verschieden. Man findet keine Spur von Regelmäßigkeit darin; überall herrscht die Symetrie der Natur. Aber in dem fruchtbarst möglichen Boden gedeihen mit Ueppigkeit die köstlichsten Gewächse; Orangen- Mandel- Citronen- Granatenbäume, die gelbblühende Acacie und eine Menge anderer erquicken durch ihre balsamischen Blüthen und ihre kostbaren Früchte; Myrten und Rosenlor-

beern beschatten die gewundenen Ufer der erfrischenden Bäche, an denen das bescheidene Veilchen seine Balsamdüfte aushaucht; weiterhin stehet arabischer Jasmin, dessen starker Geruch durch den von andern Blumen gemildert wird, und aus dessen langen und dicken Zweigen Pfeifenröhre gemacht werden. Die Küchengewächse sind vermischt mit Melonen und Colocasien (Arum Colocasia Lin.) Dieser hohen, breitblätterichten Pflanze, deren Wurzel hier wie in Aegypten gekocht gegessen werden, und ziemlich den Geschmack von unsern Kartoffeln haben. Glocken und Mistbeete sind höchst überflüssig, wo der Boden nie aufhört durchwärmt zu seyn. Auch findet man viele Aepfel- Birn- Kirschen- Nuß- Feigen- u. a. Bäume, allein diese tragen keine so guten Früchte wie bei uns; hieran ist übrigens weder der Boden noch das Clima schuld, sondern der Mangel an der gehörigen Behandlung. Man versteht sich durchaus nicht auf das Propfen der Bäume, wodurch allein doch bei uns die bessern Obstarten gewonnen werden, sondern man hat lauter Wildlinge, so wie die Natur sie hervorbringt.

Die Annehmlichkeit dieser Gärten wird durch das Heer von buntfärbigen Vögeln erhöht, die hier in aller Sicherheit und ungestört durch Menschen mit ihrem Gesang entzücken; sie bezahlen aber auch die Ruhe, die man ihnen gönnt, denn sie zerstören die Menge von schädlichen Insecten, die unter einem stets gemäßigten Himmelsstrich sich zahllos fortpflanzen. Man findet hier mit Vergnügen die Vögel, die man in seinem Vaterlande gekannt hat, als Hänflinge, Nachtigallen, Grasmücken, Distelfinken, Buchfinken oder Dompfaffen, Meisen u. dergl. Allein von den nahgelegenen Bergen schallt ein melodischer Flötenton herüber, der von einem seltenern Vogel, der Berg- oder Steinamsel herkommt. (Turdus cyanus Lin.) Ihr Gesang ist schmachtend und höchst lieblich; darum nennen sie auch die Türken die Ge-

hirgsnachtigall. In den gröſsten Städten der Türkei hält man ſie häufig als Stubenvögel, und bezahlt oft eine mit hundert Piaſter.

Auch zahlloſe Blumen bedecken die Erde mit dem prächtigſten Farbenſchmuck; ſie ſind aber alle auf der Inſel einheimiſch, und man braucht keine aus fremden Ländern zu holen. Mit geringem Unterſchied in der Lebhaftigkeit der Farben wachſen alle dieſe Blumen eben ſo gut auf Wieſen und Hügeln als in den Gärten. Ueberall in den Feldern findet man bei jedem Schritte Narciſſen, Lilien, Hyacinthen, Roſen, Safran, Tuberoſen und die ſchönſten Orchisarten; auch iſt es bekannt, daſs unſere Blumiſten die ſchönſten Sorten von Ranunkeln und Anemonen, die jetzt in unſern Blumenbeeten prangen, aus der Inſel Candia gezogen haben.

Die Gebüſche ſind überſäet mit aromatiſchen Kräutern, z. E. Thymian, Quendel, Salbey, Saturei u. dergl. und die Berge ſind mit dem berühmten Cretiſchen Diptam oder der Eſchwurz, die bei den Alten ſo hoch gehalten wurde, ganz überdeckt. Die Bauern ſammeln ihn und binden ihn in kleine, Fauſt groſse Päckchen; dieſe bringen ſie auf die Märkte in Canea und den andern Städten, wo auch noch jetzt die Einwohner groſse Verehrer davon ſind. Ich habe einige ſolche Päckchen von Diptam aus Candia mitgebracht, und ſeit zwanzig Jahren haben ſie faſt noch nichts von ihrem Geruch, und auch ihre Kraft nicht verloren. Der Diptam iſt ein vortreffliches Wundmittel und eine heilſame Magenarzenei deren ich mich ſelbſt häufig mit dem beſten Erfolg bedient habe.

Durch eine ſolche außerordentliche Menge wohlthätiger Pflanzen, wird das Clima auf der Inſel Candia eines der geſundeſten in der Welt. Schon Hippocrates ſchickte ſeine Kranken dahin, damit ſie mit der Luft die heilſamen Dünſte einathmen ſollten, die er für

das kräftigſte Mittel hielt, die Geſundheit wieder herzuſtellen. Ein ſolcher Himmel muß natürlicherweiſe auch auf die äußere Bildung des Menſchen den glücklichſten Einfluß haben, und man wird hiervon überzeugt, ſo bald man nur den Fuß auf die Inſel ſetzt. Die Türken ſind ſchon im Allgemeinen eine ſchöne Menſchenraſſe, aber auf der Inſel Candia ſind ſie größer gewachſen, haben kräftigere Muskeln, breitere Bruſt und Schultern, ein ſchöneres Ebenmaaß aller Theile, einen anſtändigern Gang und eine Haltung des Körpers, die Ehrfurcht gebietet. Allein dieſes majeſtätiſche Aeußere wird abſchreckend und furchtbar durch die Härte, die in ihrer Phyſiognomie liegt. Dieſe Verſchönerung der Geſtalt erſtreckt ſich aber höchſt ſonderbarerweiſe nicht auf die Griechen der Inſel, dieſe ſind kleiner, nicht ſo ſtark, und ihr Gang iſt weniger ernſthaft, aber dafür haben ſie mehr Leichtigkeit und Grazie. Sie ſcheinen wirklich in einem natürlichen Clima ausgeartet zu ſeyn; ſo wahr iſt es, daß nicht nur die Seele des Menſchen, ſondern auch die Form ſeines Körpers durch Sklaverei niedergedrückt und entſtellt wird.

Daſſelbe gilt auch für das weibliche Geſchlecht von beiden Nationen; die Türkinnen ſind hier ſchöner als in irgend einem andern Theile des Orients, und die Griechinnen ſind es im Ganzen genommen weniger, als in andern Theilen von Griechenland. Dieſe Erſcheinung iſt in der That ſehr merkwürdig, und es dürfte ſchwer fallen ſie zu erklären. Warum hat ein Clima, das für die körperliche Conſtitution von Fremden ſo außerordentlich zuträglich iſt, keinen ähnlichen günſtigen Einfluß auf die Conſtitution der Eingebornen? Das Joch der Sklaverei kann wohl in Rückſicht der Männer die Wirkung eines glücklichen Clima's zerſtören, aber auf die Weiber, ſollte man glauben, kann es unmöglich den nämlichen verderblichen Einfluß haben, und doch haben gerade dieſe

in Candia am meisten von der Schönheit ihrer Bildung verlohren. Sollten die Vorzüge des Clima's durch die lange Gewohnheit ihren wohlthätigen Einfluß verlieren? oder sollte die köstliche Luft in Candia für die zärtern Organe derjenigen Weibspersonen, die sie schon seit undenklichen Zeiten her einathmen, zu stark und angreifend seyn?

Von ansteckenden Krankheiten kennt man auf der Insel Candia keine andern als den schon angeführten Aussatz, der aber aus Asien dahin gebracht worden ist, und den man eben so gut, wie es in Europa geschehen ist, wieder ausrotten könnte. Der Pest darf ich hier nicht erwähnen, denn diese kann in jedes Land, wo gar keine Maasregeln dagegen getroffen werden, durch zufällige Ursachen eingeführt werden. Das Wasser auf der Insel ist eben so vortreflich, als die Luft. Auch auf die Producte des Bodens hat diese glückliche Atmosphäre großen Einfluß, und die Menge derselben würde ihrer Güte gleich kommen, wenn der Ackerbau nicht so schrecklich gedrückt und herabgewürdiget würde. Die Insel ist in der That noch berühmter durch den Segen, den die Natur über sie verbreitet hat, als durch die Annalen der Geschichte, und sobald eine glückliche Veränderung in ihrer Regierungsform eintreten sollte, so würde sich Industrie und Handlung unfehlbar zu einem hohen Grad von Glanz erheben. Die Insel könnte dann wie Sicilien ein Kornboden werden, der nicht nur für ihre eigene Bevölkerung, wenn sie auch weit stärker als gegenwärtig wäre, vollkommen hinreichte, sondern von dem auf die benachbarten von der Natur weniger begünstigten Länder ihre Bedürfnisse bekommen könnten. In einem so durchwärmten Boden würden mit einiger Sorgfalt gewiß zwei Erndten im Jahre gewonnen werden können, und außer den jetzt daselbst gewöhnlichen Gegenständen der

Cultur würden ohne Zweifel bald noch andere sehr nützliche eingeführt werden.

Unter die jetzigen vorzüglichsten Landesproducte gehört hauptsächlich der Oelbaum, dem durchaus kein Clima und keine Art von Boden zuträglicher ist als die in Candia; wenn man das davon gewonnene Oel so sorgfältig daselbst raffinirt, als es anderwärts, z. B. im südlichen Frankreich geschieht, so würde sich sein Gebrauch zuverlässig nicht mehr wie bisher blos auf Seifensiedereien und andere Manufacturen einschränken. Auch die Baumwolle gedeiht vortreflich in Candia, aber ihr Anbau wird heut zu Tage äußerst vernachlässiget, denn bei dem Druck der Sklaverei fehlt es dem Ackerbau so gut wie der Industrie an Aermen; daher liegen unübersehbare Ebenen, die den Fleiß des Menschen reichlich belohnen würden, ganz verlassen und wüste. Das Nämliche gilt auch für den Maulbeerbaum, den man nur selten in Candia findet, ob er gleich vortreflich fortkommt, und der durch den Seidenhandel, der heut zu Tage gänzlich danieder liegt, der Insel wieder eine Quelle von Reichthum öfnen würde. Man findet auch hier und da in Candia einzelne Felder mit Sesam (Sesamum indicum. Lin.) bestellt, dessen Oel schon von allen Zeiten im Orient so häufig gebraucht worden ist. Allein diese nützliche Pflanze wird noch mehr vernachlässiget, als alle vorhergehenden.

Unter allen Producten der Insel hat keines seinen alten Ruhm so ganz beibehalten, wie der Wein, der in einigen Cantonen von vorzüglicher Güte ist. Homer schon hat, wie bekannt, den Wein von Candia gerühmt, und Jupiter selbst soll keinen andern Nectar getrunken haben, so lange er sich auf der Insel aufgehalten hatte. Wirklich verdient der Candische Wein an der Tafel der Götter getrunken zu werden, den er übertrift an Geist, Wohlgeschmack und balsamischer Süßigkeit alle bekann-

ten Weine. Auch der Malvaſier, der in der Gegend um den Berg Ida gewonnen wird, iſt vortreflich. Allein alle dieſe Candiſche Weine müſſen äußerſt mäßig getrunken werden, denn ſie haben unglaubliches Feuer und greifen das ganze Nervenſyſtem an. Die Türken in Canea beobachten die Vorſchrift Muhammeds weniger genau als in andern Ländern; die meiſten trinken häufig Wein, und es iſt nichts Seltenes, ſie betrunken zu ſehen. Man kann ſich denken, daß ihr Character dadurch noch wilder und heftiger wird, und daß man Urſache hat ihnen alsdann aus dem Wege zu gehen.

Außer den oben angeführten köſtlichen Bäumen ſind auch viele Berge in Candia mit Wäldern von Fichten, Tannen und Cedern bedeckt, deren hohe und gerade Stämme, ſo wie auch das Harz, das herausfließt, von unſchätzbarem Werth für den Schifbau ſind. Ich glaube in der That, daß kein Land in der Welt in ſolchem Uebermaaß und in ſolcher vorzüglichen Güte alle nützlichen Producte zugleich mit den angenehmen in ſich vereinigt.

Auf den Gebirgen bei Canea, und an dem Fuße des Berges Ida wächſt das Ciſtenröschen (Cistus ladanifera Lin.) aus dem das Ladangummi, ein klebriges Harz gewonnen wird, woraus man wohlriechende Rauchwerke und allerhand Arzeneien bereitet. Schon die alten Griechen ſetzten einen großen Werth auf dieſes Harz, das ſie beſonders aus Syrien und der Inſel Cypern bekamen. Man überließ damals gewiſſermaßen den Ziegen die Mühe das Harz zu ſammeln, denn dieſe Thiere in deren Natur es liegt, die Blätter und zarten Zweige aller Bäume abzufreſſen, werfen ſich begierig über das Ciſtenröschen her, deſſen Geruch ſie anlockt; das Harz, das aus den abgebiſſenen Zweigen fließt, ſetzte ſich in ihren Bart, und verdichtete ſich darin zu kleinen Kugeln. Dieſe wurden ſehr ſorgfältig geſammelt, waren aber

meistens mit Ziegenhaaren vermischt, und hätten auch etwas von dem starken Geruch dieser Thiere angenommen, und folglich von seiner reinen Güte verloren. Heut zu Tage wird das Ladangummi auf eine reinlichere Art gesammlet; man bedient sich dabei einer Peitsche mit einem langen Stiel, die aus einer doppelten Reihe von ledernen Riemen besteht. Diese Riemen werden auf den Cistenröschen hin und hergeworfen, und zwar in der allerheißesten Jahrszeit und während der größten Hitze des Tages. An die vielen Riemen dieses höchst einfachen Instrumentes setzt sich nun der Saft, der bei der Spitze aus diesem Gewächse schwitzt, in großen Tropfen an, die glänzend und hell wie Terpenthin sind, diese werden alsdann davon abgenommen, und der auf diese Art gewonnene Ladangummi würde äußerst rein seyn, wenn die Griechen ihn nicht aus Betrug mit Sand vermischten.

Diese Erndte, die keine Belohnung des menschlichen Fleißes, sondern ein bloßes Geschenk der Natur ist, muß den Einwohnern von Candia außerordentlich einträglich seyn, denn die große Menge von Ladangummi, die zu uns nach Europa kommt, ist eine Kleinigkeit gegen die, so im Orient consumirt wird. Es ist ein ganz allgemeiner Gebrauch daselbst, besonders bei den Frauenspersonen, kleine Stückchen von solchem Gummi zwischen den Fingern zu kneten, und sich an ihrem köstlichen Geruch zu ergötzen. Man schreibt ihm auch die Eigenschaft zu, daß es gegen jede Ansteckung sichert; und in den Inseln des Archipels habe ich es häufig gegen das Kopfweh gesehen, in welchem Fall die Stückchen auf die Arterien der beiden Schläfe gelegt wurden.

Wenn man nun von den vortreflichen Producten, die der Boden der Insel Candia hervorbringt, zu den nützlichen Thieren übergeht, die es daselbst giebt, so wird man auch hierin die nämliche Freigebigkeit der Natur

und die nämliche Vernachläſſigung von Seiten des Menſchen wieder finden. Die Raſſe der daſigen Pferde ſtammt aus der Barbarei her, iſt aber in Rückſicht auf Schönheit äußerſt ausgeartet. Ein ſchönes Pferd iſt in Candia eine große Seltenheit; dagegen haben die daſigen Pferde eine ſolche Stärke in den Beinen und einen ſo außerordentlichen ſichern Gang, daß ſie vielleicht von keiner andern Raſſe von Pferden darin übertroffen werden. Sie ſind gewohnt die ſteilſten Berge zu ſteigen, daher iſt ihr Schritt feſt, und ſie mögen einen Reiter oder die allerſchwerſten, ſie faſt zu Boden drückenden Laſten tragen ſo kann man ſich doch darauf verlaſſen, daß ſie auch in den allerſchwierigſten Stellen nicht ſtraucheln. Die Geſchicklichkeit, mit der ſie die ſteilſten Wege, die aus glattem Marmor beſtehen, wo ihr Fuß gar nicht feſt auftreten zu können ſcheint, und an deren Seite furchtbare Abgründe unvermeidliches Verderben drohen, mit ſicherm Tritt auf und abſteigen, iſt in der That höchſt bewundernswerth. Sie haben die Füße ſchon ſo häufig auf denſelben Fleck aufgeſetzt, daß es durch die Länge der Zeit einen Eindruck in dem Stein zurück gelaſſen hat, und wenn es jetzt noch ſo ſteil bergab geht, ſo klammern ſich die Pferde gleichſam feſt an, indem ſie die Füße genau wieder in dieſe kleinen Vertiefungen ſetzen, die ſie ſorgfältig aufſuchen und aufs genaueſte wieder zu treffen wiſſen. Der Weg mag noch ſo fürchterlich ſeyn, ſo braucht man ſich nicht darüber zu beunruhigen, ſondern darf nur das Pferd ganz frei gehen laſſen, ſeine Bewegungen nicht hindern, die Zügel weder anziehen, noch ihm beſonders den Kopf in die Höhe richten, denn hierdurch würde es verhindert, die kleinen Vertiefungen im Felſen zu ſehen, durch die allein ſein Sturz und das gewiſſe Verderben des Reiters vermieden werden kann.

Ein anderes Hausthier, die Hunde, galten ehemals in der Inſel Candia wegen ihrer Geſchwindigkeit und

Leichtigkeit für die beſten in ganz Griechenland, nach den Lacedämoniſchen. Allein ihre Raſſe iſt ausgeartet, beſonders ſeitdem die Türken, die große Feinde der Hunde ſind, ſich dieſes ſchönen Landes bemächtiget haben. Die Candiſchen Hunde ſind wie faſt alle im Orientaliſchen eine Art von großer Windhunde, denen nichts fehlt als eine beſſere Behandlung, um ſehr ſchöne Hunde zu ſeyn. Allein in dieſem Lande der Tyrannei und der Sklaverei werden ſie überall mishandelt und verfolgt, und dürfen es kaum wagen, irgend einmal die Anhänglichkeit an den Menſchen blicken zu laſſen, die ein natürlicher und ſo koſtbarer Inſtinct in ihnen iſt.

Bei Gelegenheit der Hunde in Candia will ich noch die Bemerkung beifügen, daß ſo ſehr viele Hunde es auch in den Städten der Türkei giebt, man doch ſchlechterdings die ſeltene Art nicht darunter findet, die keine Haare haben, und die wir türkiſche Hunde nennen. In dem gemäßigten Clima der Türkei verlieren die Hunde ihre Haare nicht, ja ſogar nicht einmal in dem heißen Aegypten, denn die, ſo man in dem nördlichen Theil dieſes Landes, oder in Niederägypten findet, ſind ebenfalls nichts anders als große Windhunde, die nur durch Mangel und Elend entſtellt ſind. Die nämliche Raſſe findet man in allen andern Städten der Türkei; die Hunde in Oberägypten hingegen haben langes Haar und gleichen unſern Schäferhunden. Ich kann nicht genau beſtimmen, aus welchem Lande der türkiſche Hund eigentlich herſtammt, aber in der Türkei habe ich keinen einzigen gefunden, und ohngeachtet meiner vielfältigen Erkundigungen konnte ich nie erfahren, wo ſie zu bekommen wären, und fand überhaupt nirgends eine Spur davon, daß man ſie auch nur kennte. Ich zweifle daher, daß es eine beſondere Art von Hunden ſind, und da ſie in Europa ſo äußerſt ſelten gefunden werden, ſo könnte man ſie wohl für eine blos zufällige Abart halten,

der man den Namen türkische Hunde nur darum beigelegt hätte, weil sie keine Haare haben, und es bekannt ist, daß die Türken es sich sehr angelegen seyn lassen, ihren ganzen Körper so viel als möglich von Haaren zu reinigen.

Es giebt in Candia durchaus kein wildes und reissendes Thier, und die Heerden haben von Wölfen nichts zu befürchten. Daher bleiben die Schafe auch Tag und Nacht im Freien, und weiden ungestört die balsamischen Kräuter ab, womit die Berge bedeckt sind. Gegen schlechte Witterung finden sie in Höhlen Schutz, die die Natur in die Felsen gegraben hat. Aus der Milch der Schafe und der Ziegen werden vortrefliche Käse gemacht; besonders sind die von Sfachia, einem Flecken auf der südlichen Seite der Insel, allgemein berühmt, und werden in die ganze Levante verführt. Von gröſserer Wichtigkeit ist jedoch die Wolle, die einen nicht unbedeutenden Handelsartikel ausmacht; im Verhältniß aber mit dem Reichthum an Futter, der für weit gröſsere Schafheerden hinreichend wäre; ist die Quantität der ausgeführten Wolle nur sehr gering; die Tyrannei der Regierung läßt durchaus keinen einzigen Zweig der Landwirthschaft gehörig gedeihen.

Hier und da findet man bei den Griechen auch Schweine, und es ist zu bewundern, daß die Türken, in deren Augen die Schweine unreine und verabscheuungswerthe Thiere sind, ihre Zucht wenigstens auf dem Lande nicht verhindern. Indessen sind sie auch in der That eine Seltenheit, und ein Schwein wird von einem griechischen Bauern für ein sehr bedeutendes Geschenk gehalten. Ich wohnte einst mit meinem Janitscharen und meinem französischen Renegaten in einem Dorfe zwischen Canea und Retimo in dem Hause eines ehrlichen Landmannes, dessen Frau sich ein wenig mit der Arzeneikunst und besonders mit dem Aderlassen abgab. Nie habe ich

mehr Beweise von der herzlichsten Gastfreundschaft erhalten, als in den wenigen Tagen, die ich bei diesen guten Leuten zubrachte. Besonders erwies mir die Frau alle mögliche Gefälligkeiten, und so feine Attentionen als man sie von den gebildetsten Menschen kaum erwarten kann. Sie konnte für eine der schönsten Frauen auf der Insel gelten, wo, wie ich schon gesagt habe, die Schönheit ziemlich selten ist. Sie war nicht mehr ganz jung, aber ihre Gesichtszüge hatten das Große und Edle, was man bei den Griechinnen fast allgemein findet; sie hatte prächtige Augen, und glänzend schwarze Haare, die mit Banden durchflochten oben auf dem Kopfe in eine Art von Helm oder Turban zusammengebunden waren, wodurch ihre Physiognomie äußerst vortheilhaft gehoben wurde. Mit dieser äußern Bildung verband die gute Griechin eine sanfte, wohlwollende und großmüthige Seele. Um ihr zum Theil wenigstens meine Erkenntlichkeit für ihre viele Güte zu beweisen, schenkte ich ihr eine vortreffliche Lanzette, wozu sie vorher große Lust bezeigt hatte; in dieses kleine Geschenk setzte sie einen so großen Werth, daß sie mir ein Gegengeschenk machen zu müssen glaubte. Sie ließ daher, als bei meiner Abreise die Pferde vorgeführt wurden, auf das meinige ein lebendiges Schwein festbinden, und mein nicht sehr gewissenhafter Janitschar leistete dabei selbst hülfreiche Hände Ich war, als ich aufsteigen wollte, über diesen seltsamen Mantelsack sehr erstaunt, und es kostete mich viele Mühe, ehe ich es dahin brachte, daß man ihn wieder herab nahm. Meine gute Wirthin schmerzte es daß ich ihr Geschenk nicht annehmen wollte, und ich hatte alle Mühe von der Welt ihr begreiflich zu machen, wie äußerst auffallend und vielleicht gefährlich es seyn würde, wenn ich mit einem Schwein hinter mir auf dem Pferde in eine türkische Stadt ritte, wo man einen so großen Abscheu gegen diese Thiere habe.

Die Bienenzucht, dieser bei uns viel zu wenig betriebene Zweig der Landöconomie, gedeiht vortreflich in Candia. Um die Güte des dasigen Honigs zu schildern, wurde von den Alten gedichtet, daß er die einzige Nahrung Jupiters auf dem Berg Ida gewesen sey. Es ist aber auch sehr wahr, daß man unmöglich einen bessern Honig finden kann, als der auf Candia ist, und wenn nicht mit der Anzahl der Einwohner auch ihre Industrie sich täglich verminderte, so könnte eine unsägliche Menge Wachs gewonnen werden, da es hingegen heut zu Tage nur in sehr geringer Quantität ausgeführt wird. Man wundert sich bei uns häufig, daß das Wachs täglich seltener und theurer wird, da doch im Ganzen genommen die Geistlichkeit bei weitem nicht mehr so viel davon verbraucht als ehemals; allein ich für meinen Theil wundere mich nur darüber, daß es nicht noch weit theurer ist, denn außer daß in den letztern kalten Wintern eine Menge Bienenstöcke zu Grunde gegangen sind, und auch merklich weniger Personen sich mit der Bienenzucht abgeben, so ist auch in den neuern Zeiten der Handel Frankreichs nach der Levante gänzlich eingegangen, und es ist bekannt, daß fast alles Wachs, das in Frankreich consumirt worden ist, aus jenen Gegenden gebracht wurde. Allein auch in der Levante selbst hat die Anzahl der Bienenstöcke auffallend abgenommen, woran die Unordnungen im türkischen Reich, die Privatkriege, die manche einzelne Provinzen zu führen haben, und das gänzliche Stocken des Handels Schuld sind. Ich führe dieses blos an, um zu zeigen, wie nöthig es wäre, daß wir in unsern Gegenden uns täglich mit mehr Fleiß auf die Bienenzucht legten, damit wir uns in den Stand setzen könnten die lästigen Unterstützungen des Auslandes in diesem Punct, wenigstens zum größten Theil, endlich einmal entbehren zu können.

Ich habe schon oben bemerkt, daß sich auf der gan-

sen Insel keine reißenden Thiere befinden; dies hat seine Richtigkeit, sie mögen nun nie daselbst existirt haben, oder wieder ausgerottet worden seyn. Allein die Alten, die von den großen Vorzügen der Insel Candia ganz durchdrungen waren, und sie für einen himmlischen Aufenthalt, für die Geburtsstätte Jupiters halten, gingen in ihrem Enthusiasmus für die Annehmlichkeit der Insel noch weiter, und behaupteten sogar, daß auch kein Raubvogel daselbst leben könne, und daß, wenn man einen dazu brächte, er sogleich stürbe. Das Fabelhafte hiervon fällt in die Augen; auch können die Raubvögel gar nicht in Candia ausgerottet werden, weil sie bekanntermaßen sehr schnell und anhaltend fliegen, und also immer von neuem dahin kommen können. Es giebt wirklich in den hohen Gebirgen und auf den Gipfeln der Felsen eine Menge solcher Vögel, die man gar nicht im Stande wäre, in ihren unzugänglichen Nestern zu beunruhigen.

Eben so ungegründet war die Meinung, die man ehemals hatte, daß es keine Schlangen noch andere giftige Thiere auf der Insel gebe; wovon jedoch Plinius die Tarantel ausnahm. In einem bergigten Lande, wo es keine stehenden Wasser giebt, und wo der Boden nicht durch lang anhaltende Regen mit Feuchtigkeit überfüllt wird, kann es auch in der That keine sehr große Menge von kriechenden und andern giftigen Insecten geben, denn es fehlt ihnen an den Elementen, aus denen sie ihren Gift bereiten. Einige Schriftsteller behaupten, daß es dreierlei Arten von Schlangen in Candia gebe; ich kann jedoch nicht darüber urtheilen, denn ich habe keine einzige zu sehen bekommen. Nicht selten sieht man hingegen Taranteln, und diese sollen so giftig seyn, daß ihr Stich den Tod verursacht. Auch soll es eine Art von sehr giftigen Eidexen daselbst geben, von denen ich aber ebenfalls keine gesehen habe.

Auf dieſe geringe Anzahl von ſchädlichen Thieren ſchränkt ſich die ganze Gefahr ein, die mit dem Aufenthalt auf der Inſel Candia verbunden iſt, und man wird geſtehen, daß unter der zahlloſen Menge köſtlicher Blumen und Annehmlichkeiten aller Art, womit die Inſel verſchwenderiſch geſchmückt iſt, dieſe wenigen Dornen kaum bemerkbar ſind. An allen zum Unterhalt des Lebens nöthigen Dingen hat die Inſel einen Ueberfluß: die Küſten ſind reich an Fiſchen; in den Bergen giebt es ſehr viel Wildpret, und in den Ebenen, eine außerordentliche Menge rother Rebhüner: hierzu kommen noch die vielen Zugvögel, die den Einwohnern eine reiche Quelle von Unterhalt verſchaffen. Im Anfang des Winters giebt es eine Menge Mornellen oder Morellkibitze, und wenn die erſte Kälte einbricht, die jedoch nie ſo iſt, daß es gefriert, ſo fangen die Bauern auch eine Menge Krammetsvögel und Droſſeln. Dieſe Vögel werden auf eine ſeltſame Art gefangen; man trägt nämlich eine Menge Lichter in die Orangen- und Citronenwäldchen, in denen ſie die Nacht zubringen, und weckt ſie durch Geräuſch aus dem Schlaf auf. Durch die Lichter getäuſcht bilden ſie ſich nun ein, es ſey Tag, fliegen von den Bäumen herab gegen die Lichter zu, und werden dann mit hölzernen Peitſchen todt geſchlagen. Die Bauern füllen ganze Säcke damit an, und tragen ſie auf die Märkte in den nächſten Städten.

Canea iſt zwar die volkreichſte Stadt auf der Inſel, und wo auch der ſtärkſte Handel getrieben wird, aber ſie iſt demohngeachtet nicht die Hauptſtadt derſelben. Candia hat dieſen Titel beibehalten, ſo ſehr ſie auch in der Wirklichkeit herabgeſunken iſt. Ihr Hafen war zur Zeit der Venetianer beſtändig mit Schiffen angefüllt; allein jetzt iſt er durch die unglaubliche Nachläſſigkeit der Türken ſo ſehr verſchlemmt, daß nur noch Barken und andere kleine Schiffe darin einlaufen können. Die Kauffar-

theilſchiffe können nicht anders als ganz leer oder doch nur mit dem vierten Theil ihrer Ladung hineinfahren, und wenn ſie in Candia ihre Ladung einzunehmen haben, ſo müſſen ſie eben ſo wie die Kriegsſchiffe, ſich nach Standia begeben, einer kleinen Inſel, die in einer Entfernung von vier Stunden Candia gegen über liegt. Dieſe Inſel hat ihren alten Namen Dia beibehalten, denn Standia, wie die Europäiſchen Seefahrer ſie nennen, iſt aus den griechiſchen Worten: eis ten Dia, nach Dia gehen, entſtanden. Die Waaren müſſen ihnen nachher in Kähnen zugeführt werden, um ſie an Bord der Schiffe zu bringen. Durch dieſe Unbequemlichkeit iſt der Handel von Candia faſt ganz zu Grunde gegangen; die Producte aus dieſem ganzen Theil der Inſel werden in Barken nach Canea gebracht, aber auch dieſer Hafen wird halb, wie ich ſchon bemerkt habe, durchaus unbrauchbar werden, und dann bleiben den Schiffen nur noch die unbewohnten, felſigten Küſten des Meerbuſens von Suda übrig, wo ſie ihre Ladungen einnehmen können. Es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß der ganze Handel der Inſel ſich in kurzer Zeit auf dieſen Meerbuſen einſchränken wird.

Die Stadt Candia liegt auf der Stelle, wo das alte Heraclea geſtanden hat; und in einer äußerſt fruchtbaren, mit ſchönen Hügeln durchſchnittenen Ebene. Man ſieht an ihrer Bauart, daß ſie den Türken ihren Urſprung zu verdanken hat; die geraden Straßen, die regelmäßigen Plätze, und die dauerhaft gebauten Häuſer beweiſen vielmehr, daß ſie das Werk der Venetianer iſt. Ueberall findet man aber auch Verwüſtungen, die theils durch Kriege, theils durch Elend und Armuth entſtanden ſind. Von ihren Feſtungswerken ſieht man nur noch Ruinen; dies iſt alles was nach der merkwürdigen Belagerung, die ſie drei und zwanzig Jahre lang gegen die ganze Ottomanniſche Macht ausgehalten hat noch davon

übrig geblieben iſt. Mit ihrem Handel iſt ihr einſt ſo blühender Zuſtand ganz zu Grunde gegangen, und auch die Anzahl ihrer Einwohner hat beträchtlich abgenommen, denn dieſe haben ſich in Menge, ſo wie die fremden Kaufleute, in Canea niedergelaſſen.

Demohngeachtet iſt Candia noch immer der Sitz des Generalgouverneurs der Inſel. Der Paſcha, der von Conſtantinopel aus dahin geſchickt wird, iſt ein Paſcha von drei Roßſchweifen, allein ſo ſtolz er auf dieſe Würde und auf ſeine Macht iſt, ſo hat er doch keine andern Truppen zu commandiren, als eine ſchlecht disciplinirte Miliz. Er begnügt ſich aber leicht damit, denn er iſt einzig und allein darauf bedacht, wie er ſich durch Erpreſſungen ein möglichſt großes Vermögen zuſammenſcharren kann; es fällt ihm nie ein, an das Beſte des Landes zu denken, oder irgend etwas zu Beförderung ſeines Wohlſtandes vorzunehmen. Er iſt das würdige Werkzeug der alles zerſtörenden Regierung, in deren Namen er ſeine Gewalt ausübt.

Nicht weit von Candia liegen die Ruinen von Cnoſſus, einer alten Stadt, in der einſt Minos ſeine Reſidenz gehabt hat, und deren Einwohner eines der mächtigſten und kriegeriſchſten Völker auf der ganzen Inſel waren. Man erkennt die Stadt jetzt nur an ihren Ruinen, wovon ein großer Theil zur Erbauung des heutigen Candias verbraucht worden iſt.

Eine große Strecke Landes bedecken die Trümer von Gortyna, die noch jetzt Fragmente von großer Pracht enthalten *). Dieſe Stadt war in dem Alterthum ſehr

*) Die Ruinen von Gortyna liegen am Fuße einiger Hügel, nahe bei dem Berge Ida. In den Zuſätzen von Blainville's Reiſen, im 18ten Brief, wird folgende Beſchreibung davon gemacht: „Ich habe niemals ſolche erſtaunende Haufen von Trümmern aus Granit, Porphyr und „den feinſten Marmorarten geſehen, als hier verworren

berühmt, und übertraf noch Cnoſſus an Macht und Reichthum. Nahe dabei ſieht man das Labyrinth, es ſcheint jedoch nicht das in dem Alterthum ſo berühmt geweſene Labyrinth zu ſeyn, das wir beſonders durch die Geſchichte von Theſeus und Ariadne kennen. Dieſes letztere war in der Gegend von Cnoſſus, und heut zu Tage iſt keine Spur mehr davon vorhanden. Das Labyrinth von Gortyna iſt wahrſcheinlich ein ungeheuer großer Stein-

„durch einander liegen. Jaſpis und andere Steine von „Werth ſind als Pfeiler und als Platten zur Uebertäfe„lung in Menge vorhanden, und geben einen Beweis, wie „außerordentlich prächtig die Stadt geweſen ſeyn muß, die „vormals hier geſtanden hat. Der Vortreflichkeit der Ma„lerei iſt die Arbeit an derſelben gleich. Eines vor den „Thoren iſt noch vorhanden, aber freilich nicht mehr ganz; „das Bogengewölbe an demſelben iſt noch ſehr gut, und „das Ganze meiſterhaft gearbeitet. Nahe dabei maß ich „zwo Saulen von dem feinſten Granit, jede aus einem „Stück, die mehr als achtzehn Fuß lang ſind, und nicht „weit davon ſtehet eine doppelte Reihe von Fußgeſtellen, „zwei und zwei neben einander, welche die Säulen von „dem Gang um einen Tempel ſcheinen getragen zu haben, „und man ſieht aus dem Bogen ihrer Stellung, daß es „ein äußerſt beträchtliches Gebäude muß geweſen ſeyn. Al„les vorhandene Säulenwerk iſt auf das feinſte und regel„mäßigſte ausgearbeitet, u. ſ. w. — Auch Tournefort, der in ſeiner Reiſe nach der Levante, eine Abbildung von dieſen Ruinen liefert, ſtimmt in das Lob von ihrer Pracht, und von der Kunſt ein, womit ſie gearbeitet ſind. Er führt, ſo wie auch Pococke, der am ausführlichſten dieſe Trümmer beſchreibt, auch die zwei oben erwähnten 19 Fuß langen Granitſäulen an, und der letztere ſagt zugleich daß ſie im Durchmeſſer zwei Fuß dick ſeyen.

Da Sonnini nur die Abſicht hatte, den jetzigen phyſiſchen und moraliſchen Zuſtand der Inſel zu ſchildern, ſo iſt es begreiflich, daß er ſich in eine ausführliche Beſchreibung dieſer höchſt merkwürdigen Ueberreſte des Alterthums nicht einlaſſen konnte.

Anm. des Ueberſ.

bruch gewesen, wie es deren noch mehrere in der Nähe von großen Städten giebt, und es ist noch lange nicht so bewundenswürdig, als die unermeßlichen Steinbrüche, die sich unter Paris befinden, und aus denen größtentheils die Gebäude und Häuser dieser Stadt erbaut worden sind.

Zwischen Canea und Candia liegt an der Küste des Meeres eine kleine Stadt, deren heutiger Name Retimo fast noch der nämliche ist, wie der Name Rothymna, den sie ehemals geführt hat. Ihre Lage ist entzückend schön, und in der umliegenden Gegend ist ein Ueberfluß an allen Arten von Lebensmitteln. Die Häuser in derselben sind von einer schönen Bauart, und um die Stadt herum findet man die angenehmsten, köstlichsten Gärten. Der Hafen hingegen ist nur noch für Barken und andere kleine Fahrzeuge brauchbar; die übrigen Schiffe müssen auf der Rhede liegen bleiben, wo sie aber selten vor Anker gehen. Dagegen ist Retimo, ob es gleich durch seine Lage, durch die ungeheure Menge von Oel, die in seiner Nachbarschaft gewonnen wird, und durch die mancherlei andern Producte, die sein äußerst fruchtbarer Boden in reichem Maaße hervorbringt, eine der allervorzüglichsten Handelsstädte auf der Insel seyn könnte, immer tiefer herunter gekommen, und hat das nämliche Schicksal wie Candia gehabt, daß nämlich ein großer Theil seiner Einwohner ausgewandert ist, und sich in Canea niedergelassen hat.

Außer dem Hafen von Suda giebt es noch einen eben so großen, bequemen und sichern auf der östlichsten Seite der Insel in einem durch das Cap Sidero und das Cap Salamone gebildeten Meerbusen; allein auch hier findet man auf der Küste eben so wenig Wohnungen als auf der von Suda. Man sieht nichts daselbst als Felsen, Gesträuche, einige wenige Hütten von Hirten, und eine große Menge Ruinen, welche die Griechen Paleo-

Castro nennen, ein Namen, den sie zwar allen alten Städten beilegen, der aber hier vorzugsweise diesem Hafen gegeben wird.

Man wird keine vollständige Beschreibung von einem so großen Lande erwarten, wie die Insel Candia ist, denn dazu gehörte ein eignes Werk. Hier würde eine größere Ausführlichkeit nicht an ihrer Stelle seyn, denn ich wollte blos eine allgemeine Uebersicht über eines der schönsten und fruchtbarsten Länder des Erdbodens geben, und dasjenige, was ich darüber gesagt habe, wird, glaube ich, hierzu hinreichend seyn. Mit wenigen Worten will ich nun blos noch eines besondern Stammes von Griechen erwähnen, die in den Gebirgen von Sfachia, auf der südlichen Küste der Insel wohnen. Sie sprechen einen reinern Dialect als alle übrigen Griechen, denn weil sie, wie alle Bergbewohner, an eine höchst einfache und harte Lebensart gewöhnt sind, so haben sie sich nie mit den Nationen, die nach und nach ihr Vaterland im Besitz hatten, genau vermischen wollen. Sie sind tapfere Soldaten und besonders äußerst geschickte Bogenschützen. Viele von ihnen wenden aber ihren Muth und ihre Geschicklichkeit zu Straßenräubereien an; oft legen sie sich hinter den Felsen, an welchen die Straße durch die Gebirge vorbeigeht, in Hinterhalt, greifen die Reisenden an und tödten sie. Die Türken haben sich hauptsächlich vor ihnen in Acht zu nehmen.

Diese Sfachioten sollen, wie man mich versicherte, unter allen Griechen die einzigen seyn, unter denen sich noch der Pyrrhische Tanz erhalten habe. Man weiß, daß dieser kriegerische Tänz in mancherlei künstlichen Wendungen und Verwickelungen besteht, die mit den Waffen in der Hand verrichtet werden. Es ist begreiflich, daß ein an solche gefährliche Ergötzlichkeiten ge-

wöhntes Volk wilde Sitten, Kühnheit und einen hohen kriegerischen Muth bekommen muß.

## Funfzehntes Kapitel.

Abreise von Canea — Seeströme — Winterstürme im Archipel — Ankunft auf der Insel Argentiere — Rhede der Insel — Maltheſischer Freibeuter — Dorf oder Flecken auf der Insel — Flöhe — Fest der Kreuzerhöhung — Einwohner von Argentiere — Kapuzinerkloster — Epoche der Erbauung des Fleckens Argentiere — Griechische Kirchen — Waywode — Zustand der Einwohner — Ackerbau — Gerste — Wein — Wasser — Hausthiere.

Die Polacke, auf der ich von Alexandrien nach Canea gefahren war, hatte ihre Ladung nicht sobald dort abgesetzt, als sie aufs neue für Smyrna befrachtet wurde; so stark war damals in den türkischen Meeren die Zirkulation der Waaren aus einem Hafen in den andern. Ich benutzte die Abfahrt dieses Schiffes, um auf demselben auch noch die kleine Reise von Candia nach den nächst gelegenen Inseln des Archipels zu machen. Diese Ueberfahrt beträgt nur ohngefähr 25 bis 30 Stunden, und der Wind war uns nicht eigentlich ungünstig; allein dennoch waren wir 3 Tage unterwegs. Den heftigen Windstößen, die wir zu wiederholten malen auszuhalten hatten, konnten wir, da sie uns im mindesten nicht von unserm Wege abbrachten, die Schuld von dieser Langsamkeit unsrer Fahrt nicht füglich beymessen. Der wahre Grund lag vielmehr in den Seeströmen, die mit solcher Gewalt gegen Süden gingen, daß wir den Tag nach unserer Abreise von Canea, wo wir höchstens noch 6 Stunden von der Insel Milo entfernt zu seyn glaubten, noch über 15 Stunden bis dahin vor uns hatten. Der

Winter fieng schon an in diesem Theile der Levantischen Meere seine Herrschaft zu zeigen; gewöhnlich geschieht dies nicht durch Kälte, Eis und Schnee, sondern blos durch wüthende Stürme. In dieser Jahrszeit muß daher die Schiffahrt in einem solchen Labyrinth von Inseln und Klippen nothwendig höchst gefährlich seyn; allein sie dauert nicht drei Monate, und man rechnet sie gewöhnlich nur von der Hälfte des Decembers bis in die Mitte des Februars. In dem Jahr 1778 trat sie jedoch weit früher ein, nemlich noch in den letzten Tagen des Novembers; dagegen war aber auch dieser Winter äußerst kurz, wiewohl sehr kalt, denn damals wurden jene Gegenden, in denen sonst immer eine gemäßigte Wärme statt hat, wirklich auf eine Zeitlang mit Eis und Schnee bedeckt.

Bey unserer Abreise von Canea war der Wind schwach, der Himmel hell und das Meer nur mit leichten Wellen bedeckt; allein demohngeachtet wurde das Schif von unterher auf eine ganz außerordentliche Art erschüttert. Diese Bewegungen die nur das Untertheil des Schiffes treffen, sind aber immer ein sicherer Vorbote von einem baldigen Sturm. Auch überfiel uns bey der Einfahrt in die Rhede von Argentiere ein fürchterlicher Orkan aus Südwesten; der Himmel bedeckte sich mit schwarzen Wolken, die Sonne verschwand, und häufige Blicke vermehrten die schreckliche Dunkelheit. Die Insel Argentiere, die wir zuvor hatten vor uns liegen sehen, war gänzlich aus unsern Augen verschwunden, und die Gefahr, worin wir schwebten, war desto größer, weil unser Capitain alle Gegenwart des Geistes verloren hatte; er murrte gegen mich, weil ich ihn verleitet hatte, in einen so engen Canal einzufahren, was ihm nicht eingefallen seyn würde, wenn ich nicht auf der Insel Argentiere hätte ans Land steigen wollen. Zum Glück konnte sich das von allen Seiten eingeschlossene Meer nicht hoch

genug heben, und nach vieler Mühe glückte es uns auf der Rhede der Insel, wo wir gegen die Winde geschützt waren, die Anker zu werfen.

Diesen Ort besuchen die meisten Schiffe die in den Archipel fahren, denn er liegt an der äußersten Spitze von dieser Menge von Inseln, und ist für die Seefahrer desto bequemer, weil er von allen Seiten offen ist und durch keine Art von Wind die Abfahrt aus demselben verhindert wird. Auch finden die Schiffe geübte Lotsen auf der Insel, welche sie durch die vielen Länder und Felsen, die nur durch schmale und gewundene Canäle von einander getrennt sind, mit der vollkommensten Sicherheit hindurch führen.

Diese Rhede von Argentiere erhält ihren Schutz südwestlich durch die Insel Milo, nördlich durch die Insel Argentiere selbst, und östlich durch die kleinen Inseln St. Georg und Polino. Die Kauffartheyschiffe gehen zwischen den Inseln Argentiere und St. Georg vor Anker, jedoch näher bey der Ersteren, weil sie sich auf diese mit Ankertauen festbinden. In dieser Lage wird ihnen die Ansicht des Dorfs auf der Insel durch einen hohen Berg benommen, und man erblickt nirgends die geringste Spur von Cultur und menschlichen Wohnungen. Für die Kriegsschiffe und überhaupt für alle größere Fahrzeuge taugt jedoch dieser Ankergrund nichts, und sie müssen weiter gegen Norden bey Polino Anker werfen.

Unterhalb des Dorfes Argentiere ist eine kleine Bucht, in der aber nur die Fahrzeuge der Eingebohrnen einlaufen können, und auch diese sind nicht einmal in Sicherheit. Wenn sie sich daher längere Zeit bey der Insel aufhalten wollen, so müssen sie weiter gegen Norden in einen kleinen Hafen fahren, der von einer kleinen dem heil. Nicolaus daselbst erbauten Kapelle den Namen St. Nicolo führt. Diese Kapelle ist das einzige Gebäude

das

das hier auf der Küste gefunden wird; außer derselben sieht man nichts als Felsen und Einöden.

Bey meiner Ankunft auf der Insel lag in dem kleinen Hafen eine maltesische Felucke, die zu einem maltesischen Kriegsschiffe gehörte, das ein Franzose Namens Coral kommandirte. Die ganze Mannschaft der Felucke bestand nicht in 24 Mann, und der Capitain war der ausgemachteste Taugenichts unter allen Corsaren. Er war ein Sclavonier von Geburt, und außerordentlich tapfer, aber zugleich auch der ärgste Trunkenbold und ein allgemein gefürchteter Bandit. Er hatte dieses schändliche Handwerk schon seit langen Jahren getrieben und sich im ganzen Archipel furchtbar gemacht. Ich war begierig ein so unbedeutendes Kriegsfahrzeug, wie diese Felucke war, näher zu sehen, und begab mich deshalb am Bord derselben; man empfing mich sehr höflich und tractirte mich mit trockenen und eingemachten Früchten und vortrefflichem Cyperwein, der freylich seinen jetzigen Besitzern wenig gekostet hatte. Ich konnte mich nicht genug verwundern, wie ein solches Fahrzeug, das höchstens im Sommer zu der Hafenfahrt im Archipel taugte, sich auf die offene See wagen und bis von Malta her kommen konnte. Die Felucke war schon über einen Monat von dem Hauptschiffe getrennt, und man vermuthete, daß die Mannschaft derselben sich absichtlich entfernt hielte, um eine Summe von mehr als 100,000 Thalern, die durch Seeräubereyen zusammengebracht und am Bord der Felucke war, sich ausschließlich zuzueignen. Sie schienen aber unter sich nicht einig zu seyn, auf welche Art sie sich am bequemsten in den Besitz dieser Schätze setzen sollten. Es kam mir sogar vor, als wenn die meisten unter ihnen dem Capitain nicht zutrauten, sondern vielmehr die Furcht hegten, daß er mit dem Gedanken umgienge, sich auf irgend eine Art des Geldes allein zu bemächtigen. Auf der andern Seite mögten sie es aber

auch nicht, in der ſchlechten Jahrszeit mit einem ſo kleinen Fahrzeuge nach Malta zurückzukehren. Sie berathſchlagten ſich hierüber, während ich mich auf der Felucke befand, und in meiner Gegenwart; endlich wurde der Entſchluß gefaßt, daß ihr Anführer ſich mit dem Capitain der Polacke, auf welcher ich angekommen war, über die Bedingungen beſprechen ſollte, unter welchen er die Corſaren und ihre Beute nach Malta überfahren wollte, und man hat mich, ihn vorläufig von dieſem Verfahren zu benachrichtigen.

Den andern Tag kam der Sclavonier wirklich deshalb an Bord der Polacke; er aß auf derſelben zu Mittag, und nach langem Hin- und Herreden wurde der Transport nach Malta um 1200 Piaſter abgeſchloſſen. Der Corſar wollte hierauf in ſeine Felucke zurückkehren, um, wie er ſagte, das Geld zu holen und ſogleich zu bezahlen. Allein er kam nicht wieder zurück, und wahrſcheinlich hatte er ſeine Comeraden überredet, daß er mit dem Capitain der Polacke nicht habe einig werden können, denn er ging ſogleich unter Segel, und begrüßte uns noch im Vorbeyfahren mit 2 Schüßen aus Steinſtücken.

Wenige Tage nachher kam auch der Capitain Coral ſelbſt mit einer kleinen Fregatte in der Rhede von Argentiere, um ſeine Felucke aufzuſuchen; man konnte ihm aber nicht ſagen, was aus ihr geworden war. Höchſt wahrſcheinlich iſt der kleine Schatz, der ſich auf derſelben befand, von dem Sclavonier entwendet oder mit ihm in den Wellen begraben worden.

Da ſonſt immer eine ſehr große Menge von Schiffen aus allen Theilen der Levante auf der Rhede von Argentiere zuſammengetroffen ſind, ſo mußte dieſe Inſel nothwendig ein ſehr wichtiges Poſten für die Schiffahrt und den Handel ſeyn. Es befand ſich daher auch ein franzöſiſcher

Conſul auf derſelben, der jedoch unter dem General-Conſul von Smyrna ſtand.

Der einzige bewohnte Ort auf der Inſel liegt oben auf einem Berge; man weiß nicht recht, ob man ihn ein Dorf oder einen Flecken nennen ſoll. In Rückſicht der geringen Anzahl von Häuſern und ihrer äuſſerſt elenden Bauart iſt er nichts weiter als ein ſchlechtes Dorf, allein da er mit hohen Mauern umringt iſt und 7 Thore hat, ſo ſcheint er auf den Namen eines Fleckens oder gar einer Stadt Anſpruch machen zu können. Auf jeden Fall iſt es ein höchſt erbärmlicher Ort, der aus elenden und ſchlecht unterhaltenen Häuſern beſteht, worunter viele halb verfallen ſind, und alle wie das wahre Bild der Armuth und des Elendes ausſehen. Sie ſind klein, eng und niedrig, das Ganze beſteht aus zwey Zimmern, wovon das eine, ſo das untere Stockwerk ausmacht, faſt ganz dunkel und eine wahre Höle iſt; in das obere Zimmer führen von auſſen einige Stufen, und die einzige Thüre deſſelben geht auf den Abſatz von dieſer Art von Stiegen, die weder ein Geländer, noch auch oben eine Einfaſſung hat. Groſſe Löcher, die mit hölzernen Läden zugemacht werden, vertreten die Stelle der Fenſter, und der Fuſsboden beſteht aus bloſſer Erde. Vielleicht giebt es aber auch an keinem Orte in der Welt ſo viele Flöhe, beſonders im Winter, als in dieſen abſcheulichen Wohnungen; vorzüglich iſt dieſes bey denen der Fall, die eine Zeitlang nicht bewohnt worden ſind, und hierunter gehörte auch dasjenige, ſo ich gemiethet hatte. Man findet übrigens das nämliche noch auf mehrern andern Inſeln des Archipels, wo die Häuſer eben ſo elend ſind. Die Menge dieſer Inſecten iſt in der That ganz auſſerordentlich; man wird auf das ſchrecklichſte von ihnen gemartert, und ſie bedecken nicht nur den ganzen Körper, ſondern niſten ſogar auch in die Haare auf dem Kopf, was mir vorher nie vorgekommen war. Am häufigſten

ſollen ſie jedoch in denjenigen Häuſern vorhanden ſeyn, worin ſäugende Weiber wohnen, denn man behauptet, daß der Geruch der Muttermilch ſie anziehe.

Die Bedeckung dieſer elenden Häuſer beſteht in einer Terraſſe, die aus einer Art von hölzernen Flechten oder Hurden gemacht iſt, auf welche Erde geſchüttet, und darauf feſt geſtampft wird. Heftige Gewitterregen durchweichen oft dieſe Terraſſen, und dann muß aufs neue Erde darauf geſchüttet werden, wodurch aber nur wieder auf einige Zeit das Innere der Häuſer gegen den Regen geſchützt wird. Anſtatt nun die Terraſſen beſſer und zweckmäßiger zu bauen, und ſich mehr Mühe zu geben, daß ſie feſter und dauerhafter werden, verlaſſen ſich im Gegentheil die abergläubigen Griechen im Archipel ganz allein auf den Beyſtand des Himmels, und empfehlen dieſem die Erhaltung ihrer Wohnungen. Es iſt eine alte Gewohnheit bey ihnen, daß den Tag vor dem Feſte der Kreutzerhöhung alle Terraſſen auf den Häuſern ſorgfältig gekehrt und gereiniget werden, und daß die Einwohner, wenn gegen Abend die Glocken in den Kirchen anfangen zu läuten, drey große Kreutze in daſſelben eingraben; dieſe Figuren ſind nach ihrer Meinung das allerſicherſte Vorbauungsmittel, daß die Winterregen die Decken ihrer Häuſer nicht durchdringen und zu Grunde richten können. Auch werden an eben dieſem Tage vor der Kreutzerhöhung, welches faſt eines der heiligſten in der griechiſchen Kirche iſt, in allen Flecken und Dörfern des Archipels, wo die Einwohner nicht durch die Gegenwart ihrer Tyrannen daran verhindert werden, bey einbrechender Nacht große Feuer angezündet, über welche alle Einwohner große und kleine, junge und alte, dreymal hinweggehen und dabey gewiſſe Gebete herſagen, in denen ſie Gott um Erhaltung ihrer Geſundheit in dem künftigen Jahr und um eine reichliche Weinleſe anflehen. Zugleich ſind ſie aber feſt überzeugt, daß alle

dieſe Bitten nichts helfen würden, wenn man nicht einige Stäbchen von der Seſampflanze ins Feuer würfe!

Der ganze Flecken oder das Dorf Argentiere beſteht aus einer einzigen Straße. Leute, die ſo ſchlecht wohnen mögen wie die Griechen auf dieſer Inſel, denken natürlicherweiſe auch nicht daran, ihre Straße zu pflaſtern, und man muß daher in der Regenzeit im tiefſten Koth darin waden. Die Feuchtigkeit, und oft auch das Waſſer ſelbſt dringen alsdann in die faſt unterirdiſchen Zimmer der unterſten Stockwerke, und man kann ſich vorſtellen, wie ſehr dadurch dieſe Wohnungen unangenehm und ungeſund werden.

In dieſem wirklich abſcheulichen Orte leben nun ohngefähr 200 griechiſche Familien. Zu meiner Zeit waren keine andere Fremden daſelbſt wohnhaft, als nur 2 Franzoſen, nämlich der Conſul und noch ein anderer, der bey den Kriegsſchiffen der verſchiedenen Nationen, die zur Beſchützung ihres Handels in dieſe Meere kamen, die Dienſte eines Lotſen verrichtete. Die Familien dieſer beiden Franzoſen waren die einzigen Katholiken auf der Inſel; alle übrigen Einwohner waren der griechiſchen Kirche zugethan. Ehemals, wo ſich noch eine gröſſere Anzahl lateiniſchen Chriſten auf derſelben befand, hatten die Kapuziner ein Kloſter außerhalb des Fleckens erbaut, das, aber zu meiner Zeit leer ſtand und ſchon gröſtentheils verfallen war. In der darin befindlichen kleinen Kirche oder vielmehr Kapelle verrichteten die wenigen noch auf der Inſel wohnenden Katholiken ihren Gottesdienſt. Ein Weltprieſter, der von der Inſel Scio gebürtig war und in Rom ſtudirt hatte, war bey derſelben angeſtellt. Er legte ſich in ſeinem geiſtlichen Stolz den Titel eines Weyh-Biſchofs bey, behauptete die volle biſchöfliche Gewalt über die Inſeln Milo und Argentiere zu beſitzen, und ſah dieſelben als einen beſondern Kirchenſprengel an, über welchen er die geiſtliche Supremaţie auszuüben habe.

Diese hohe Würde verursachte ihm jedoch nicht viele Arbeit, denn auf der Insel Milo existirte damals nur ein einziger Katholike, und er hatte folglich nichts weiter zu thun, als dem Consul in Argentiere Messe zu lesen, wofür er, wie alle lateinischen Priester und Bischöfe in der Türkey, unter dem Schutz der französischen Regierung stand.

Der Flecken Argentiere ist noch sehr neu und erst im Jahr 1646 erbaut worden. Die jetzigen Einwohner glauben durch Tradition, daß flüchtige Griechen aus der Insel Siphanto, die sich eine Zeitlang in dem Wald, der damals auf der Stelle des jetzigen Fleckens gestanden hätte, versteckt gehalten, ihn zu erbauen angefangen hätten. Auf ihrer Flucht hätten sie ein Bildniß der Mutter Gottes mitgenommen, und sich ihre Häuser an der Stelle erbaut, wo dieses Bildniß ihnen die Gnade erwiesen habe, zu bleiben und sie gegen die Verfolgungen ihrer Feinde sicher zu stellen.

Hinter dem Dorfe liegen einige griechische Kirchen oder Kapellen, die aber eben so schlecht unterhalten und armselig ausgeschmückt sind, als die Katholische. Sie besitzen jedoch vor allen übrigen Kirchen in den griechischen Inseln den wichtigen Vorzug, daß sie mit Glocken versehen sind. Die Muselmänner haben es nicht der Mühe werth gehalten, den wenigen Einwohnern eines so elenden Landes auch noch dieses Vorrecht zu entziehen, ob sie es gleich beynah in allen Theilen ihres Reiches mit der äußersten Strenge verweigern, und das auch in den Augen von Menschen, deren ganzes Christenthum blos in äußeren Handlungen besteht, von unaussprechlichem Werth ist.

Die Regierung der Insel liegt in den Händen eines Waywoden. Ein Grieche von Argentiere selbst, zuweilen aber auch von einer benachbarten Insel, erkauft sich jährlich zu Constantinopel das Recht, seine Landsleute

unter diesem Titel zu drücken und zu mishandeln. Man findet in allen Inseln des Archipels, wo die Türken es nicht selbst der Mühe werth halten, die Regierung zu führen, die nämliche Einrichtung; der Waywode erhebt die öffentlichen Einkünfte, legt willkürlich Geldstrafen auf, erlaubt sich die schrecklichsten Erpressungen, und begeht mit einem Worte eben so viele Ungerechtigkeiten, als der härteste und habsüchtigste Muselmann nur immer verüben könnte. Die türkischen Befehlshaber haben nur das einzige vor den Waywoden voraus, daß sie sich auch noch häufig die schrecklichsten körperlichen Mishandlungen gegen Menschen erlauben, die sie für Sclaven und von Gott Verworfene halten; in allen andern Stücken geben ihnen die Waywoden in Raubsucht und Härte nichts nach, und treiben es fast immer so arg, daß die Griechen Ursache haben es zu bedauren, daß sie durch einen Mann von ihrer eigenen Nation regiert werden. Allein diese harte Gefühllosigkeit, mit der sich ein Unterdrückter plötzlich in einen unbarmherzigen Unterdrücker verwandelt, wird keinesweges ausschließlich bey den Griechen im Archipel gefunden; sie ist allen niedrigen Seelen eigen, die gewöhnlich jede ihnen übertragene Gewalt schändlich misbrauchen, und die Pflichten ihres Amtes glauben erfüllt zu haben, wenn sie die grausamste Strenge ausüben. Die schwarzen Sclaven in Amerika hatten, wie man weiß, keine härtern und unmenschlichern Aufseher, als die von ihrer Farbe, welche vorher mit ihnen ein gleiches Schicksal gehabt hatten; und wer erinnert sich nicht an die zahllosen Abscheulichkeiten, Verheerungen und Plünderungen die bey uns von einigen Männern aus der Hefe des Volks verübt worden sind, welche man in einem Augenblick der unbegreiflichsten Verblendung mit einer furchtbar großen Gewalt begleitet hatte.

Ehemals war die Insel Argentiere nicht in dem elen-

den Zustande worin sie sich gegenwärtig befindet. Vor dem schrecklichen Kriege zwischen den Russen und den Türken, in welchem die ersteren zum erstenmal in den Archipel eindrangen, sich darin festsetzten und aus demselben die Hauptstadt des Ottomanischen Reichs bedrohten, soll auch auf dieser Insel ein weit größerer Wohlstand geherrscht haben; allein während dieses Kampfes zwischen beiden Nationen, wurden die kleinen Inseln im Archipel sämtlich durch Contributionen und Plünderungen zu Grunde gerichtet. Hierzu kamen auch noch Seeräuber, welche diese Unordnung benutzten, und durch ihre Räubereien das Elend vermehrten. In dem ganzen Archipel ist aber kein Ort, den die Schiffe von allen Nationen häufiger besuchen, als die Rhede von Argentiera, folglich hatte natürlicherweise die Insel auch weit mehr als alle andern auszustehen, und wurde wirklich in eine Einöde gestürzt, von der man keinen Begrif hat.

Man leidet auf derselben Mangel an allen möglichen Dingen, und sogar an den nothwendigsten Bedürfnissen des Lebens, denn es giebt weder Getreide noch Fleisch, noch Gemüse daselbst; Gerstenbrod und einige Eyer sind alles was man bekommen kann. Die ganze Insel, die kaum 6 Stunden im Umkreis hat, besteht aus Felsen und kahlen Bergen, die fast gar nichts hervorbringen. Außer einigen Feigenbäumen, die hin und wieder in den Feldern und Weinbergen stehen, sieht man jetzt nirgends einen Baum, da man doch weiß, daß ehemals die Insel mit Wäldern bedeckt gewesen ist, und daß auch noch in neuern Zeiten eine große Menge Olivenbäume die Insel mit ihrem köstlichen Oel bereichert haben. Die letztern sind aber auf dieser Insel so wie auf einigen benachbarten schon während des langen Krieges zwischen den Venetianern und den Türken sämtlich ein Raub der Flammen geworden, und es ist jetzt auch keine Spur mehr davon übrig.

Die ganze Industrie dieser Insulaner schränkt sich gegenwärtig darauf ein, daß sie ein wenig Baumwolle und Gerste bauen und einige Weinberge bestellen. Wenn man anderes Brod daselbst essen will, so muß man den Waizen oder den Roggen aus andern Ländern kommen lassen. Im Winter landen auf der Insel eine Menge Kähne mit Schiffszwieback, die ihre ganze Ladung in kurzer Zeit verkaufen, denn für Leute die nichts kennen als Gerstenbrod, ist der trockene und harte, aber sehr kräftige Zwieback eine köstliche Speise.

Dieses Gerstenbrod ist jedoch gar nicht schlecht, und die Einwohner von fast allen Inseln im Archipel essen beynahe kein anderes. Ich selbst habe mich ziemlich damit genährt und es immer geschmackvoll gefunden. Ueberhaupt ist im ganzen Orient das Gerstenbrod eine sehr gewöhnliche Nahrung, und es war auch schon ehemals bey den Hebräern allgemein eingeführt; daher ist es höchst wahrscheinlich, daß man vor alten Zeiten sowohl als gegenwärtig, in Ländern, wo doch der Waizen im Ueberfluß wächst, nicht so allgemein Gerste gebaut und sie zur täglichen Nahrung verwendet haben würde, wenn das daraus bereitete Brod eine so grobe und unangenehme Speise gewesen wäre, als es in unsern nördlichen Gegenden ist. Ich habe seit meiner Zurückkunft ins Vaterland das Gerstenbrod, das zuweilen bey großem Mangel in den Dörfern gebacken wird, mit demjenigen verglichen, das ich so oft in der Levante gegessen hatte, und habe es nicht nur schwärzer, sondern auch schwerer und von widrigem Geschmack gefunden. Es scheint daher, daß in den heißen Ländern die Gerste ein kräftigeres und wohlschmeckenderes Mahl giebt als bey uns; es wäre jedoch auch möglich, daß der Unterschied nur von dem Mahlen und von der Zubereitung des Brodes selbst herrührte, denn man ist zu wenig gewöhnt sich dieser Getraideart zum Unterhalt der Menschen zu bedienen.

und vielleicht könnte man auch bei uns bei größerer Sorgfalt auf diese Verrichtungen ein eben so gutes Buch als im Orient daraus bereiten.

Der Wein, der auf der Insel Argentiere wächst, ist bei weitem nicht so gut als der auf den benachbarten Inseln; allein dies kommt höchst wahrscheinlich nur von einer schlechten Behandlung her, denn der Boden ist dem Weinbau nicht weniger zuträglich. Man muß sich aber überhaupt wundern, daß noch etwas Wein auf der Insel gewonnen wird, denn sobald nur die Trauben einigermaßen reif werden, so fangen die Einwohner schon an sie in solcher unglaublichen Menge zu essen, daß man glauben sollte es könnte unmöglich noch etwas zum Keltern übrig bleiben. Auch sind diese einzelnen, vor der Zeit gehaltenen Weinlesen ein Grund von der mittelmäßigen Qualität des Weins, denn für diesen bleiben keine andere Trauben übrig, als die wenigen schönen und nicht vollkommen reifen. Allen Wein, der in Argentiere getrunken wird, zieht man aus der nahgelegenen Insel Milo, so wie auch ziemlich gute Hämmel, denn die Einwohner von Argentiere besitzen nur sehr wenige Heerden, und diese sind so armselig und kümmerlich wie alles was sie umgiebt. Sie haben keine andern Hausthiere, als etliche erbärmliche Esel, eine kleine Anzahl Schweine und einige Hühner. Wenn der Fischfang nicht wäre, und allenfalls die Jagd, obgleich diese auch ziemlich mittelmäßig ist, so würde es in der That kaum möglich seyn, auf einer Insel zu leben, die fast an allem Mangel leidet, sogar auch das Wasser ist keine so gemeine Sache, daß sie ein jeder zu allen Zeiten bekommen kann; es giebt auch auf der Insel weder Flüße, noch Bäche, noch Brunnen, und man hat durchaus nichts als Cisternenwasser zu trinken. Am Eingang in das Dorf, von der Seeseite her, ist eine große Pfütze

von trübem Wasser, die den wenigen Thieren, so in dem Dorfe unterhalten werden, zur Tränke dient.

---

## Sechzehntes Kapitel.

Namen der Insel Argentiere — Silberminen — Cimolische Erde — Ihre Eigenschaften; ihr Gebrauch in den Künsten; ihre Entstehung — Vulkane — Warme Bäder — Ihre Eigenschaften; auf welche Art die Griechen Gebrauch davon machen; ihre Lage — Bläuliche Materie, womit die umherliegenden Felsen bedeckt sind — Stinkender See — Kedrosöl — Saffran — Art wie er verkauft wird — Mastixöl — Frauenspersonen auf der Insel — Verleumdungen gegen dieselben — Ihre Art sich zu kleiden — Ihre Beschäftigungen — Baumwollene Strümpfe und Mützen — Beschäftigungen der Männer — Viehheerden auf der Insel — Behandlung derselben — Käse — Insel Polino oder die verbrannte Insel — Ihre Producte.

Wenn man auf der kleinen Insel Argentiere weder Annehmlichkeiten noch Bequemlichkeiten des Lebens findet, so wird sie dagegen durch die Substanzen interessant, die sie in ihrem Schooße verbirgt. Die Alten nannten die Insel Kimolos, und kannten sie auch unter den Namen Echinussa, Vipperninsel, weil zu der Zeit, wo sie noch wenig von Menschen besucht wurde und mit nackten Felsen, Wäldern und Gesträuchen überdeckt war, sich eine große Menge von diesen kriechenden Thieren darauf befand. Noch heut zu Tage nennen sie die Griechen Kimoli; die Europäer aber haben ihr von den darauf entdeckten Silberminen den Namen Argentiere beygelegt, und diesen besitzt sie noch gegenwärtig.

Diese Silberminen werden heut zu Tage nicht mehr bearbeitet; wahrscheinlich ist ihr Ertrag nie sehr bedeutend gewesen, und dies war ohne Zweifel die Ursache,

warum man ſie gänzlich aufgegeben hat. Man weiß nicht, zu welcher Zeit ſie entſtand, noch wann ſie eigentlich aufgegeben worden ſind. Die Einwohner hätten ſich, aufs neue daran zu arbeiten, weil die Türken die Exiſtenz eines edlen Metalles auf der Inſel gar nicht ahnden dürfen, wenn es nicht ein neuer Grund zu Erpreſſungen und Mishandlungen werden ſoll.

Das vorzüglichſte unter dieſen Silberbergwerken ſcheint auf einem hohen Cap der kleinen Inſel St. Georg gegenüber gelegen zu haben. Von den Ruſſen iſt während ihres langen Aufenthaltes auf der Inſel ein Verſuch gemacht worden, es aufs neue zu bearbeiten; auch hat einmal ein franzöſiſcher Schifscapitain ſich mehrere Jahre damit abgegeben. Man hat aber beidemal gefunden, daß das Erz äuſſerſt geringhaltig iſt, und daß die Koſten der Bearbeitung durch das gewonnene Silber nicht erſetzt werden. Vielleicht wäre es jedoch möglich, wenn man mehr als bisher geſchehen iſt, in die Tiefe arbeitete, daß man reichere Adern entdeckte, die durch beträchtlichen Gewinn die aufgewandte Mühe belohnten; allein dergleichen Speculationen müſſen in einem Lande, wo die Nationalreichthümer den Einwohnern zum Verderben und Fluch gereichen, auf andere beſſere Zeiten verſchoben werden.

Das Meer beſpült den Fuß des Berges, welcher Silber enthalten ſoll. Hier ſammlen auch die Inſulaner die berühmte thonartige Subſtanz, die ihnen anſtatt der Seife zum Waſchen des Weißzeuges dient.

Die Alten kannten ſie unter dem Namen Eimoliſche Erde, von dem Namen Eimolus, den ſie der Inſel beigelegt hatten. Die Mineralogen haben dieſe mineraliſche Subſtanz häufig mit verſchiedenen andern verwechſelt; ſo wie der Name Siegelerde mehreren Kalk- und Thonerden von ihnen beigelegt worden, ſo haben ſie auch verſchiedene Arten von Walkererde und Bolus mit

dem Namen Cimolische Erde belegt. Ich habe jedoch Gelegenheit gehabt, mich zu überzeugen, daß die wahre Cimolische Erde der Alten, die in Kimoli oder Argentiera gewonnen wird, und die von allen ähnlichen Substanzen, mit denen sie verwechselt worden ist, sehr verschieden, bei uns durchaus nicht anders, als etwa in den Cabinetten der Liebhaber gefunden wird. Bei meinem Aufenthalte nach Paris habe ich in den reichsten Materialhandlungen nach Cimolischer Erde gefragt; man gab mir aber bald Armenischen Bolus, bald eine röthliche Erde von Lemnos, bald Siegelerde von Malta. Allen diesen Kaufleuten war zwar die Cimolische Erde dem Namen nach wohl bekannt, sie waren aber nicht im Stande, sie von andern ähnlichen Substanzen zu unterscheiden, und als ich ihnen die Probe zeigte, die ich davon mitgebracht hatte, so gestanden sie, daß sie dergleichen nicht hätten.

Ich übergehe die medizinischen Eigenschaften, die von den Alten der Cimolischen Erde zugeschrieben worden sind, denn sie hat wesentlichere und gegründetere Vorzüge, wegen deren man es bedauern muß, daß sie seit Jahrhunderten in Vergessenheit gerathen ist. Sie ist nämlich ein Smectis oder Seifenstein, und man hat bei dieser natürlichen Seife keine weitere Mühe, als sie von dem Ort, wo die Natur sie hervorgebracht hat, wegzunehmen. Wenn sie ins Wasser aufgelöst wird, so erhalten sich, wie bei unserer gewöhnlichen Seife, der Schaum und die Seifenblasen sehr lange. Die meisten Griechen im Archipel brauchen keine andere Seife zum waschen ihres Weißzeuges; sie kennen sie unter dem Namen pylo Taimias, das heißt, Thon von Tsimias, weil der Ort, wo sie gefunden wird, Tsimias heißt. Sie wird in Kähne geladen und in die übrigen Inseln und verschiedene andere Gegenden der Levante verführt. Vorzüglich wird diejenige ausgewählt, die von dem Seewasser ganz durch-

drungen iſt; man formt ſie in kleine länglichte Stückchen und läßt dieſe trocknen. Ohne Zweifel wiſſen die Griechen aus Erfahrung, daß die von dem Seewaſſer durchdrungene Erde beſſer iſt, als die trockne und harte, woraus faſt der ganze Berg beſteht, denn ſie nehmen nie welche oberhalb der Linie, bis an welche die Wellen ſchlagen. Daher enthalten auch dieſe Stückchen Erde immer eine beträchtliche Quantität Seeſalz, womit ſie durch das Seewaſſer geſchwängert werden.

Die Cimoliſche Erde iſt auch ein vortreffliches Mittel um alle Fettflecken aus wollenen und ſeidenen Zeugen wegzunehmen; man läßt ein Stückchen davon in gewöhnlichem Waſſer weich werden, ſchmiert es auf den Flecken, läßt es darauf trocknen und kehrt es dann als Staub mit einer Bürſte ab, wobei der Flecken verſchwindet, ohne daß weder die Farbe noch der Glanz des Zeuges darunter leidet. Dieſe Wirkung hat ſie jedoch nur auf die Fettflecken; alle übrigen Arten von Flecken nimmt ſie nicht weg.

In unſern Manufakturen könnte jedoch dieſe Subſtanz noch weit größere und weſentlichere Dienſte leiſten. Plinius erzählt, daß die Römer ſich ihrer bedient haben, um die Tücher von Fett zu reinigen. Es war ſogar durch ein eigenes Geſetz beſtimmt, was für Materien die Walker bei ihrer Arbeit gebrauchen ſollten, und hierin heißt es ausdrücklich, daß ſie vermittelſt der Cimoliſchen Erde, die ächten und koſtbaren Farben erhöhen, und denen, die durch den Schwefel gelitten hätten, einen neuen Glanz geben ſollten. Dieſes Zeugniß der Alten und meine eigenen vielfältigen Erfahrungen laſſen keinen Zweifel übrig, daß die Cimoliſche Erde in den Walkmühlen und überhaupt beim Reinigen der Wolle, von dem weſentlichſten Nutzen ſeyn würde. Auch könnte ſie nicht ſehr theuer zu ſtehen kommen, denn man bekäme ſie auf der Inſel umſonſt, und nur der Trans-

punkt durch Kosten verursachen; allein auch diese würden sehr gering, weil die Schiffe, die nach der Levante fahren, sie als Ballast mitnehmen könnten.

Ich habe schon gesagt, daß ich diese mineralische Substanz, die weißgrau von Farbe, fett, seifenartig und schwer ist, für einen wahren Smectis oder Seifenstein halte, worin durchaus keine metallischen Theile zu seyn scheinen. Ein gelehrter Reisender, der eben so wie ich die Cimolische Erde auf der Insel Argentiere selbst untersucht hat, behauptet jedoch, daß diese in der größten Menge vorhandene aber nicht genug gekannte Substanz eine langsame, nur stufenweiß erfolgte Auflösung der Porphyre in ihre Grundtheile sey, die durch unterirdische Feuer verursacht würde *). Ich gestehe aber, daß ich nicht begreife, wie der Porphyr, auf den das Feuer bei kaum termaßen gar nicht wirkt, durch Vulkane aufgelöst und in eine fette seifenartige Materie verwandelt werden kann. Hinzu kommt noch, daß die Cimolische Erde mit Säure braußt, dahingegen diese nemlichen Säuren auf dem Porphyr keine Wirkung hervorbringen. Ohne Zweifel hat jedoch der Bürger Olivier diese Einwendungen vorausgesehen, und in seiner Theorie, die ich nur durch den angeführten vorläufigen Bericht kenne, vollkommen widerlegt, denn seine Talente und seine großen Kenntnisse in der Naturgeschichte lassen erwarten, daß er seine deßfallige Meinung auf nicht zu bestreitende Thatsachen wird gegründet haben.

Die ganze Insel Argentiere besteht aus vulkanischen

*) Siehe in den Magasin encyclopédique an VII Nro. 2. den von dem Bürger Olivier dem National-Institut abgestatteten Bericht von seiner auf Befehl der Regierung in den ersten 6 Jahren der Republik durch das Ottomanische Reich, Aegypten und Persien gemachten Reise, wovon jetzt der 1ste Band im Druck erschienen, und auch schon ins Teutsche übersetzt ist.

Materien; überall ſieht man Spuren von ſchrecklichen Wirkungen des Feuers, das die Natur noch immer in dem Innern der Erde unterhält. An mehreren Orten ſind die Felſen ganz calcinirt; man findet überall eine Menge vulkaniſcher Producte, und Olivier hat auch hier, ſo wie auf den Inſeln Milo und Santorin Puzzolanerde entdeckt. Daß auch noch jetzt die unterirdiſchen Feuer fortbrennen, ſieht man aus dem heißen und rauchenden Waſſer, das auf der nordweſtlichen Seite der Inſel aus einem Felſen nahe beim Meere herausfließt. Die Hitze dieſes Waſſers iſt ſo ſtark, daß man die Hand nicht darin halten kann; in wenigen Augenblicken werden Eyer darin hart. Es ſetzt einen gelblichen Satz zu Boden, und wenn es kalt wird ſo bekommt es eine weißliche Farbe; ſein Geſchmack iſt außerordentlich ſcharf.

Die Griechen halten dieſes warme Waſſer für das wirkſamſte Heilmittel gegen Rheumatismen, Gift und andere dergleichen Krankheiten; ſie tauchen nämlich ein Stück Leinwand in daſſelbe, und legen es auf die leidenden Theile. Man hat mir von dieſen Mittel die wunderbarſten Wirkungen erzählt, und ich bin um ſo weniger abgeneigt, ſie zu glauben, da ich nicht nur an und für ſich dieſes warme Waſſer für ſehr kräftig halte, ſondern weil mir auch die Methode der Griechen nur Umſchläge davon auf die leidenden Theile zu legen, weit zweckmäßiger vorkommt, als das Baden des ganzen Körpers in ſolchem Waſſer, wie es bei uns die Aerzte vorſchreiben. Sollte die Wirkung des Mittels, wenn es über die ganze Oberfläche des Körpers vertheilt wird, nicht in Rückſicht auf den leidenden Theil geſchwächt werden, und ſollte der Eindruck deſſelben auf die geſunden Theile nicht die davon erwartete Wirkung, die ſich blos auf Hebung örtlicher Stockungen der Feuchtigkeit einſchränkt, zernichten oder doch vermindern? vielleicht hat eine lange Erfahrung oder gar eine Tradition, die ſich

noch

noch von den Aerzten des alten Griechenlandes vorschreibt, die weit weniger gelehrt als die unsrigen, aber dagegen sorgfältige Beobachter der Natur waren, den neuern Griechen die Methode gelehrt, das warme mineralische Wasser als topisches Mittel und nicht als Bäder zu gebrauchen. Sie scheint mir wirklich viel natürlicher und der Art der Uebel, die man heilen will, angemeßner zu seyn; auf keinen Fall kann jedoch der geringste Nachtheil daraus entstehen, und da schon wirklich andere Völker sich dieser Methode bedienen, und sich wohl dabei befinden, so sollte man in unsern warmen Bädern sie ebenfalls befolgen, oder doch vorerst wenigstens Versuche damit anstellen. Uebrigens ermangeln die Griechen, die in alles was sie vornehmen Aberglauben mischen, durchaus nicht den Personen, die sich dieses warmen Wassers bedienen wollen, den Rath zu geben, daß sie einen Theil ihrer Kleider ein Stückchen von ihrem Hemde, ihrer Unterhose, ihrer Weste u. dergl. daselbst zurück lassen sollen, denn, sagen sie, mit diesen Fragmenten ihrer Kleidung bleibe auch ihre Krankheit zurück.

Den Ort, wo sich dieses warme Wasser vorfindet, ist jedoch nicht mit der allergeringsten Bequemlichkeit für diejenigen versehen, die sich dahin begeben, um es zu gebrauchen. Man findet keinen Schutz gegen die Sonne, keine einzige Hütte und nicht einmal einen Baum; kaum giebt es ringsherum einen Platz, wo sich einige Personen niedersetzen können, denn die ganze Gegend ist ein nackter Berg, der aus über einander gewälzten spitzigen Klippen besteht. Für den Mineralogen ist es eine merkwürdige Erscheinung, daß alle Steine in der ganzen Gegend umher mit einer dicken Lage von einer bituminös aussehenden mineralischen Substanz bedeckt sind.

Nicht weit von diesen warmen Quellen, an dem Ufer des Meeres findet man noch einen andern merk-

würdigen Ueberreſt von einem ausgebrannten Vulkan, nämlich die Mündung oder den Crater deſſelben, aus dem lange Zeit hindurch ein fauler ſtinkender Dunſt aufgeſtiegen iſt, daher ihn auch die Griechen vromò limno, das heißt, den ſtinkenden See genannt haben. Heut zu Tage iſt dieſer Abgrund mit Waſſer angefüllt, ſo daß er einem großen Teiche ähnlich iſt, und der abſcheuliche Geruch hat ſich gänzlich verloren.

Auf der nordweſtlichen Spitze der Inſel führt ein Canton den Namen Kedros, weil er mit einer Art von großen Wachholderſträuchen ganz bedeckt iſt, die von den neueren Griechen Kedros genannt werden. Es iſt der Juniperus oxicedrus Lin. der auf der ganzen übrigen Inſel ſonſt nicht gefunden wird, und dieſem Canton durch das weisliche Grün ſeiner Blätter und ſeine rothen, den Kirſchen ähnlichen, Beeren ein heiteres Anſehn giebt. Das Holz von dieſer ziemlich hochwachſenden Staude hat einen ſtarken Geruch, ſo wie auch ihre Blätter wenn ſie zwiſchen den Fingern zerdrückt werden. Aus dem Stamm und den Zweigen bereiten die Griechen ein Oel, deſſen ſie ſich gegen die Krätze bedienen. Sie wählen zu dieſem Ende die älteſten und ſaftreichſten Stauden, zerſchneiden ſie in kleine Stückchen, und legen dieſe in einen irdenen Topf, in deſſen Boden ein kleines Loch gebort iſt. Den Deckel dieſes Kopfes verſchmieren ſie ſorgfältig mit einer Art von Kitt, und zünden rings herum ein ſtarkes Feuer an. Nunmehr fließt das durch die Hitze aus dem Holz herausdringende Oel durch die im Boden des Topfes befindliche Oeffnung heraus, und unter dieſelbe wird ein Gefäß geſtellt, um das Oel aufzufaſſen. Dieſes iſt dick und ſo gelb wie Safran; auch färbt es alles gelb, was damit beſtrichen wird, und wer ſich damit ſchmiert, um die Krätze zu vertreiben, hat lange zu thun, ehe er ſeinen Körper wieder von dieſer gelben Farbe reinigen kann. Es iſt übrigens ein wirklich gutes Mittel gegen dieſe

Krankheit, und auch in dem südlichen Frankreich wird aus den daselbst wachsenden Wachholderstrauch ein Oel bereitet, dessen man sich in der Landwirthschaft gegen die Krätze des Schaf- und Rindviehes bedient. Das Kedrosöl erhält aber ohne Zweifel theils durch das Clima, theils durch die Art, wie es bereitet wird, eine weit größere Kraft und Wirksamkeit.

Unter allen Stauden wird der Mastixbaum, den die Griechen Skirio Cocco nennen, am häufigsten auf der Insel gefunden. Er liefert das einzige Brennholz, dessen man sich daselbst zum Kochen bedient, und aus seinen Früchten wird ein Oel gepreßt, das zwar eigentlich nur zum brennen taugt, aber von den armen Leuten dennoch auch zu den Speisen gebraucht wird. Es ist übrigens sehr helle, hat eine schöne Goldfarbe und verdichtet sich wie das beste Olivenöl bei einem sehr geringen Grad von Kälte. Auch der Safran wächst wild auf den Bergen und zwischen den Felsen; wenn er in der Blüthe steht, so machen sich die armen Leute ein eigenes Geschäft daraus, ihn zu sammeln, und er giebt für dieses armselige Land einen nicht unbedeutenden Handelsartikel ab. Die Art, wie der Safran, wenn er trocken ist, verkauft wird, ist höchst seltsam und kommt nirgends anders vor; man pflegt ihn nämlich zu wiegen, allein ein Hühnerey dient dabei zum Gewicht. Man bekümmert sich jedoch nicht darum, ob das Ey etwas größer oder kleiner ist, noch auch ob es frisch oder alt ist; nur darf es nicht gekocht seyn. Nun weiß man aber, daß ein Ey mehr wiegt, so lange es noch frisch ist; auch macht seine Größe einen nicht unbedeutenden Unterschied in seinem Gewicht. Ein ganz frisches Ey ist wenigstens um 7 Gran schwerer als ein anderes von gleicher Größe, das schon 6 Tage alt ist; wenn nun die Eyer noch überdieß von verschiedener Größe sind, so kann der Unterschied oft 12 Gran betragen. Allein hierauf nehmen die Griechen, wie ge-

ſagt, keine Rückſicht, und richten ſich bey dem Verkauf ihres Safrans blos nach dem Gewicht der Eyer, ſo wie ſie ihnen vorkommen.

Alle Küſten, die häufig von Seefahrern beſucht werden, pflegen kein Sitz der Tugend und der Enthaltſamkeit zu ſeyn. Es iſt daher möglich, daß auch ehmals auf der Inſel Argentiere, wo ſich alle Schiffe, die im Archipel kreutzten, aufhalten mußten und wo folglich das Schifsvolk, das noch dazu gröſtentheils aus Corſaren beſtand, ſein wohlfeil erwörbenes Gold zu Ausſchweifungen und Verführungen des andern Geſchlechtes mögen verwendet haben, Beyſpiele von Zügelloſigkeit nicht ſelten geweſen ſind. Allein es iſt lächerlich, wenn man dieſes elende Land, das weder Handlung noch Induſtrie beſitzt, als einen förmlichen Tempel der Wollust geſchildert hat, in welchem die Seefahrer von allen Nationen zuſammenſtrömten, um der Venus zu opfern und wo die Reiſenden gröſsere Gefahren zu beſtehen hätten, als Telemach in der Inſel Cypern; dergleichen Schilderungen wie ſie z. B. in den Cabbaliſtiſchen Briefen des Marquis d'Argens, im 2ten Theile, wirklich zu finden ſind, paſſen höchſtens in einen Roman. Auch Tournefort war mit dieſer vorgefaßten Meinung dahin gekommen, und hat ſich nicht lange genug daſelbſt aufgehalten um ſich durch den Augenſchein vom Gegentheil überzeugen zu können. Demohngeachtet ſieht man aus ſeiner nicht vortheilhaften Schilderung von dem Privatleben des daſigen weiblichen Geſchlechts, daß er ſich die Sitten dieſes Landes noch weit verdorbener vorgeſtellt hatte als er ſie wirklich fand.

Dieſe Beſchuldigungen, die gewiß ſehr übertrieben ſind, wenn die Rede von lang vergangenen Zeiten iſt, ſind wahre Verläumdungen, wenn man ſie auch auf die gegenwärtige Zeit anwenden will. Herr von Choiſeul-Gouffier, der Argentiere ſehr aufmerkſam unterſucht hat,

ſpricht hiervon mit keinem Worte, ſondern führt blos an, daß die chriſtlichen Corſaren, die ehmals den Archipel durch ihre Räubereien unſicher gemacht hätten, während des Winters einen Theil ihres geraubten Geldes auf dieſer Inſel verſchwendet hätten. Zugleich erzählt er auch den ſonderbaren Gebrauch, den dieſe Corſaren dort eingeführt hätten, und den ſich noch heut zu Tage die Europäiſchen Seefahrer auf der Inſel Madagaskar wirklich gefallen laſſen, daß ſie ſich nemlich förmlich daſelbſt verheuratheten, aber blos für die Dauer ihres Aufenthaltes, ſo daß man oft mit Ungeduld auf die Abreiſe eines Capitains wartete, um ſobald er die Segel gelichtet hätte, ſeine nunmehr vacante Frau zu heyrathen.

Es iſt in der That außer allem Zweifel, daß die Sittenverderbniß, die dem weiblichen Geſchlecht zu Argentiere ſo bitter vorgeworfen wird, wenigſtens heut zu Tage nicht mehr ſtatt hat. Die Frauensperſonen beſitzen daſelbſt Beſcheidenheit und Zurückhaltung, dieſe gewöhnlichen Tugenden der orientaliſchen Frauenzimmer, auf die in der Levante ſtrenger als irgendwo anders gehalten wird, und während meines ziemlich langen Aufenthaltes auf der Inſel habe ich nur ein einziges Beiſpiel von einem weſentlichen Fehltritt erlebt. Ein ſehr hübſches Mädchen, das keine Eltern mehr hatte und für ſich allein lebte, war von einem jungen Franzoſen verführt worden; ſie hatte ſeiner heftigen Leidenſchaft lange widerſtanden, aber endlich hatte er ſich einmal mitten in der Nacht neben ihrem Lager eingefunden. Die Thüre war verſchloſſen geweſen, er hatte ſich aber durch den Schornſtein in ihr Zimmer herabgelaſſen. Einem ſo überraſchenden Angrif konnte das arme Mädchen nicht widerſtehen, und bald wurden auch die Folgen davon ſichtbar. Der Wayvode, der jede Gelegenheit benutzt, um ſeine Einkünfte zu vermehren, warf ſich zum Rächer der verletzten Sitten auf, und verurtheilte die Geſchwächte in eine

schrecklich starke Geldstrafe, die sie auch ohngeachtet aller Vorstellungen und Verwendungen ihrem habsüchtigen Tirannen wirklich bezahlen mußte, und völlig dadurch zu Grunde gerichtet wurde. Wenigstens beweißt diese strenge Bestrafung gewiß nichts für die allgemeine dem weiblichen Geschlecht zu Argentiere vorgeworfene Sittenverderbniß.

Diese Insulanerinnen sind im Ganzen genommen groß, wohlgewachsen und von schöner Gesichtsbildung; allein alle diese Vorzüge der Natur werden durch die Art, wie sie sich kleiden wieder verdunkelt. Es ist die allerseltsamste Tracht, die man sich vorstellen kann, und ein Frauenzimmer muß in der That außerordentlich schön seyn, wenn sie in diesem auffallenden Anzug auch nur noch erträglich seyn soll. Die hier beigefügte Zeichnung von dieser Kleidung ist nach einer im Lande selbst angezogenen Puppe verfertigt worden.

Der Kopf und die Stirne sind mit einem feinen indianischen Schawl umwickelt, dessen Farbe gewöhnlich dunkelgrün mit dunkelrothen Flecken ist; unter demselben ragen nur 2 kleine Büschel glänzend schwarzer Haare hervor, die über die Schläfe herunterhängen. Es gehört nicht nur auf dieser Insel, sondern auch auf den übrigen Inseln im Archipel, und in einigen andern Gegenden der Levante wesentlich zum Luxus, daß man diese Haarbüschel mit einigen von den kleinen Federn vermischt, von welchen man an den Männchen etlicher Arten von wilden Enten zwei auf jeder Seite des Bürzels findet. Sie sind kraus gelockt und von einer prächtig glänzend schwarzen oder vielmehr dunkel lasurblauen Farbe; man sammelt sie mit der größten Sorgfalt, und in der That ist auch dieser einfache Schmuck nichts weniger als unangenehm. Die Frauenzimmer stecken einige davon unter ihren Schawl, und lassen die lockigte Seite derselben über Stirne und Schläfe herunterhängen; wo ihr köst-

Insel Argentiere.

Sonnini Reise.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

liches Farbenspiel, das sich in jedem Augenblick verändert, sich wirklich sehr gut ausnimmt.

Die Haare sind mit einem rosenfarbenen Band durchflochten; diese Flechte wird auf dem Scheitel zusammengerollt, mit einem schwarzen Band daselbst festgebunden, und eine Menge von rothen Band auf dieselbe gesteckt. Auf dem Hintertheil des Kopfes wird ein langes Stück Seidenzeug befestiget, das mit einer breiten goldenen Spitze eingefaßt ist, und frey über den Rücken hinabfällt. An dem Hals tragen sie ein Halsband von Gold, von Gagath oder Bergwachs, oder auch von Perlen, und an demselben hängt ein Kreutz. Brust und Hals sind mit einem großen Stück rothen Sammet, der mit goldenen Spitzen besetzt und mit einem himmelblauen Bande eingefaßt ist, oder an dessen Stelle auch mit einem Stück Gold oder Silberbrokat bedeckt. Unter diesem Brustſtücke wird eine Art seidener Schürzen befestiget, die in der Mitte und unten herum mit Goldspitzen besetzt sind, und nicht ganz bis auf die Knie reichen; in einem rothen Bande, das wie ein Gürtel umgebunden wird und wovon auf jeder Seite ein Ende herabhängt, wird auf der linken Seite ein Schnupftuch befestigt. Das Oberkleid aber, oder die sogenannte Chemise, macht bei dieser Tracht das allerreichste Stück aus; es besteht aus Seidenzeug und ragt vorn unter der angeführten Schürze hervor. Es ist mit rosenfarbenen Banden eingefaßt, auf welche durchbrochen gearbeitete goldene Spitzen aufgenäht werden, und hierin besteht eigentlich der ganze Luxus dieses Anzuges. Die armen Weiber nehmen an der Stelle dieser Spitzen falsche Borden, und manchmal auch grobe von baumwollen Garn gemachte Spitzen. Dieses Oberkleid reicht übrigens nicht über die Knie hinab, unterhalb welcher die baumwolltuchenen Unterhosen zugebunden werden, die das ganze weibliche Geschlecht im Orient trägt. Das seltsamste Stück dieses

Anzuges ſind jedoch die Ermel dieſer Chemiſe, die wirklich außerordentlich und ganz ungeheuer ſind. Zuerſt reichen ſie bis an den Vorderarm, wo ſie mit einem roſenfarbenen Bande feſtgebunden ſind; dann werden ſie wieder zurückgeſchlagen und in großen weiten Falten auf der Schulter befeſtiget, ſo daß dieſelben ſehr hoch und ſteif empor ſtehen, und der Kopf von beiden Seiten gleichſam in den Schultern zu ſtecken ſcheint. Dieſe Ermel ſind mit goldenen Spitzen geziert, fallen bis auf die Beine herab und bedecken vollkommen die beiden Seiten des Körpers. Ein ähnliches Sammet oder Brokat, wie auf der Bruſt befeſtigt wird, kommt auch auf den Rücken; eine kleine ſilberne Borde fällt über die Schultern herab, und drei große Büſchel Band, wovon das in der Mitte hellblau und die beiden andern roſenfarben ſind, hängen quer zwiſchen den Schultern. Ueber den Rücken herunter bis in die Mitte der Schenkel hängen zwei dicke und faltenreiche Stücke Baumwollzeug, die durchaus ſteif ſind und wie kleine auf die Perſon feſtgebundene Matrazen ausſehen.

Es iſt in den Augen der Frauenzimmer zu Argentiere kein Verdienſt, zierliche und ſchön geformte Beine zu haben; ſie wenden im Gegentheil alle mögliche Kunſt an, um denſelben ihrer ganzen Länge nach eine gleiche Dicke zu geben, und ſie wie wahre Pfeiler ausſehen zu machen. Sie ziehen daher mehrere Paar Halbſtrümpfe von verſchiedener Größe über einander an, damit der Untertheil des Fußes dadurch ausgefüllt wird, und eine gleiche Dicke mit den Waden bekommt. Da die Beine bis an das Knie blos ſind, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß ſie ebenfalls geſchmückt werden müſſen; es wird daher ein ſamtner Oberſtrumpf über ſie gezogen, und dieſer vorn und hinten mit ſilbernen Borden beſetzt. An den Füßen tragen ſie eine Art Pantoffeln von einem mit Gold oder Silber broſchirten Seidenzeug, woran die Ab-

ſätze niedrig, die Sohlen dünne und die Spitzen lang und zurückgebogen ſind.

Die hier beſchriebene Kleidung ziehen ſie jedoch nur zum größten Statt an, und gewöhnlich tragen ſie eine einfachere, aber immer aus den nemlichen Stücken beſtehende, die nur gröber und weniger verziert ſind. An den Feſttagen wie an den Arbeitstagen ſcheinen ſie daher in gleichem Grade unförmliche Maſſen von baumwollenen und ſeidenen Zeugen zu ſeyn.

Die gewöhnliche Beſchäftigung dieſer Inſulaner beſteht darin, daß ſie Baumwolle ſpinnen und Strümpfe und Mützen daraus ſtricken. Zu Hauſe, wie in den Straßen, ſieht man ſie immer mit der Spindel oder dem Strickzeug in der Hand. Die Spindel, deren ſie ſich bedienen, iſt blos ein in der Mitte ſpiralförmig gewundenes eiſernes Stäbchen, deſſen oberes Ende krumm gebogen iſt um die Baumwolle daran zu befeſtigen. Die Strümpfe, die ſie ſehr ſchön und mit vieler Sorgfalt ſtricken, machen beinahe den einzigen Handelsartikel der Inſel aus. Die Seeleute nehmen nicht nur ſo viel davon mit, als ſie für ſich ſelbſt brauchen, ſondern auch noch ſo große Vorräthe als ein jeder von ihnen frei in das Schif laden darf, um ſie an andern Orten zu ihrem eigenen Vortheil wieder zu verkaufen; es giebt deren zu allen Preiſen, von 20 Para's oder ohngefähr 9 Gr. das Paar, bis zu 4 Piaſter oder 2½ bis 3 Rthlr. Dieſe letztern Strümpfe ſind ſehr ſchön und außerordentlich dauerhaft, ſo wie auch die geſtrickten Mützen, die ebenfalls von dieſen Inſulanerinnen verfertiget werden.

Während die Frauensperſonen ſpinnen und ſtricken, verrichten die Männer verſchiedene andere Arten von Arbeiten. Einige, die Beſitzer eines Kahnes ſind, verlaſſen im Sommer die Inſel und treiben im Archipel einen kleinen Handel; im Winter kommen ſie wieder zurück, um zu Hauſe die Früchte ihres Fleißes in Ruhe zu ver-

zehren. Andere geben sich mit dem Fischfang ab, einige mit dem Ackerbau, und sehr wenige mit der Jagd; die allerärmsten reißen die Rauden aus, die auf den Bergen wachsen und führen sie auf elenden Eseln ins Dorf, wo man sie zum kochen der Speisen gebraucht. Einige von dieser ganz armen Klasse hüten endlich die wenigen Ziegen- und Schaafheerden, denn es giebt auf der Insel weder Ochsen noch Kühe noch irgend eine andere Art von Vieh.

Der Ackerbau ist, wie ich schon gesagt habe, in dem elendesten Zustande, ob er gleich in einigen Cantonen mit Vortheil könnte getrieben werden. Auch die Heerden sind nicht zahlreich, und werden nie ins Dorf oder sonst irgendwo in Ställe getrieben. Sie irren beständig auf den Bergen herum, und leben und sterben unter freiem Himmel; bei heftigen Gewittern finden sie so wohl als ihre Hüter in großen Höhlen Schutz. Diese Schäfer auf den Inseln des Archipels sind jedoch keine bloße Miethlinge wie bei uns, sondern eine Art von Pächter, denen die Schaafe und Ziegen von den Eigenthümern unter der Bedingung überlassen werden, daß sie ihnen nach Verhältniß der größern oder geringern Anzahl dieser Thiere jährlich eine gewisse Quantität Wolle und Käse abliefern, und ihnen auch über die jungen Lämmer Rechnung ablegen müssen. Auf diese Art sind nach einigen Jahren die Eigenthümer in Besitz einer kleinen Heerde, die ihnen ununterbrochen einen gewissen, wenn gleich geringen Ertrag abgeworfen und doch weder Aufsicht noch Kosten verursacht hat. Die meisten Krankheiten, denen unsere Schaafherden unterworfen sind, entstehen durch Feuchtigkeit oder verdorbene Luft, und sind in der Levante durchaus unbekannt; daher wäre die Viehartzneikunde, die bei uns, weil wir die Lebensordnung unserer Thiere eben so wie die unsrige von der Natur entfernt haben, eine wichtige Kunst geworden ist, in jenen Gegenden sehr

überflüßig. Die Erfahrung macht die gemeinen Schäfer zu den Aerzten ihrer Heerden; sie nehmen aber nie Arzeneimittel mit sich, denn die Natur liefert ihnen diese völlig zubereitet an den Orten selbst wo sie herumirren. Auch werden von den Schäfern auf den Bergen und mitten unter den Heerden von der Schaaf- und Ziegenmilch, die in freier Luft in großen Gefäßen von Erz gekocht wird, kleine Käse verfertigt, die sie in besondern aus Binsen geflochtenen Formen zubereiten, und die von den Griechen, diesen strengen Beobachtern häufiger Fasten, in großer Menge gegessen werden. Gesalzen sind diese Käse sehr gut, frisch aber ganz vortreflich.

Einige Einwohner von Milo und Argentiere unterhalten auch Heerden auf der Insel Polino, die von den Europäern die verbrannte Insel genannt wird, weil die Venetianer in ihren langwierigen Kriegen mit den Türken die große Menge von Oelbäumen, womit diese Insel bedeckt war, sämtlich verbrannt haben. Die Heerden sind jetzt die einzigen Bewohner derselben; sie verdiente jedoch noch andere zu haben, denn schon die Menge von Oelbäumen, die sie ehmals getragen hat, zeugt von der Güte ihres Bodens, und die kleine Strecke auf der westlichen Küste derselben, gegen Argentiere über, die noch heut zu Tage angebaut wird, liefert sehr reichliche Erndten. Sie liegt gegen Osten von Argentiere und ist durch einen nur eine viertel Stunde breiten Canal davon getrennt. Bei meiner Anwesenheit daselbst gehörte sie einigen Privatleuten von Milo und Argentiere zu; allein diese waren nicht im Stande, oder scheuten sich vielmehr, sie gehörig zu benutzen, weil sie fürchten mußten, die Aufmerksamkeit der Türken dadurch zu erregen, und ihre Habsucht zu reitzen. Sie suchten dieselbe eben damals zu verkaufen, und ob sie gleich 4 bis 5 Stunden im Umkreis beträgt, so würde man sie doch um so viel bekommen haben, als bei uns einige Morgen Land ko-

ſien. Wenn man die Barbarei der Türken nicht zu fürchten hätte, ſo könnte ſie ein höchſt angenehmes und durch die vielen merkantiliſchen Speculationen, zu denen ihre vortheilhafte Lage die ſchönſte Gelegenheit giebt, äußerſt einträgliches Beſitzthum werden. Ich habe es wenigſtens ſeitdem ſchon ſehr oft bereut, daß ich ſie damals nicht an mich gebracht habe, denn ich hätte dort wahrſcheinlich die Ruhe und das Glück gefunden, die mich bisher immer geflohen haben.

## Siebenzehntes Kapitel.

Allgemeine Bemerkungen über die Sitten und Gebräuche der Griechen im Archipel — Ihre Lebensart — Ihr Hang zum Aberglauben — Verfahren bei der Niederkunft der Weiber — Behandlung der neugebornen Kinder im Archipel — Einfluß der böſen Blicke auf die Kinder, die Erwachſenen und die Heerden — Alter der Mannbarkeit im Archipel — Character der Griechinnen — Mittel, die ſie anwenden, um zu erfahren, wen das Schickſal ihnen zum Gatten beſtimmt hat. — St. Johannisfeſt — Harze, die von den Frauensperſonen beſtändig gekauet werden — Schminke, deren ſie ſich bedienen — Seltſames Verwahrungsmittel gegen die Sommerhitze — Verheurathung der Griechen — Zaubermittel, wodurch die jungen Ehemänner ſich für gebunden halten — Vorſicht, welche die jungen Weiber anwenden müſſen — Zärtliche Sorgfalt der Mütter für ihre Kinder — Arzeneikunde bei den Griechen im Archipel — Trauer über die Todten — Tod und Begräbnis einer Papadia.

Ich hatte mir die Inſel Argentiera und die ſehr nah gelegene Inſel Milo, von der ich bald ausführlicher reden werde, zu einem feſten Punct erwählt, auf den ich von meinen verſchiedenen Streifzügen im Archipel immer wieder zurück kam. Die Menge europäiſcher Schiffe, die beſtändig daſelbſt vor Anker lagen, die Anweſenheit

eines franzöſiſchen Conſuls und die friedliche Ruhe, die daſelbſt herrſchte, machten mir den daſigen Aufenthalt höchſt angenehm. Dort brachte ich auch die Bemerkungen zu Papier, die ich auf den andern Inſeln gemacht hatte, und die ich, weil ſie eben ſo gut auch auf die Einwohner der beiden genannten Inſeln paſſen, hier an ſchicklichſten Ort mitzutheilen glaube. Es ſind allgemeine Bemerkungen über die Sitten und Gebräuche der Nachkommen eines gröſſen Volkes, die jetzt unter dem Joch einer barbariſchen Nation ſtehen; es iſt die moraliſche Geſchichte der Griechen im Archipel. Ich erſpare mir durch dieſe allgemeine Schilderung die häufigen Wiederhohlungen, die ich nicht vermeiden könnte, wenn ich von allen den verſchiedenen Völkerſchaften, die auf den Inſeln des Aegäiſchen Meeres zerſtreut ſind, und die ſämtlich ohngefähr die nemlichen Eigenſchaften und die nemlichen Gebräuche haben, einzeln reden wollte. Der Leſer findet dagegen hier in einem Gemälde dieſe Eigenſchaften und Gebräuche im allgemeinen; ich werde ihn dann deſto ſchneller durch die übrigen Inſeln hindurch führen können, und ihn leicht die Eigenheiten bemerken machen, die den phyſiſchen Zuſtand dieſer Inſeln ſo wie den moraliſchen ihrer Einwohner characteriſiren.

Die Lebensart der Griechen im Archipel iſt äuſſerſt einfach; der Luxus kann ohnmöglich unter ihnen aufkommen, denn ihre Tirannen lauern ununterbrochen auf jede Spur eines gröſſeren Wohlſtandes. Sie geben ſich daher auch nur insgeheim mit Handelsſpeculationen ab, und ſobald dieſe nur einigermaßen glücken und anfangen ins Groſſe zu gehen, ſo müſſen ſie befürchten, ihr Vermögen und oft auch ihr Leben zu verlieren. Eben ſo würde ein reichlicher Ertrag der Ländereien einen gewiſſen Wohlſtand ahnden laſſen, und dieſen Verdacht müſſen die Griechen auf das allerſorgfältigſte zu vermeiden ſuchen. Daher liegt der gröſſte Theil aller Felder unge-

baut, und darum findet man auch in den Orten ſelbſt nichts als Elend und Armuth, und nur ſehr ſelten Spuren von einigem Wohlſtand.

Schon den Griechen des Alterthums hat man den Vorwurf gemacht, daß ſie einen beſondern Hang zum Aberglauben hätten; wie hoch muß nun dieſer Hang, gegen den ehmals Künſte und Wiſſenſchaften nicht ſchützen konnten, gegenwärtig geſtiegen ſeyn, da überall die tiefſte Unwiſſenheit herrſcht. Sogar auch die chriſtliche Religion iſt eine Quelle von Aberglauben bei den neuern Griechen geworden; ſie beſteht bei ihnen durchaus nur in äußern Ceremonien und in einer Menge kleinlicher Gebräuche; von der erhabenen Moral des Evangeliums wiſſen ſie nichts, und wenn ſie nur gewiſſenhaft faſten, Worte herſagen, denen ſie eine Zauberkraft beilegen, und gewiſſe Ceremonien, die oft gar nichts mit dem Gottesdienſt gemein haben, pünctlich verrichten, ſo glauben ſie alle ihre Pflichten erfüllt zu haben, und ſich allen Ausſchweifungen unbedenklich überlaſſen zu können. Man ſieht nicht ſelten griechiſche Seeräuber, die alle Arten von Erpreſſungen und Abſcheulichkeiten begehen, und dennoch ein vollkommen ruhiges Gewiſſen haben, blos weil ſie ihre Gebete zur gehörigen Zeit herſagen, und alle vorgeſchriebenen Faſten ſtreng beobachten.

Wenn man das Leben eines Griechen im Archipel nach ſeinen feierlichſten Epochen durchgeht, ſo ſieht man ihn bei den Antritt von einer jeden derſelben mit vollem Ernſt, und in der Ueberzeugung daß es ſo ſeyn müſſe, die ſonderbarſten, albernſten und oft empörendſten Gebräuche verrichten. Schon bei ſeinem erſten Eintritt in die Welt umringt ihn das ganze Gefolge des Aberglaubens, und begleitet ihn nun durch ſein ganzes Leben hindurch. Die Art wie er auf die Welt kommt, iſt zu ſonderbar, als daß ich ſie nicht ausführlicher beſchreiben ſollte. Es iſt wirklich auffallend, daß unter der großen

Menge von Reiſenden, welche die Levante und beſonders die Inſel des Archipels beſucht haben, noch kein einziger die Methode hat kennen lernen, die bei der Entbindung der Weiber beobachtet wird, und die im höchſten Grade ſonderbar und merkwürdig iſt, obgleich unſere Frauen keine große Luſt haben werden ſie nachzumachen. Ich habe Gelegenheit gefunden, bei der Niederkunft einer Frau in jenem Lande gegenwärtig zu ſeyn, und da ich der Erſte bin, der davon ſpricht, ſo will ich mich bei dieſem für die Geſchichte des Menſchen ſo intereſſanten Gegenſtand etwas länger verweilen.

Zuerſt muß ich bemerken, daß die Frau, deren Niederkunft ich beiwohnte, das 18te Jahr ihres Lebens kaum zurückgelegt hatte; ſie war groß, wohlgewachſen, von einer ſtarken Conſtitution, und ſo vorzüglich ſchön, daß die Griechinnen des Alterthums ſie beneidet haben würden. Als ſich die Vorboten der Niederkunft bei ihr einſtellten wurde ſie in ihr Zimmer geführt, und ich erhielt die Erlaubniß ihr dahin folgen zu dürfen. Die Hebamme war eine ſehr alte Frau, deren Kenntniſſe und Erfahrungen gerühmt wurden; ſie brachte noch eine Gehülfin mit, die faſt eben ſo alt war wie ſie ſelbſt, aber keine ſo auffallende Phyſiognomie hatte. Ein Maler, der eine Sibille malen wollte, könnte kein ſchicklicheres Modell dazu finden; ſie glich vollkommen dem Ideal einer Zauberin und ihre Antworten auf die Fragen, die ich an ſie that, konnten nach ihrer Dunkelheit für eben ſo viele Orakelſprüche gelten. Auch brachte ſie eine Art von Dreifuß mit, von dem ich den Gebrauch in der Folge kennen lernte. Dieſes ſeltſame Geräth beſteht nicht aus einem einzigen Stück Holz, ſondern aus 2 gerundeten und ein wenig convexen Stücken, die in einem ſpitzen Winkel an einander befeſtigt ſind, und an welchem, da wo ſie zuſammenſtoßen noch ein anderes flaches zum Sitzen eingerichtetes Stück angebracht iſt; das Ganze iſt

ſehr nachläſſig mit alten Lumpen umwickelt, und ruhet auf drei niedrigen, eben ſo groß wie das übrige gearbeiteten Füßen; wovon der eine das an dem ſpitzen Winkel befindliche kleine Bänkchen unterſtützt, die beyden andern aber an den zwei Aermen und zwar ziemlich weit vorn angebracht ſind. Die vorſichtige Hebamme fieng ihr Geſchäft damit an, daß ſie alle Schlöſſer an den Thüren, Schränken und überhaupt an allem, was nur in dem Hauſe mit einem Schlüſſel verſchloſſen wurde, aufmachen ließ. Dieſe Vorſicht, alles in dem Hauſe offen zu halten, die ſich auf eine ſehr ſeltſame Analogie gründet, muß auf ſtrengſte beobachtet werden, wenn die Niederkunft glücklich von Statten gehen ſoll; auch werden, nach eben dieſem lächerlichen Vorurtheil, nur Weiber in dem Hauſe geduldet, und die Mädchen müſſen es ſchlechterdings verlaſſen. Mir ſelbſt wurde angedeutet, daß wenn ich gegenwärtig ſeyn wollte, ich mich entſchließen müſſe, das Zimmer nicht eher wieder zu verlaſſen, als bis die Entbindung ganz vorbei ſeyn würde. Dies iſt eine Regel, die durchaus nicht übertreten werden darf; ſo bald die Niederkunft ihren Anfang genommen hat, dürfen die ſo im Zimmer ſind, es nicht mehr verlaſſen, und eben ſo wenig auch jemand herein kommen. Die erſtern laden ſogar eine Art von Verunreinigung auf ſich, wodurch ſie ſo lange von dem Umgang mit allen andern Perſonen ausgeſchloſſen werden, bis ein Prieſter, den man zu dieſem Ende ins Haus kommen läßt, ſie eingeſegnet und dadurch wieder gereiniget hat.

Unterdeſſen fieng die Natur an zu arbeiten und die Erſchütterungen, wodurch ſie die Geburt eines neuen Weſens zu beſchleunigen ſucht, wurden immer häufiger und ſtärker; alle Anzeigen verriethen übrigens eine leichte und glückliche Entbindung. Die Mutter blieb hierbei nicht müßig und unthätig, ſondern man nöthigte ſie unauf-

unaufhörlich in der Stube auf und ab zu gehen, und wenn sie Miene machte sich niederzusetzen, weil sie vor Müdigkeit oder auch vor Schmerzen nicht mehr konnte, so ergriffen sie die beiden Alten unter den Armen und zwangen sie immer fort zu gehen. So oft Wehen eintraten, mußte sie sich vorwärts über das Bett legen, und die hinter ihr stehende Hebamme drückte ihr beide Weichen so stark sie konnte mit den Händen zusammen, und fuhr damit so lange fort bis die Wehe ganz vorüber war; alsdann gieng man die Stube wieder auf und ab, bis eine neue Wehe eintrat, und die Frau sich abermals in die obige Lage setzen und von der Hebamme drücken lassen mußte.

Da ich den Mechanismus, der die Natur bei dieser Gelegenheit beobachtet, nicht genug kenne, so kann ich nicht entscheiden, ob diese Methode, die Weichen einer Frau im Augenblick der eintretenden Wehen mit den Händen stark zusammen zu drücken, nützlich oder schädlich ist; ich weiß blos, daß sie in dem Lande, wovon ich hier rede, und wo die Entbindungen immer leicht und glücklich von Statten gehen, allgemein eingeführt ist. Auch habe ich selbst, wenigstens dem Anschein nach, eine gute Wirkung davon gesehen, denn die Wehen dauerten nie lange, und schienen auch die Frau nicht sehr anzugreifen. Allein einer unserer Aerzte, der sich in der Entbindungskunst einen großen Ruhm erworben hat, und dessen Meinung ich über diese Methode eingeholt habe, hat sie als durchaus fehlerhaft und sehr gefährlich verworfen. Uebrigens trägt in diesem Lande, wo die Weiber noch mehr als bei uns der Natur getreu leben, diese auch das meiste zu ihrer Entbindung bei, und belohnt ihnen durch eine leichte Geburt, ihre, von der frühesten Jugend an beobachtete Mäßigkeit und Enthaltsamkeit. Es ist ein seltener Fall, daß wesentliche Schwierigkeiten bei der Geburt eintreten, obgleich die Hebammen ohne Zweifel

durch ihre plumpe Verfahrungsart die Natur in ihren Wirkungen oft mehr hindern als ihr zu Hülfe kommen mögen. Während die junge Griechin, deren Entbindung ich beiwohnte, ihre Wehen nach und nach verarbeitete, unterhielt ich mich mit der alten Hebamme über ihre Kunſt, und fragte ſie unter andern: was ſie in ſolchen Fällen zu thun pflege, wo das Kind eine falſche Lage habe? Sie verſicherte mich aber, daß dieſer Fall faſt gar nie vorkäme; wenn er aber eintrete, ſo bemühe ſie ſich, dem Kinde durch eine geſchickte Wendung eine beſſere Lage zu geben, und wenn auch dieſes fehlſchlüge, ſo bliebe ihr noch ein Mittel übrig, das ſeine Wirkung noch nie verfehlt habe und ganz untrüglich ſey; ſie wende ſich an den Mann, und übertrüge ihm vollends das Geſchäft der Entbindung. Nach der Meinung der Weiber in dieſem Lande, beſitzen nämlich alle Ehemänner die Gewalt, alle Hinderniße zu heben die ſich der Entbindung ihrer Frauen entgegen ſtellen können, und dieſe magiſche Kraft beſteht blos darin, daß ſie mit ihrem Schuh dreimal auf den Rücken der Kranken ſchlagen, und dabei jedesmal aufrufen: Ich habe dich geladen, und jetzt will ich dich ausladen!

Endlich nahte der entſcheidende Augenblick heran. Die junge Frau mußte ſich auf den ſchrecklichen Dreifuß ſetzen; durch die Beſchreibung die ich von ihm gegeben habe, wird man die Lage, worin ſie ſich auf demſelben befand, zur Genüge einſehen. Die Hebamme ſetzte ſich vor ſie, jedoch ein wenig niedriger, und hinter die junge Frau auf einen höhern Stuhl ſetzte ſich die Gehülfin, die ſie mittten um den Leib mit ihren beiden Armen umfaßt hielt. Es dauerte nicht lange, ſo kam das Kind auf die Welt, und ſobald es von der Nachgeburt getrennt war, hob die Gehülfin mehrere male die Wöchnerin gerade über den Dreifuß in die Höhe, und ließ ſie dann plötzlich und ſehr unſanft wieder darauf herunter

fallen; dieſes Schütteln dauerte ſo lange, bis die Entbindung gänzlich vollendet war, was glücklicherweiſe nicht lange mehr währte. Ich konnte von meinem Erſtaunen über dieſes alberne und empörende Verfahren kaum zu mir ſelbſt kommen; die griechiſchen Weiber halten es aber allgemein für ſchlechterdings nothwendig um die Niederkunft zu vollenden, und in Griechenland hat es auch wirklich die gefährlichen Folgen nicht, die es nach den erſten Regeln der Entbindungskunſt und der geſunden Vernunft eigentlich in Menge haben mußte. Man brächte es zuverläſſig auch nie dahin, daß die Griechinnen dieſer Methode entſagten, denn ſie würden ſich ſogleich darauf berufen, daß bei ihnen keine Beiſpiele von den vermeinten ſchädlichen Folgen derſelben vorhanden wären. Zu meiner großen Verwunderung habe ich auch ſelbſt geſehen, daß die junge Wöchnerin ſich nicht darüber beklagte, und daß ſie ſogar nach dieſer anſcheinend grauſamen Behandlung allein aufſtand und ſich ohne beſondere Zeichen von Schwäche und Müdigkeit ſelbſt in ihr Bette legte. Sie hatte ſich kaum einige Minuten ausgeruht, ſo bekam ſie wo nicht ſogleich wieder ihre vorige, doch eine ſehr friſche und lebhafte Farbe; ſie nahm eine Menge Glückwünſche an, und beantwortete ſie ſo munter als wenn gar nichts vorgefallen wäre.

Nicht weniger merkwürdig iſt auch die Art, wie die Griechinnen nach ihrer Geburt behandelt werden. Sobald ſich nämlich die Frau wieder in ihr Bette gelegt hatte, ſo wird ſie von den Buſen an bis auf die Hüften mit einer breiten, baumwollenen Binde umwickelt und dieſe ſehr feſt zugeſchnürt. Auch dieſe Binde wird wie billig von den europäiſchen Kunſtverſtändigen als höchſt gefährlich verworfen, allein dieſe ſchädliche, allen geſunden Theorien widerſprechende Methode ſchadet den griechiſchen Weibern eben ſo wenig, als das Schütteln bei der Entbindung. Es entſpringt für ſie noch überdieß

der Vortheil daraus, daß ihr Leib nicht so unmäßig dick bleibt, und ihr Körper seine schöne Form behält, um welchen sie viele Weiber in andern Ländern Ursache hätten zu beneiden. Am ersten Tage legt ferner die Hebamme der Wöchnerin einen Verband von getrockneten und in Wein und Honig gekochten Rosen auf, und nach mehreren mit dieser Mischung vorgenommenen sorgfältigen Abwaschungen, bleiben die Rosenblätter bis zum andern Morgen liegen. An allen folgenden Tagen aber läßt man es blos bei Bähungen mit Baumwolle die in heißen Wein getaucht wird, bewenden, und außerdem wird noch abwechselnd gepulverter Zimmet oder Gewürznägelchen oder Muskatennüsse, oder Kümmel aufgebunden, das heißt, man braucht immer nur eines von diesen aromatischen Pulvern auf einmal, wechselt aber damit bei jedem Verband ab.

Anstatt des Weines, dessen man sich nur bei zärtlichern Frauen bedient, wird gewöhnlich Brandtwein genommen, der aber ein heftiges und schmerzhaftes Brennen in diesen Theilen verursacht. Dieser Verband wird regelmäßig acht Tage Morgens und Abends wiederholt, die Wöchnerin mag sich unterdessen wohl befinden oder nicht; die Art aber, wie er aufgelegt wird, ist so höchst seltsam, daß ich ihn unmöglich ganz mit Stillschweigen übergehen kann. Die Hebamme steigt nämlich jedesmal über das Fußende auf das Bett der Wöchnerin, stellt sich zwischen die Beine der Kranken, faßt sie bei beiden Händen, und giebt ihr mit dem Fuß den sie sehr fest und genau auf die Theile stellt, die am meisten gelitten haben, drei so harte Stöße als sie nur immer kann.

Am Abend des achten Tages wird ein Ey hart gesotten, geschält und mit einigen von den oben angeführten Gewürzen bestreut; hierauf wird es in breiten Binden an dem Ort fest gebunden den die Hebamme mit

ihrem Fuße getreten hat und zwei oder drei Stunden darauf gelaſſen. Mit dieſer Operation, durch welche, wie mir die Hebamme ſehr ernſthaft erzählte allen ſchädlichen Folgen von allenfalſigen Verkältungen der Wöchnerin vorgebeugt wird, endigen ſich alle Dienſtleiſtungen der Hebamme, und ſie wird nunmehr entlaſſen. Dieſe Behandlung der Wöchnerin iſt faſt eben ſo hart als die Niederkunft ſelbſt, und die arme Frau hat dabei heftige Schmerzen auszuſtehn, beſonders wenn Brandtwein zu dem Verband genommen wird. Man könnte ſie jedoch um vieles erleichtern, wenn man die ganz überflüſſigen und unnützen Dinge, als z. B. die Stöße mit dem Fuß wegließe, und ſie könnte überhaupt weit erträglicher gemacht werden, ohne daß ihr von ihren unläugbaren Vorzügen etwas benommen würde, unter dieſe gehört vorzüglich, daß man es ſich angelegen ſeyn läßt, diejenigen Theile, die durch ihre eigene Ausdehnung oder durch die Handgriffe der Hebamme geſchwächt oder verletzt worden ſind, aufs ſorgfältigſte zu ſtärken und wieder zu heilen. Ich kann auch mit Beſtimmtheit verſichern, daß die dazu angewandten Mittel die ſchnellſte und vollkommenſte Wirkung hervorbringen.

Die Wäſche, die in den Wochenbette gebraucht worden iſt, darf nicht im Seewaſſer gewaſchen werden, obgleich außerdem von den Griechen im Archipel kein anderes zu ihren Wäſchen gebraucht wird; ſie ſind feſt überzeugt, daß wenn ſie in dieſem Fall nicht von dem gewöhnlichen Gebrauch abwichen, die Wöchnerin unfehlbar ſterben müßte. Auch darf ſich dieſe nicht durch einen Stern erblicken laſſen, und wenn ſie ausgeht, was gewöhnlich ſchon 4 bis 5 Tage nach der Niederkunft geſchieht, und ehe folglich die Kur noch vollendet iſt, ſo verfehlt ſie nie vor Sonnenuntergang wieder nach Hauſe zu kommen, ſich dann in ihr Zimmer einzuſchließen, und unter keinem Vorwand weder die Thüre noch ein Fenſter

mehr zu öfnen, aus Furcht von einem Stern ergriffen, und nach dem gemeinen Vorurtheil nebſt ihrem Kinde von ihm getödtet zu werden.

Wenn eine Frau nach ihrer Niederkunft zum erſtenmale aus dem Bette aufſteigt, ſo muß ſie, ehe ſie die Füße auf die Erde bringt, ſie zuvor auf ein Stück Eiſen ſtellen, damit ſie wie es heißt ſo ſtark werde wie dieſes Metall. Auch darf ſie in kein anderes Haus gehen, ohne einen Schlüſſel oder ein anderes Stückchen Eiſen auf die Thürſchwelle zu legen und darauf zu treten, weil ſie ſonſt alle die verderblichen Einflüſſe, die ſie umringen, mit ſich in dieſes Haus bringen würde.

Die Art wie man im Archipel die neugebornen Kinder behandelt, iſt eben ſo wie die Behandlung der Mutter, eine ſeltſame Miſchung von nützlichen und von abergläubiſchen Gebräuchen. Sobald das Kind auf der Welt iſt, wird es in lauem Waſſer gewaſchen, und dann vom Kopf bis zu den Füßen mit Salz zugedeckt, weil man dieſes für das ſicherſte Verwahrungsmittel gegen die Würmer und gegen alle Hautkrankheiten hält. Hierauf wird es in Windeln gewickelt, in ſein Bett gelegt, und neben daſſelbe auf beiden Seiten ein Brod und ein hölzerner Stößel oder ſonſt ein Stück verarbeitetes Holz hineingelegt; das Brod ſoll verhindern, daß das Kind ſein ganzes Leben hindurch keinen Hunger leide, und der Stößel ſoll es ſo ruhig machen wie ein Stück Holz. In andern Gegenden des Orients nimmt die Mutter ihr neugebornes Kind in den Arm, die Hebamme hält einen Mörſer von Erz ziemlich nah an das Ohr des Kindes, und thut mit aller Gewalt drei Schläge darauf, damit, heißt es, das Organ des Gehörs in dem Kinde geöfnet, und der Taubheit vorgebeugt werde.

So oft ein Kind zu Bette gebracht wird, müſſen alle in dem Zimmer befindlichen Perſonen ſo lange darin bleiben, und niemand anders darf hineinkommen, bis

daß dieses Geschäft in der gehörigen Ordnung verrichtet ist. Diese Vorsicht wird von den Griechen äußerst streng beobachtet, und sie sind überzeugt daß die größten Nachtheile daraus entstehen würden, wenn man dagegen verstieße. Außerdem giebt es aber auch noch eine Menge anderer gleichgültiger Handlungen, von denen die Griechen glauben, daß sie eine nachtheilige Wirkung auf die Kinder hervorbringen; so darf z. E. aus einem Hause, worin sich ein ungebornes Kind befindet, weder Feuer noch Licht geholt werden, wenn das Kind nicht die ganze Nacht hindurch schrecklich schreien soll. Hauptsächlich aber wird die Zeit, wo das Kind gewickelt wird, für äußerst gefährlich gehalten, wenn man nicht sorgfältig alles vermeidet, was ihm nach ihrer Meinung Schaden zufügen kann. Zu viele Bewegungen um das Bett herum, unbedachtsame Worte, Blicke sogar können dem Kinde Gefahr bringen; daher bleiben alle Anwesende während dieses Geschäftes unbeweglich stehen, und beobachten ein religiöses Stillschweigen. Ich ließ es mir einmal einfallen, während ich zusah wie ein Kind gewickelt wurde, die Bemerkung zu machen, daß es ein allerliebstes kleines Wesen wäre. Sogleich kehrte sich die Hebamme, die das Geschäft verrichtete, mit Ungestüm nach mir um und schrie: Knoblauch in deine Augen! hierauf spie sie mit der nemlichen Lebhaftigkeit und zu wiederholtenmalen dem Kind ins Gesicht, wodurch glücklicherweise der verderbliche Zauber meiner unschuldigen Worte, von denen ich glaubte daß sie der Mutter Vergnügen machen würden, wieder gehoben wurde. Dieses Speien ins Gesicht ist jedoch schon ein uralter Gebrauch, um die Wirkung der Zaubermittel zu verhindern.

Auch war schon im höchsten Alterthum nichts so gefährlich für die Kinder, als der Einfluß eines böſen Blickes, was nach der Idee der Griechen Eifersucht

und Neid bedeutet. Sie beſitzen nach ihrer Meinung ein vortreffliches Mittel, um dieſen böſen Blick zu entkräften, und das beſteht darin, daß man an den Eingang in das Haus, und in die Zimmer, worin ſich kleine Kinder befinden, Knoblauch aufhängt. Um die Kinder deſto gewiſſer gegen dieſe Art von Bezauberung zu bewahren, hängt man ihnen auch ein kleines Säckchen um den Hals, worin ſich drei kleine Stückchen Kohle und drei Salzkörner befinden. Ich entzweite mich einmal ſehr ernſtlich mit einer Frau, weil ich ein ſolches Amulet, das an dem Hals ihres Kindes hieng, aufgemacht hatte, um zu ſehen, was darin wäre, und beſonders weil ich mich unterfangen hatte, ſie von dem Lächerlichen dieſes abergläubigen Gebrauches überzeugen zu wollen.

Die Kinder ſind aber nicht allein dem verderblichen Einfluß eines böſes Blickes ausgeſetzt; auch für erwachſene Menſchen iſt er höchſt gefährlich, und in dieſer Meinung ſtimmen Muhammedaner und Griechen mit einander überein. Sie gebrauchen ebenfalls den Knoblauch als ein Verwahrungsmittel gegen dieſe Art von Bezauberung, und tragen ihn zu dieſem Ende als ein Amulet bei ſich. Ein Türke der mich ſehr liebte und der einmal Urſache zu haben glaubte, die verderblichen Wirkungen der böſen Blicke für mich zu fürchten, gab mir ſehr liebreich den Rath, immer eine Zehr Knoblauch auf der Bruſt zu tragen; und als er ſahe, daß ich zu dieſem Mittel kein groſſes Zutrauen hatte, ſo kehrte er ſich gegen einen neben ihm ſtehenden griechiſchen Prieſter, und ſagte zu ihm: „es iſt doch ein unwiſſendes Volk um die Franken, denn dieſer hier gilt bei ihnen für ſehr unterrichtet, und doch weiß er im geringſten nicht, was ihm nützlich iſt!“

Auch für die Heerden ſind dieſe böſen Blicke äußerſt gefährlich, und in den alten Dichtern findet man viele

Gestalt, als die schädlichen Wirkungen derselben auf die Heerden bemerkt werden *).

Mit diesen albernen Mitteln, die kleinen Kinder gesund und wohl zu erhalten, verbinden die griechischen Weiber auch noch andere, die durchaus schädlich zu seyn scheinen. Wenn z. B. das Kind schreit, so kaut die Mutter Kümmel, und haucht dann dem Kinde mit aller Gewalt in den Mund und in die Ohren. Was der Kümmel hierbei zu thun hat, kann ich nicht erklären, allein das starke Blasen in die Ohren muß nothwendig das Kind äußerst befremden, und kann es allerdings, wenigstens auf einige Zeit, zum Schweigen bringen. Um die Kinder schlafen zu machen, giebt man ihnen geriebene Muskatennüsse in Milch zu trinken; allein das Arzeneimittel, dessen sie sich am allermeisten bedienen, ist der venetianische Theriack. Bei dem geringsten Schmerz den die Kinder zu haben scheinen, wenn sie weinen, nicht schlafen oder nicht essen wollen, kurz in allen ihren Unpäßlichkeiten, sie mögen entstehen, woher sie wollen, nimmt sogleich die Mutter ihre Zuflucht zum Theriack, als zu einem allgemeinen und untrüglichen Mittel. Es vergeht fast kein Tag, daß nicht ein kleines Kind eine Dosis davon einnimmt, oder doch wenigstens ein Pflaster davon auf den Nabel bekommt, so daß man ohne Uebertreibung behaupten kann, daß im Archipel ein Kind in den ersten zwei Jahren seines Lebens mehr Theriack consumirt, als bei uns irgend jemand, und wenn er auch die größte Vorliebe für diese Arzenei hat, sein ganzes Leben hindurch. Die Armen, für die der Theriack ein zu theures Mittel ist, bedienen sich an seiner Statt des Kümmels, der im Orient äußerst häufig wächst, und woraus sie einen Teig bereiten, den sie den Kindern eingeben.

Dieser häufige Gebrauch erhitzender Arzeneimittel mag allerdings sein Nachtheiliges haben; allein die Mäu-

*) So läßt zum Beispiel Virgil einen Hirten sagen: noscio quis teneros oculo mihi fascinat agnos.

ner, die so behandelt worden sind, gehören zu den stärksten und kräftigsten auf der Erde, und die Weiber haben fast nirgends eine so vortrefliche Constitution, und dies scheint mir doch allerdings sehr zu ihrem Vortheil zu sprechen. Bei uns hingegen, wo Trotz aller unserer Aufklärung nur allzuoft die gesunde Erfahrung einer idealischen Theorie nachstehen muß, wird in der reichern Classe allgemein ein kühlendes Verhalten beobachtet, dessen Wirkung zu schwächen und zu entnerven; wir sehen aber auch täglich vor unsern Augen, was für hinfällige ewig leidende Wesen daraus entstehen.

Das Stillen der Kinder dauert gewöhnlich ein ganzes Jahr hindurch, und nie fällt es einer Griechin ein, diese heilige Musterpflicht durch eine andere um Lohn verrichten zu lassen. Bei aller dieser Sorgfalt für ihre neugebornen Kinder, vernachlässigen sie jedoch meistens dasjenige, was die Religion ihnen in Rücksicht derselben vorschreibt. Sie eilen nämlich bei weitem nicht so sehr wie die Katholiken, ihre Kinder taufen zu lassen, und in der ärmeren Classe ist es sehr gewöhnlich, daß die Eltern es so lange anstehen lassen, bis sie das Geld verdient haben das sie den Popen dafür bezahlen müssen, dieses dauert oft sehr lange, und die Popen thun eben so wenig wie unsere Geistliche irgend etwas umsonst.

In dem glücklichen Clima von Griechenland vollendet der Mensch viel schneller als in unsern nördlichen Gegenden seine körperliche Ausbildung, und beide Geschlechter erreichen weit früher ihre vollkommene Reife. Es ist nichts Seltenes auf den Inseln im Archipel Mädchen zu finden, die schon mit dem zehnten Jahre mannbar sind, und wenn sie 13 bis 14 Jahr zurückgelegt haben, so sind sie gewöhnlich vollkommen ausgewachsen. Natürlicherweise muß diese frühzeitige Reife des Körpers auch auf die moralischen Anlagen des weiblichen Geschlechtes Einfluß haben; die Griechinnen haben daher

alle ein lebhaftes feuriges Temperament; ſie ſind ſehr empfänglich für die Eindrücke der Liebe, und hängen mit der glühendſten Leidenſchaft an dem geliebten Gegenſtande; kein Opfer iſt ihnen zu theuer um ſich ſeine Zärtlichkeit zu erhalten, und ſie ſind in dieſem Stücke wahre Heldinnen. Allein man würde ſich ſehr irren, wenn man dieſe hohe Energie des Gefühls für eine Quelle von Verirrungen der Sinne und Ausſchweifungen halten wollte; dieſe zärtlichen und leidenſchaftlichen Geſchöpfe beſitzen im Gegentheil einen außerordentlichen Grad von Zurückhaltung. Wenn ihre Seele noch ſo heftig erſchüttert iſt, ſo behält doch ihr Aeußeres immer einen Anſchein von Ruhe und Würde bei, und die ängſtlichſte Beſcheidenheit leitet alle ihre Handlungen. Befinden ſie ſich aber dagegen mit dem Geliebten unter vier Augen, ſo überlaſſen ſie ſich deſto heftiger den Sturm ihrer lang verhaltenen Leidenſchaft, und nur hier allein genießt der Mann das Glück in einem Grade geliebt zu werden, wie er es nirgends anders auf der Erde zu werden hoffen darf.

So wie aber dieſe Mädchen mit der bezaubernden Liebenswürdigkeit der Fackel der Liebe folgen, ſo treten ſie auch mit aller weiblichen Würde an Hymens Altar. Die Bande, die ſie dort knüpfen, ſind unauflöslich, und in dieſen geheiligten Verbindungen, die ſie für unverletzlich halten, zeigen ſie ganz die nemliche Energie des Gefühle, das nämliche Feuer einer glühenden Seele, und die nämliche grenzenloſe Hingebung für den Gatten, die ſie je für einen Liebhaber haben können, und ſie verſtehen im höchſten Grade die Kunſt, den Tempel Hymens mit Roſen der Liebe zu beſtreuen.

Im ganzen Orient iſt es eine allgemeine Sitte, daß durchaus kein Mädchen ohne die Erſtlinge ihrer jugendlichen Blüthe zu beſitzen, vor den Altar Hymens treten darf; die Männer ſind in dieſen Ländern noch weit eifer-

süchtigen auf dieses vermeinte Vorrecht, als in irgend einem andern, und setzen einen so großen Werth darin, daß es im ganzen Orient einem Mädchen zur öffentlichen Beschimpfung und Entehrung, ja in einigen Gegenden sogar zu einem wirklichen Verbrechen gereicht, wenn sie diesen Schatz, der ohne die Eitelkeit der Männer fast gar keinen Werth hätte, bei ihrer Verheirathung nicht mehr besitzt. So streng aber auch diese Verbindlichkeit ist, so wird sie doch von den Muhammedanischen Frauenspersonen, die weit eingezogener leben müssen, strenger bewacht werden, und daher weniger Gelegenheit zu Fehltritten haben, weit pünktlicher beobachtet als von den Griechinnen. Diese leben ganz eben so frei und zwanglos, als die Europäerinnen, und erfüllen daher jene Verbindlichkeit nicht immer auf das genaueste. In solchen kritischen Fällen bedienen sie sich jedoch immer einer List, um wenigstens den äußern Schein zu vermeiden, und wissen dieses so geschickt einzurichten, daß sie der strengsten Forderung Genüge leisten, und die Eintracht unter den neuen Eheleuten nicht gestört wird. Es ist jedoch nur ein sehr seltner Fall, daß dergleichen Mittel, die Verirrungen einer frühern Liebe zu verbergen angewendet werden müssen, denn die griechischen Mädchen lassen sich nur äußerst selten dieses kostbare Gut rauben, dessen Besitz bei ihrer Verheirathung schlechterdings erforderlich ist; ihr Widerstand in diesem Punkte ist fast immer unbesiegbar und macht einen sonderbaren Contrast mit der Leichtigkeit, womit sie einem begünstigten Liebhaber erlauben, einzelne gestreute Blumen der Liebe zu pflücken.

Solche warme brennende Herzen müssen natürlicherweise mit Sehnsucht wünschen, den Mann bald zu finden, der ihrer Liebe werth ist. Daher wenden die Mädchen im Archipel mit Unbefangenheit mehrere Mittel an, um mit Gewißheit zu erfahren, ob der Gegenstand ihrer

Liebe ihr Gatte werden wird, oder, wenn ihr Herz noch frei iſt, um den Mann kennen zu lernen, den Hymen ihnen beſtimmt hat. Der heilige Johannes iſt in dieſem Puncte der Schutzpatron aller Griechinnen, an ihn wenden ſie ihre Bitten und ihr Gelübde, um durch ſeine Vermittelung eine baldige Veränderung ihres Zuſtandes zu bewirken. Den Abend vor dem Feſt dieſes Heiligen kommen ſie zuſammen, um ſich ausſchlieſſend mit dieſem intereſſanten Gegenſtand zu beſchäftigen. Zuerſt laſſen ſie Waſſer aus der Ciſterne holen; die Perſon aber, der ſie dieſes Geſchäft übertragen, darf durchaus kein einziges Wort dabei reden, die Veranlaſſung mag auch noch ſo dringend dazu ſeyn. Dieſes Waſſer heiſt daher auch das geheime Waſſer. Mit demſelben wird ein groſſes Gefäß angefüllt, welches ſo eingerichtet ſeyn muß, daß der Deckel mit einem Schlüſſel verſchloſſen werden kann, und jedes Mädchen legt zu daſſelbe einen Apfel, den ſie ſorgfältig bezeichnet, um ihn für den ihrigen wieder zu erkennen; hierauf wird es ſorgfältig verſchloſſen und auf die Terraſſe des Hauſes oder einen ſonſtigen hochliegenden Ort getragen, wo es die Nacht hindurch unter freiem Himmel ſtehen bleiben muß. Den andern Morgen, das heiſt am Feſte des heil. Johannes ſelbſt, kommen ſie nach geendigtem Gottesdienſte abermals zuſammen, und man kann ſich denken daß keine von ihnen lange auf ſich warten läßt. Hier werden einige Gebete an den heil. Johannes verrichtet, die im Grunde nur Anrufungen der Liebe ſind; hierauf wird das Gefäß mit einer religiöſen Sorgfalt und Feierlichkeit herbei gebracht, geöfnet und von jedem Mädchen eine kleine Quantität von dem geheimen Waſſer nebſt ihrem Apfel, der aber beſtimmt der ihrige ſeyn muß, in ein kleineres Gefäß gethan. Ueber dieſes machen ſie nun mit einer auſſerordentlichen, inbrünſtigen Andacht dreimal das Zeichen des Kreutzes, und ſagen dabei folgende Worte: „Groſſer

heiliger Johannes gieb, daß wenn ich N. heirathen soll, dieses Gefäß sich rechts umdrehe, daß es sich aber links umdrehe, wenn er mein Gatte nicht werden soll." Dasjenige Mädchen, so dieses Gebet verrichtet hat, faltet hierauf die Hände, so daß die Daumen in die Höhe und von einander entfernt stehen; eine von ihren Freundinnen stellt sich vor sie und faltet die Hände auf die nämliche Art. Hierauf wird auf diese solchergestalt in die Höhe stehenden vier Daumen das Gefäß gestellt, und dieses fehlt dann nie, wie man sagt, sich von freien Stücken rechts oder links umzudrehen, und dadurch zu bestimmen, ob der bezeichnete Mann der Gatte des mit Sehnsucht auf Antwort wartenden Mädchens werden wird oder nicht. Alle übrigen Mädchen befragen hierauf dieses seltsame Orakel wechselsweise auf die nämliche Art. Mehrere, sonst sehr vernünftige Personen haben mich versichert, daß sie selbst gesehen haben, wie das Gefäß sich herum gedreht hat; man würde auch wirklich übel bei den Griechen ankommen, wenn man behaupten wollte, der heil. Johannes habe an diesem Herumdrehen keinen Theil, sondern es sey eine natürliche Folge von der schwankenden und beweglichen Stütze, worauf das Gefäß ruhe, und wovon nur ein einziger Theil, nämlich nur ein Daumen sich im mindeste verrücken dürfe, was doch bei dem besorglichen Zustande, worin sich die Mädchen befinden, so äußerst leicht möglich wäre, um das Gefäß in eine schwache Bewegung zu setzen, die in den Augen von Menschen, die mit Vorurtheilen eingenommen sind, für einen Anfang von Herumdrehen desselben könne gehalten werden.

Bei diesem ersten Versuch, in der Zukunft zu lesen, lassen es jedoch die Griechinnen in diesem Tage nicht bewenden. Wenn die Probe mit dem herumdrehenden Gefäß vollendet ist, so waschen sie sich auch mit dem gehei-

nen Waſſer, worin ihre Aepfel geſchwommen haben; hierauf gehen ſie in die Straße, und der erſte Mann, deſſen Namen ſie hier ausſprechen hören, iſt der ihnen vom Schickſal beſtimmte Gatte.

Während die Mädchen ſich mit dieſen Angelegenheiten ihres Herzens beſchäftigen, beobachten auch die Weiber die ihnen als Mütter obliegenden Gebräuche; ſie bringen nämlich einen Theil des Johannestages damit zu, daß ſie das Salz, womit ſie ihre neugebornen Kinder bedecken, mit mancherlei Ceremonien ſein ſtoßen und ſorgfältig aufheben. Auch legt jedes Weib und Mädchen außer den Aepfeln, welche die Letztern mit ihren Freundinnen in das Gefäß mit geheimen Waſſer verſchließen, am Abend vor dem Johannistage noch einen andern Apfel in ein Gefäß mit Waſſer, der ebenfalls bis zum andern Morgen darin liegen bleibt. Dieſer ſo eingeweihte Apfel iſt das köſtlichſte Geſchenk der Liebe oder der Freundſchaft; die Frauen geben ihn dem Mann, der ihnen nach ihrem Gatten der liebſte iſt, und die jungen Griechen ſetzen den höchſten Werth darin, einen ſolchen Apfel als ein Pfand der Liebe oder der vorzüglichen Freundſchaft zum Geſchenk zu erhalten.

Der Johannistag iſt faſt in allen Ländern der Erde ein merkwürdiger Tag; man kennt die mancherlei Gebräuche, die bei uns an demſelben ſtatt haben, und die Vorurtheile, die der gemeine Mann in Rückſicht deſſelben hegt. In einem Theile von Frankreich richtet ſich die Heuerndte beſtimmt nach dem Johannistag, und das Heu mag reif genug ſeyn oder nicht, ſo wird es unabweichlich den Tag nach dieſem Feſte abgemäht. Der Grund davon mag wohl darin liegen, weil dieſes Feſt gerade in die Sommerwende fällt, um welche Zeit beträchtliche Veränderungen in der Atmoſphäre vorgehen, die von dem gemeinen Volk auf Rechnung dieſes Heiligen geſchrieben werden. In der ganzen Levante hat

man den Glauben, daß an diesem Tage die Pest aufhöre, und die Griechen im Archipel sind überzeugt, daß wenn sie an demselben eine gewisse Enthaltsamkeit beobachten, der heil. Johannes sie das ganze Jahr hindurch vor dem Fieber bewahrt. Sie essen daher an diesem Tage weder Fleisch noch Fische und nicht einmal Brod, sondern ihre ganze Nahrung besteht in Gemüse und Obst. Dieses Vorurtheil pflanzt sich von einer Generation zur andern fort, obgleich die Erfahrung schon genugsam bewiesen hat, daß der Zweck, den man durch dieses Fasten erzielt, nicht immer dadurch erreicht wird.

Im Archipel, so wie überhaupt in einem großen Theile des Orients kauen die Frauenspersonen fast unaufhörlich Mastix, ein aus dem auf der Insel Scio vorzüglich wachsenden Mastixbaum herausfließendes Harz; sie schreiben ihm die Eigenschaft zu, daß es die Zähne gesund erhalte und einen lieblichen Athem bewirke. Da aber nicht alle Weiber im Archipel, wo eine große Armuth herrscht, im Stande sind, sich Mastix von Scio zu verschaffen, und sie doch ebenfalls gewohnt sind immer etwas im Munde zu haben, so bedienen sie sich des Harzes, das von der Attractilis gummifera Lin. einer auf den Inseln Milo und Argentiere, und wahrscheinlich auch noch auf mehrern andern Inseln des Archipels wildwachsenden Pflanze gewonnen wird. Sie blüht erst im Oktober, das Harz aber, das sie eben so, wie der Mastixbaum in großen gelblichweißen Tropfen ausschwitzt, wird schon im Julius und August gesammelt.

Die meisten Griechinnen haben zwar schon von Natur eine frische und blühende Gesichtsfarbe, allein dennoch suchen sie die Lebhaftigkeit des Colorits noch durch die Kunst zu erhöhen. Wo ist auch das Land, in dem die Schönheit mit sich selbst zufrieden wäre! Im Archipel aber bedient man sich doch wenigstens keiner scharfen kaustischen und die Häute austrocknenden Säfte dazu, wie

in andern Ländern, sondern die Mittel, die man anwendet, sind im höchsten Grade einfach. Vor alten Zeiten legten die Griechinnen nicht nur roth, sondern auch weiß auf; dies ist jedoch heut zu Tage, wenigstens bei den Griechinnen auf den Inseln im Archipel, nur selten der Fall, und wenn es geschieht, so wird weiter nichts dazu genommen, als sehr kleine weiße einschalige Muscheln, die zum Geschlecht der Porzellanschnecken gehören. Diese werden sorgfältig gewaschen, zu einem äußerst feinen Pulver zerstoßen, und dann durch hinzugedrückten Citronensaft in einen schönen blendendweißen Teig verwandelt.

Die rothe Schminke aber, deren sich die Griechinnen häufig bedienen, wird aus einer sehr schönen Irisart bereitet, die aus den griechischen Inseln, wo sie in den allerödesten Gegenden wild wächst, zu uns gebracht worden ist, und jetzt eine Zierde unserer Blumenbeete ausmacht. Ihre langen, spitzig zulaufenden Blätter, und ihr Stengel, der über einen Fuß hoch wird, haben eine sehr schöne grüne Farbe; die Blume ist äußerlich hellviolet, und am Innen hellgelb mit dunkelgelben Streifen; die Staubfäden sind gelb und die Früchte schwarz und sehr unregelmäßig gestaltet. Die Griechen nennen diese Pflanze Agriokrinon, oder wilde Lilie, weil sie in der That ein lilienartiges Gewächs ist, ohne jedoch eine wirkliche Lilie zu seyn.

Aus den Zwiebeln dieser Iris wird auf folgende Art eine Schminke bereitet: Man reinigt sie zuerst von ihren äußeren Schalen, und dann sehen sie weiß aus wie Schnee; hierauf werden sie fein gerieben, das Mark ins Wasser gelegt und dreimal in immer frischem Wasser gewaschen, wobei es jedesmal durch ein äußerst feines Stück Leinewand durchgetrieben werden muß. Wenn dieses zum drittenmal geschehen ist, so werden die Treber weggeworfen, und man läßt dieses helle Wasser 12

bis 15 Stunden stehen um sich zu setzen; nachher wird das Wasser sachte abgegossen, und nun findet man auf dem Boden des Gefäßes einen äußerst feinen Satz. Dieser wird getrocknet, zu einem feinen Pulver zerrieben und in wohlverstopften Flaschen oder Töpfen aufgehoben, wo es sich äußerst lange hält. Wenn man Gebrauch davon machen will, so nimmt man etwas davon zwischen die Finger, legt es auf die Wangen, und reibt es etliche Minuten lang mit der flachen Hand sanft ein. Im Anfange verursacht dieses Einreiben ein leichtes Brennen, die Wangen färben sich aber mit dem lieblichsten Roth, das weder durch Erhitzung noch durch Schweiß, noch durch irgend eine andere Ursache verwischt werden kann, denn es besteht nicht in einer blos außerhalb aufgetragenen Materie, sondern es steckt in der Haut selbst. Auch hat man nicht nöthig dieses Verfahren oft zu wiederholen, denn die Farbe hält sich mehrere Tage lang, und man kann sich waschen, wie man will, ohne es zu verwischen.

Ich hatte mir anfänglich eingebildet daß dieses blendendweiße Pulver, das nur dadurch die Wangen roth färbt, weil es in die Poren eindringt, nothwendig der Haut schaden und sie gänzlich verderben müsse. Allein zu meinem großen Erstaunen habe ich bemerkt, daß es keinesweges diese Folge hat; bei mehrern alten Weibern, die sich von ihrer frühen Jugend an dieser Schminke bedient hatten, war die Haut nicht im geringsten davon angegriffen, sondern der Gebrauch dieses Irispulvers schien ihr vielmehr eine frische Farbe erhalten zu haben. Nur das einzige Unangenehme habe ich daran gefunden, daß es stark nach dem Kraute riecht; allein diesem Fehler würde leicht abzuhelfen seyn, wenn bei der Verfertigung des Pulvers Rücksicht darauf genommen würde.

Ein seltsamer Gebrauch, den die Frauenspersonen im ganzen Archipel aus Eitelkeit beobachten, besteht dar-

in, daß ſie vom erſten März bis Oſtern ſich den Vorderarm nahe an der Hand-Wurzel mit Seidenfäden von verſchiedenen Farben umwickeln; die Reichen miſchen wohl auch einen Goldfaden darunter. Sie halten dies nämlich für ein zuverläſſiges Mittel, um ſich gegen die Hitze im Monat März zu ſchützen, die nach ihrer Meinung der Geſichtsfarbe am allernachtheiligſten iſt. In der Oſternacht, die von allen Griechen faſt ganz in der Kirche zugebracht wird, zünden die Frauensperſonen vor der Thüre Feuer an, werfen alle dieſe Fäden hinein, die ſie die Faſten hindurch als ein Armband getragen haben, und bitten dabei Gott, daß er von jedem Vater, der ſeine Tochter lieb habe, das Unglück abwenden möge, ſie durch die Hitze des März verunſtaltet zu ſehn.

Die Griechen ſehen es für eine Pflicht gegen die bürgerliche Geſellſchaft an, ſich jung zu verheirathen; daher findet man unter ihnen keine ſo große Menge von alten Hageſtolzen, die durch Gründe der kälteſten Gefühlloſigkeit zu dieſem egoiſtiſchen Alleinſeyn veranlaßt werden, und die ein wahres Verderben für die Sitten ſind. Die griechiſchen Mädchen brauchen nicht oft das Johannisfeſt mit ihrem geheimen Waſſer zu feyern, und die jungen Männer eilen, ſich mit den reizenden Geſchöpfen zu verbinden, die ihre eigenen Herzen und nie ihre Eltern ihnen ausgeſucht haben. Alle ihre Verbindungen werden aus Liebe geſchloſſen, und nie miſcht ſich ein niedriger Eigennutz darin; dergleichen Fälle, wo intereſſirte Abſichten das Band der Ehe veranlaſſen, werden wenigſtens auf den Inſeln des Archipels, wo die Lebensart einfacher iſt, und wo man weniger der Habſucht und dem Ehrgeiz fröhnt, als in den großen Städten, durchaus nie gefunden. Daher haben auch Eheſcheidungen, ob ſie gleich bei den Griechen erlaubt ſind, ſelten anderswo ſtatt, als in den größern Handelsſtätten, und auch hier wieder ausſchließlich nur in der reichern Claſſe der Einwohner,

bei denen kaufmännische Speculationen oft die Stelle der Gefühle vertreten; bei den Insulanern aber sind dergleichen Auflösungen der heiligsten Bande außerordentlich selten. Man findet bei ihnen die eheliche Liebe in ihrer ganzen Stärke, und dies ist eine von den achtungswerthesten Tugenden, die man an den neuern Griechen zu rühmen hat!

Wenn die beiden Familien der jungen Leute über das Heirathsguth mit einander überein gekommen sind, so wird sogleich auch, ohne die Sache lange zu verschieben, der Hochzeittag bestimmt. An diesem wird das junge Paar mit einem großen Gefolge in die Kirche geführt. Der Zug geht sehr langsam und mit abgemessenen, feierlichen Schritten; man sucht ihn aber durch Gesänge und Tänze zu beleben, und gewöhnlich werden vor demselben Fackeln, als Sinnbilder von den Fackeln Amors und Hymens hergetragen. Sobald das Brautpaar aus dem Hause Hymens heraus tritt, so wird es von allen Seiten mit ganzen Händen voll Baumwollkörner geworfen; dies geschieht noch einmal in der Kirche im Augenblick der Priesterlichen Einsegnung, und soll andeuten, daß man den jungen Leuten ein glückliches Leben, und so viele Jahre wünschet, als man Körner hingeworfen hat. Wohlhabendere Personen mischen unter die Körner auch kleine Silbermünzen und die Reichen sogar türkische Zechinen, oder kleine Goldmünzen die ohngefähr 2 Rthlr. sächsisch betragen mögen.

Der Bräutigam wählt sich einen Pathen, und die Braut eine Pathe, und beide werden dann von diesen nicht mehr verlassen, bis die Ceremonie ganz vorüber ist. An der Thüre der Kirche wird der Zug von dem Popen empfangen, der zwei Kränze von Blättern, die mit Banden und Spitzen verziert sind, einsegnet und den jungen Leuten auf den Kopf setzt; eben so segnet er auch zwei Ringe ein, einen von Gold und den andern von Silber,

und ſteckt ſie ihnen an die Finger. Während der Feierlichkeit vertauſcht er jedoch häufig die Kränze und die Ringe, und giebt wechſelsweiſe jedem den Kranz und den Ring des andern, doch ſo, daß der goldene Ring am Ende dem Mann und der ſilberne der Frau bleibt. Nach dem Popen werden dieſe Umtauſchungen zuerſt von den Pathen und dann auch von allen Verwandten verrichtet, ſo daß man ſehr lange in der Kirche bleiben muß. Endlich beſchließt der Pope die Ceremonie damit, daß er ein Brod nimmt, es in kleine Stückchen zerſchneidet und ſie in einen großen Becher voll Wein legt; hiervon nimmt er zuerſt einen Löffel voll für ſich, und dann theilt er auch an das Brautpaar und an alle Anweſende davon aus. Hierauf kehrt man in der nemlichen Ordnung in das Haus wieder zurück, aus dem der Zug weggegangen war, und in welchem unterdeſſen der Hochzeitsſchmaus zubereitet worden iſt; die Verwandten der jungen Leute und die beiderſeitigen Freunde ſchicken hierzu alle Arten von Lebensmitteln in Menge, und da die Griechen große Freunde von ſolchen feſtlichen Gelagen ſind, ſo bringen ſie gewöhnlich mehrere Tage bei einer ſolchen Hochzeit zu.

In einigen Gegenden von Griechenland iſt es gebräuchlich, daß wenn die junge Frau aus der Kirche zurück und an die Thüre von ihres Mannes Wohnung kommt, auf die Schwelle der Thüre ein feines Sieb geſtellt und mit einem Teppich überdeckt wird, auf welches ſie treten muß. Sollte nun das Sieb, worauf ſie aber wie man ſich denken kann, ſo feſt als möglich auftritt, nicht unter ihrem Fuße entzwei gehen, ſo würde dieſes in ihrem Mann einen großen Verdacht gegen ſie erregen; er iſt jedoch ruhig und vollkommen zufrieden, wenn ſie dieſe Probe mit dem Sieb gehörig überſtanden hat. Wenn zuletzt die Pathe die junge Frau in das hochzeitliche Bett gebracht hat, ſo wird auch der junge Mann durch ſeinen Pathen herbei geführt. Nunmehr werden ſie zwar allein

gelaſſen, allein die Pathen bleiben nebſt den Verwandten und ſogar allen Freunden in einer angrenzenden Stube und kommen von Zeit zu Zeit zurück, um ſich zu erkundigen, ob alles zu beiderſeitiger Zufriedenheit abgelaufen ſey. Wenn ihnen endlich geſagt wird, daß alles ſeine Richtigkeit hat, ſo bringen ſie den jungen Eheleuten eine ſehr geſchmackvolle Kraftbrühe, die ſie im Bett und in Gegenwart der ganzen lärmenden Geſellſchaft genieſſen müſſen, und nachher erſt werden ſie im Etuiſe allein gelaſſen.

Die vermeinten Zeichen der Unſchuld, worin die Eitelkeit der Männer einen ſo hohen Werth ſetzt, kommen jedoch nicht immer in der erſten Hochzeitnacht zum Vorſchein; oft vergehen mehrere Nächte und manchmal zwölf Monate, ehe es dahin gebracht werden kann. Dies iſt aber alsdann nicht mehr die Schuld der Frau, ſondern der Mann iſt in dieſem Falle behext; ſeine Neider und Feinde haben nämlich Zaubermittel angewendet, wodurch er aufgehört hat Mann zu ſeyn. Wenn man nicht im Stande iſt, dieſen Zauber zu löſen, ſo muß das arme Paar ſich wieder trennen und die Ehe wird gänzlich aufgehoben. Beide Theile dürfen hierauf eine andere Verbindung eingehen, und in dieſer kann ihnen das unglückliche Schickſal nicht mehr wiederfahren, das ſie in der erſten betroffen hat.

Das Zaubermittel aber, wodurch die Eheleute gebunden werden, (dieſen Ausdruck brauchen die Griechen, und er bezeichnet beſonders das bei uns ehmals ſo ſtark im Gang geweſene Neſtelknüpfen) beſteht darin, daß der Feind, der ihnen ſchaden will, unter Anrufung des Teufels, einen ganz lockern Knoten in eine Schnur macht; in dem Augenblick nun, wo der Pope das junge Paar einſegnet, zieht der Feind dieſen Knoten feſt zu und ſagt dabei: ſo verbinde ich hierdurch N. und N. und den Teufel zwiſchen beide! Mehr wird nicht

erfordert, und die Ohnmacht des Mannes dauert ſo lange fort, bis die Knoten wieder aufgelößt ſind; ſollte aber die unglückliche Schnur verloren gehen, oder ihr Feind ſich beharrlich weigern, die Knoten aufzulöſen, ſo würde eine allgemeine Abſpannung des ganzen Körpers den jungen Mann zuletzt ohnfehlbar ins Grab führen, wenn man nicht eilte, die Ehe bald wieder zu trennen, daß ſolche Fälle wirklich ſtatt haben; lehrt leider nur allzu häufig die Erfahrung; allein dieſe zufällige Schwäche des Körpers iſt immer eine Folge von der Schwäche des Geiſtes, denn alle Griechen haben, wenn ſie heirathen, eine ganz unglaubliche Furcht vor dieſem Neſſelknüpfen. Hierzu kommen noch die mancherlei desfalſigen Beſorgniſſe, welche weder die Eltern und die Verwandten noch auch die Braut ſelbſt vor dem Bräutigam verbergen; er betritt daher zitternd und voll Angſt den Tempel Hymens, und nun darf nur das geringſte dazwiſchen kommen, was dieſe Furcht zu rechtfertigen ſcheint, ſo bringt die Erſchütterung ſeiner Einbildungskraft das ſo ſehr gefürchtete Uebel wirklich in ihm hervor. Ich habe in der That die ſonderbarſten Beiſpiele von dieſer Verirrung der Immagination geſehen. Man wandte ſich dabei an die Popen, die weder Gebete noch Weyhwaſſer ſparten, und an alte Weiber, die in dem allgemeinen Rufe ſtanden, daß ſie Geheimniße beſäßen, wodurch dieſe Art von Zauber wieder aufgelößt wurde. Man ließ die jungen Leute ganz nackend mitten im Zimmer auf der bloßen Erde und mit dornichten Geſträuche dicht umgeben, ſchlafen; man wickelte ſogar einmal den Mann in Blätter von Diſteln ein, und ließ ihn unter den ſchrecklichſten Schmerzen eine Nacht ſo zubringen; allein alle dieſe Mittel halfen nichts und der Teufel war ſchlechterdings nicht eher zum Weichen zu bringen, bis die Ehe wieder getrennt wurde. Ich ſahe verſchiedenemal einen jungen Mann ſich in dieſem Zuſtande Monate lang ver-

gebens martern; und dann, sobald es geschieden war, und eine andere Ehe eingegangen hatte, seine ganze vorige Energie wieder bekommen.

Wenn aber die Vollziehung der Ehe durch kein solches Zaubermittel gestört worden ist, so muß der Mann dafür sorgen, daß die junge Frau in der ersten Nacht, sie mag auch noch so sehr vom Durst gequält werden, durchaus nichts trinke. Auch darf sie vier Tage lang das Zimmer nicht verlassen und sich der Luft aussetzen und acht Tage lang darf sie nicht die allergeringste Arbeit verrichten. Dergleichen Mittel sollen, wie die Griechen behaupten, zur Fortpflanzung beitragen, und wenn man nach der Menge von Kindern urtheilen wollte, die man überall in diesem Lande sieht, so müßte man sie in der That für sehr wirksam halten, denn man begegnet fast niemals einer Frau, die nicht ein kleines Kind und oft auch zwei auf dem Arme trüge. Die Folgen dieser glücklichen Fruchtbarkeit werden jedoch bald wieder durch den eisernen Druck des Despotismus, der mit der Natur in ewigen Krieg ist, zernichtet.

Es giebt im Orient keine Weiber, die es wie bei uns zu einem Erwerbszweig machen, ihren eigenen Kindern die Brust zu entziehen, um Fremde daran zu stillen; man kennt dort diese abscheuliche Vertauschung nicht, wodurch die Gefühle der Natur in ihrer Quelle vertrocknet und die Undankbarkeit mancher Kinder gegen ihre Mütter, die sich freiwillig aller Rechte auf die Liebe derselben begeben haben, gewissermaßen entschuldiget werden. In Griechenland bekommen die Kinder ein ganzes Jahr lang keine andere Nahrung als die Milch ihrer Mutter; hierdurch werden sie auf ewig an den Busen gefesselt, aus dem sie diese erste und einzige Erquickung geschöpft haben, und dies ist vielleicht eine von den Hauptursachen, warum alle Griechen eine so grenzenlose Liebe zu ihren Müttern hegen.

Die Arzneikunde beſteht auf allen griechiſchen Inſeln gröſtentheils nur in geheimnißvollen, abergläubiſchen Gebräuchen, und es giebt auf keiner derſelben eigentliche Aerzte; ich muß jedoch, was mehr dem Clima zum Lob als der Wiſſenſchaft zum Nachtheil gereicht, noch beifügen, daß man ſich im Ganzen genommen ſo wohl daſelbſt befindet, daß man die Aerzte gar nicht vermißt. In den gewöhnlichen Krankheiten wendet man ſich an eine alte Frau, die irgend ein empiriſches Recept beſitzt, und die ohne Unterſchied, aber doch häufig mit dem beſten Erfolg, gebraucht werden. Ich will hier einige wenige davon anführen, um wenigſtens zu zeigen, in welchem Zuſtande ſich heut zu Tage die Arzneikunde in einem Lande befindet, in dem ſie vor Alters von großen unſterblichen Männern getrieben worden iſt.

Auf das Aderlaſſen wird ſehr viel gehalten, allein am Arm darf es nur ſo ſpät als möglich vorgenommen werden, weil ſie ſich einbilden daß die erſte Aderlaß am Arm in der ſchwerſten Krankheit im Stande iſt ſie vom Tode zu retten; deſto häufiger laſſen ſie jedoch am Fuß zur Ader und es iſt ſchwer ſie davon abzubringen. Ich wurde einmal in einer kleinen Inſel des Archipels zu einem Mädchen gerufen, der ich am Fuß zur Ader laſſen ſollte, allein nach der Beſchaffenheit ihrer Krankheit glaubte ich durchaus auf eine Aderlaß am Arm dringen zu müſſen; es dauerte jedoch ſehr lange bis ſich die Eltern und der Patient ſelbſt hierzu entſchließen konnten. Das Blut wurde, ohne daß ich es wußte, ſogleich weggeſchüttet, und als ich auf den Abend darnach fragte, ſo ſagte man mir, daß es unmöglich hätte ſchlecht ſeyn können, weil es das erſte geweſen wäre, ſo man dem Mädchen aus dem Arm gezogen hätte.

Die alten Aerzte im Orient haben bekanntermaßen äußerſt häufig Salbungen mit Oel verordnet; dieſer Gebrauch hat ſich jedoch bei den neuern Griechen nicht er-

halten und es ist ein äußerst seltener Fall, daß sie in ihren Krankheiten zu diesen Salbungen mit Oel ihre Zuflucht nehmen. Auch mit dem Sacrament der letzten Oelung verbinden die Griechen keine andere Idee, als die Katholiken; man sieht an der Art wie sie es administriren und an der geringen Quantität Oel, so davon genommen wird, daß sie die Idee eines Heilmittels damit verbinden.

In den Kinderblattern wird kein anderes Mittel gebraucht als Hirschhorn im Wasser aufgelöst. [illegible] Verstopfungen im Unterleib, und gegen Entzündungen wird Dosten oder Wohlgemuth, der hauptsächlich auf der Insel Siphanto gefunden wird, in Wein gekocht und äußerlich als Topisches Mittel aufgelegt. Ich kann versichern, daß ich von diesem Mittel sehr oft die beste Wirkung gesehen habe, indem es besonders sehr bald die Schmerzen vermindert; allein es würde durchaus keine Wirkung hervorbringen, wenn es nicht von geheimnißvollen Gebräuchen begleitet würde; es darf z. E. nur an einem gewissen Tage in der Woche und in einer gewissen Mondswandelung aufgelegt werden; man muß dabei den Kranken in den Schein dieses Gestirnes legen, ihn mit Salz bestreuen, einige geheimnißvolle Worte über ihn aussprechen, und dann erst darf man die Salbe auflegen.

Um die Euterung der Geschwüre zu befördern und um alle Arten von Geschwulst zu vertreiben, bedienen sie sich der Blätter der Opuntie, die eine Viertelstunde in der glühenden Asche geröstet, und dann so heiß als man es nur aushalten kann, aufgelegt werden. Auch bei dem Podagra bedient man sich dieses Mittels mit dem auffallendsten Erfolg.

Von den verschiedenen Mitteln, deren sie sich gegen den Biß der Schlangen bedienen, werde ich weiter unten bei Gelegenheit dieser Thiere reden.

Auf jeden Fall muß aber der Tod dem Leben des Menschen einmal ein Ende machen, man mag nun alte abergläubige Weiber oder gelehrte Aerzte um Rath fragen, und es ist nicht so ganz ausgemacht, ob man in den Ländern, wo es keine Aerzte giebt, früher stirbt als in den andern, wo sie in Menge vorhanden sind; was freilich nicht die Schuld der Arzeneikunde sondern des ausschweifendern und unregelmäßigern Lebens der Menschen ist. In Griechenland wird einem der Tod dadurch erleichtert, daß man überzeugt seyn kann, daß man noch sehr lange in den Herzen seiner zurückgelassenen Verwandten und Freunde fortleben werde. Ich habe nie in meinem Leben solche lebhafte Aeußerungen des tiefsten, wahresten Schmerzes gesehen, als die Griechen bei dem Tode geliebter Personen an den Tag legen. Es sind höchst rührende Scenen, wenn alle Anwesende mit den heißesten Thränen ihrem abgeschiedenen Freunde das zärtlichste Lebewohl nachrufen, und man wird um so mehr dadurch erschüttert, weil es nicht Aeußerungen von Schmerz sind, denen der bloße Wohlstand Zeit und Maß vorschreibt, sondern weil wirklich in jeder Bewegung der reinste Ausdruck von Wahrheit liegt.

Auch irren die Schatten der Verstorbenen nicht verlassen auf den einsamen Gräbern umher; oft werden diese von den zurückgelassenen Gatten, Kindern, Verwandten und Freunden besucht, und bei Erfüllung dieser Pflicht, welche andere Völker, die sich rühmen gebildet und aufgeklärt zu seyn, als ihrer unwürdig verwerfen, als wenn ihre Aufklärung in einem hohen Grad von Gefühllosigkeit bestünde, wird in den Griechen das Gefühl ihres Schmerzes immer aufs neue rege. Häufig werden dem geliebten Verstorbenen Geschenke von Kuchen, Wein, Reis, den ausgesuchtesten Baumfrüchten und andern mit Blumen und Bändern gezierten Speisen auf das Grab getragen; dort werden sie unter alle Umstehende

vertheilt und sogleich verzehrt, und eine solche Mahlzeit zum Gedächtniß des Verstorbenen, woran man denselben gleichsam noch Theil nehmen läßt, heißt Coliva und wird jedesmal unter unzähligen Thränen gefeiert. Auch wird ein ganzes Jahr lang alles Fleisch und alle Früchte, die der Verstorbene gegessen haben würde, unter die Armen vertheilt. Die äußern Zeichen des Schmerzes sind nicht weniger auffallend; die Männer lassen sich die Bärte wachsen, die Weiber vernachlässigen ihren Anzug, meiden alle öffentlichen Zusammenkünfte, sogar die in der Kirche, werden auf das sorgfältigste vermieden.

Ich wurde einmal in aller Eile zu einer jungen höchst liebenswürdigen Papadia gerufen, so heißt, wie ich oben gesagt habe, die Frau eines Popen oder Priesters, um ihr zur Ader zu lassen; sie wäre, hieß es, auf eine starke Arzenei, die man ihr eingegeben habe, in eine tiefe Ohnmacht gefallen. Ich fand sie in einem zwar ziemlich großen Zimmer, in welchem aber die Anwesenheit von fast 200 Personen eine so schreckliche Hitze verursacht hatte, daß die gesundeste Person darin hätte ersticken mögen. Sobald ich hinein kam, wurde mir von allen Seiten Platz gemacht, und es herrschte eine tiefe Stille, die nur durch Schluchzen und Seufzer unterbrochen wurde; alle Augen hiengen ängstlich an meinem Munde, als wenn von mir das Urtheil über ihr Schicksal ausgesprochen werden sollte. Die junge Frau lag ohne Lebenszeichen auf einem Bette, schien jedoch nur zu schlummern, so wenig hatte ihr Gesicht das blühende Colorit der Jugend verloren; allein sie war ohne Bewegung, ohne Athem und ohne Puls, die äußersten Theile ihres Körpers waren kalt, einige Tropfen flüchtiges Alcali, die ich ihr in die Nase brachte, blieben ohne Wirkung und es waren alle Kennzeichen vorhanden, daß sie nicht mehr existirte. Ich mußte ihr zur Ader lassen, es floß aber kein Blut, und ich glaubte nunmehr erklären zu müssen,

daß keine Hofnung sie wieder ins Leben zurück zu rufen, mehr vorhanden sey. Kaum hatte ich diese Worte ausgesprochen, so drängten sich alle Anwesende um das Bett herum, zerschlugen sich das Gesicht, rauften sich die Haare aus und jammerten in den Tönen der schrecklichsten Verzweiflung; sie riefen die Verstorbene mit lauter Stimme, bathen sie, noch ferner leben zu bleiben, und beschworen sie auf das rührendste, sie doch nicht zu verlassen. Ich befand mich in der That in der schrecklichsten Verlegenheit, denn niemand bemerkte mich mehr, niemand bekümmerte sich mehr um mich; ich wurde von allen Seiten gedrängt und gestoßen, und hatte alle mögliche Mühe, mich durch diese Menge von Menschen durchzudrücken, und einen Ort zu verlassen wo alle Anwesenden vor Schmerz wahnsinnig zu seyn schienen.

Den andern Tag sah ich auch das Leichenbegängniß dieser Frau; sie wurde mit entblößtem Gesichte und in ihren Hochzeitkleidern auf einer Bahre getragen. Ihr Mund war mit Baumwolle angefüllt, denn es ist ein allgemeiner Gebrauch bei allen Völkern des Orients, daß sie alle Oefnungen des Leichnammes sorgfältig mit Baumwolle zustopfen. Eine Menge Menschen schlossen sich von allen Seiten an den Zug an, und die Verwandtinnen der Verstorbenen zeichneten sich besonders durch ihre Klagen und durch die unmäßigen Aeußerungen ihres Schmerzes aus; sie zerschlugen und zerrissen sich die Brust, ihr langes Haar fiel frei und ungeflochten über ihren Hals und ihre Schultern herab; und zuweilen rissen sie sich Hände voll davon aus; sie zerkratzten sich die Backen, und ihre Thränen vermischten sich mit den herabfließenden Blutstropfen. Es ist nicht möglich alle Excesse des Schmerzes zu schildern, denen sich diese lebhaften und feurigen Frauenspersonen hingaben, ich wurde so tief dadurch erschüttert, daß ich auf lange

Zeit den Eindruck davon nicht mehr aus meiner Seele verwischen konnte.

## Achtzehntes Kapitel.

Zustand des Ackerbaues auf den Inseln im Archipel — Häufiges Unkraut — Gebräuche bei der Aussaat — Zweimonatliches Getraide — Verfahren, das Getraide aufzuheben — Hasen — Jagdhunde — Füchse — Maulwürfe — Wiesel — Vögel, die sich theils beständig theils nur eine Zeitlang auf ihrer Wanderung auf den Inseln des Archipels aufhalten — Schildkröten — Fische im Archipel — Wichtigkeit der Fischerei im Archipel — Seeigel — Polypen — Seenesseln — Schwämme.

Ich habe schon verschiedenemal Gelegenheit gehabt von dem Ackerbau der Griechen zu reden, und will hier noch einige Nachrichten über den Zustand desselben in der Levante überhaupt beifügen. Er ist sonst bei allen Nationen die reichste Quelle von Wohlstand, allein da, wo die Menschen in Sclaverei und unter einer willkürlichen gewaltsamen Verfassung seufzen, wird trotz dem fruchtbarsten Clima und Boden der Ackerbau unfehlbar vernachlässiget werden. In den meisten Inseln des Archipels besitzen die Landleute weder Vermögen noch Industrie. Ein schlechter Pflug, dessen Eisen kaum die Oberfläche der Erde durchschneidet, wird von zwei elenden Ochsen gezogen; der Acker wird nur einmal gepflügt ehe man ihn besäet, und der Sämann geht unmittelbar hinter dem Pfluge her, und streut den Samen rechts und links aus. Den Gebrauch der Egge kennen sie nicht; daher wird aber auch ein großer Theil des ausgestreuten Samens wieder eine Beute mehrerer Arten von Vögeln, besonders der Holztauben, die sämtlich zur Zeit der Aussaat, das heißt im November daselbst ankommen.

Da man bei der Auswahl des Samens ſehr nachläſſig zu Werke geht, ſo wächſt eine Menge Unkraut zugleich mit demſelben auf, und hierdurch wird nicht nur die Erndte erſchwert, ſondern das Getraide ſelbſt wird durch dieſe Beimiſchung fremder Subſtanzen der Geſundheit oft ſehr nachtheilig. Vorzüglich häufig wächſt Trespe daſelbſt, und da man ſich keine Mühe giebt ſie von dem guten Getraide abzuſondern, beſonders nicht in den Jahren des Mangels und der Hungersnoth, die doch ſehr häufig eintreten, ſo fühlt man oft auf das empfindlichſte die ſchädlichen Folgen von ihrer Einmiſchung in das Brod.

Die Griechen glauben jedoch dieſe Nachläſſigkeit, womit ſie ihre Feldarbeiten verrichten, durch abergläubiſche Gebräuche wieder gut machen zu können, und beobachten daher dieſe mit der gewiſſenhafteſten Genauigkeit. Der erſte Tag der Ausſaat iſt gewöhnlich ein Feſttag für den Eigenthümer von Ländereien; er zieht an demſelben ſeine ſchönſten Kleider an, ladet alle ſeine Freunde zu ſich ein und verlebt den Tag in Herrlichkeit und Freude. So lange die Ausſaat dauert, darf keinem Nachbar weder Feuer gegeben, noch ihm erlaubt werden, welches aus dem Hauſe zu holen; dies iſt die einzige Verſicht, wodurch die Griechen ihr Getraide gegen die Fäulniß zu ſchützen ſuchen.

Unter den bei ihnen bekannten Getraidearten iſt beſonders auch dasjenige merkwürdig, ſo ſie dimiriti, das heißt, das zwei monatliche nennen, weil es von dem Tag der Ausſaat an wirklich nur zwei höchſtens drei Monate bis zu ſeiner vollkommenen Reife nöthig hat. Dieſe Getraideart wird in der Levante ausnehmend hoch geachtet, denn ſie giebt verhältnißmäßig mehr Mehl als alle übrigen, und das daraus bereitete Brod iſt ſchöner und geſchmackvoller. Sie wird im März oder zu Anfang Aprils geſäet, wird nur halb ſo hoch als andere Getrai-

dearten, und ihr Stroh soll nach der Meinung der Griechen, sehr schädlich für die Thiere seyn.

Bei der Erndte bedient man sich in Griechenland der Sicheln; die Schwaden werden sogleich auf eine mitten im Felde zugerichtete Renne getragen, und dort von Ochsen und Eseln mit Füßen getreten, um die Körner aus den Aehren herauszubringen. Hierauf wird das Getraide zusammen gelesen, geschwungen und 40 bis 50 Tage lang in besonders dazu bereitete Löcher in die Erde vergraben; nach dieser Zeit soll es sich weit besser halten und dem Kornwurm nicht mehr ausgesetzt seyn. Dieses Mittel ist so einfach und der daraus zu erwartende Nutzen so äußerst groß, daß es sich wenigstens der Mühe verlohnte in Teutschland, wo es so schwer hält, das Getraide gegen diese Insecten zu schützen, Versuche damit anzustellen.

Die Jagd ist auf allen Inseln im Archipel äußerst ergiebig; allein sie ist auch fast auf allen im höchsten Grade beschwerlich, weil der Boden zur größeren Hälfte mit dickem Gesträuche und mit Steinen und Felsenklippen bedeckt ist. Die Hasen sind daselbst häufig vorhanden, sie sind grau von Farbe, und unterscheiden sich dadurch von den unsrigen die sämtlich rothbraun sind. Auch in der Türkei und auf dem ganzen festen Lande von Griechenland werden sie häufig gefunden. Den Muhammedanern ist eben so wie den Juden das Hasenfleisch im Gesetz verboten; allein die Türken zu Constantinopel, Thessalonich und in andern großen Handelsstädten sind nicht mehr so strenge Beobachter der in ihrem religiösen Gesetzbuch vorgeschriebenen diätätischen Regeln, sondern haben sich entschlossen, ebenfalls die Hasen zu jagen und zu essen. Wenn sie jedoch einen geschossen haben, so gebrauchen sie jedesmal die Vorsicht, ihm in aller Eile am Hals zur Ader zu lassen, um dadurch ein anderes Gesetz zu befolgen, wodurch ihnen verboten wird von einem

Thiere

Thiere zu eſſen, das nicht durch Oefnung einer Ader Blut verloren habe; ſie vermindern jedoch dadurch ſehr den guten Geſchmack des Wildprets, und beſonders des Haſens, deſſen Blut ſehr ſüß und wohlſchmeckend iſt. Dieſe Griechen im Archipel ſind übrigens leidenſchaftliche Freunde von der Haſenjagd. Sie verfolgen dieſe Thiere auf die höchſten Gebirge, ſpringen über Abgründe und klettern auf die ſteilſten Klippen, ſo daß kein Europäer es wagen dürfte, ihnen zu folgen; ſie ſcheinen es an Leichtigkeit mit den Gemſen und Steinböcken, die dieſe Felſen bewohnen, aufzunehmen und verfolgen dieſelben bis in ihre für alle andere Menſchen als dieſe Inſulaner durchaus unzugänglichen Höhlen.

Auch Kaninchen giebt es im Orient in Menge; man findet ſie in allen Inſeln im Archipel und ſogar auf den kleinen unbewohnten Inſelchen, die in der Nähr von andern größern oder von dem feſten Lande liegen.

Ich habe auf den Inſeln im Archipel keine eigentlichen Jagdhunde angetroffen, dagegen aber eine vortrefliche Raſſe von Spürhunden, die, wenn ſie gehörig abgerichtet würden, für die Jagd ganz unvergleichlich wären; ſie ſind feurig, unternehmend, unermüdlich, und ſpüren vortreflich. Ich habe ſelbſt lange einen ſolchen Hund beſeſſen, der zwar klein war, aber einen Muth hatte, der durch keine Schwierigkeiten beſiegt werden konnte. Ich zeigte ihm eines Tages zwei große Ziegen, die ſich auf hervorragenden Klippen an dem Ufer des Meeres verirrt hatten. So ſchnell nun auch dieſe Thiere von Felſen zu Felſen ſprangen, ſo hatte doch mein Hund bald eine von ihnen erreicht und auf der Stelle erwürgt; ſobald dies geſchehen war, verfolgte er wieder die andere Ziege, die, als ſie ſich auf keine andere Art mehr retten konnte, ins Meer ſprang und eine halbe Stunde weit in die offene See hinein ſchwamm. Aber auch hierin verfolgte ſie der Hund und grif ſie, obgleich das Meer

ziemlich unruhig war, auf das heftigste an; nach einem lebhaften Kampf von mehreren Minuten trug er den Sieg davon und tödtete sie. Nunmehr brachte er sie ans Ufer wo ich auf ihn wartete, und legte sie zu meinen Füßen nieder. Diese griechischen Hunde haben fast alle ohne Ausnahme äußerst kleine aber sehr feurige und sehr lebhafte Augen.

Die übrigen vierfüßigen wilden Thiere sind auf den griechischen Inseln nicht zahlreich. Wölfe giebt es gar keine, aber auf den größern wie z. B. auf der Insel Scio, findet man Füchse, die kleiner sind als bei uns aber einen dickern und buschigtern Schwanz haben. Die Maulwürfe sind auf diesen Inseln, wie überhaupt im ganzen Orient, äußerst selten, und ich habe niemals einen zu sehen bekommen; man hat mich jedoch versichert, daß es welche auf der Insel Scio gebe, daß sie aber nicht so vielen Schaden anrichten wie bei uns. Die Griechen auf dieser Insel nennen sie in ihrer Sprache blinde Ratten. Mäuse, Marder, Wiesel und Ratten sind auf allen diesen Inseln sehr häufig vorhanden.

Die Gesetze des alten Aegyptens hatten die Wiesel in ihren besondern Schutz genommen, und in Thebäis oder Oberägypten wurden sie sogar göttlich verehrt. Diese Art von Achtung für ein höchst schädliches Thier hat sich fast in der ganzen Levante bis auf unsere Zeit erhalten. Die Türken so gut wie die Griechen, lassen dasselbe frei und ungehindert in ihren Häusern leben, und es mag noch so viele Verwüstungen anrichten, so hat es weder von dem einen noch dem andern das geringste zu besorgen. Die griechischen Weiber treiben die Artigkeit gegen dasselbe so weit, daß sie es nicht nur in seinen Verrichtungen nicht stören, sondern es auch mit einer Höflichkeit behandeln die äußerst komisch ist. Wenn sie eine Wiesel in ihrem Hause erblicken, so rufen sie ihr sogleich entgegen: „Seyn sie bestens willkommen, meine

ſchöne Dame; fürchten ſie nichts, es ſoll ihnen von Niemand Leid zugefügt werden; kommen ſie nur näher; ſie ſind hier zu Hauſe; es ſteht alles zu ihren Dienſten u. dergl." Die Wieſel haben, nach ihrer Behauptung, Gefühl für dieſe höfliche Behandlung, und zernagen aus Erkenntlichkeit durchaus nichts; dagegen würden ſie alles im Hauſe zu Grunde richten, wenn man mit Grobheit und Härte gegen ſie verführe.

Man findet in der Levante faſt alle Arten von Vögeln, die wir bei uns kennen, ſie mögen nun beſtändig daſelbſt leben oder nur durchziehen. Ich will hier diejenigen Arten, die ich ſelbſt geſehen habe, angeben und dabei bemerken, ob ſie daſelbſt wohnhaft ſind oder ſich nur als Zugvögel einige Zeit aufhalten. Man wird in dieſer Aufſtellung neue Aufſchlüſſe über die regelmäßigen Wanderungen der Vögel finden; die verſchiedenen Wege, welche dieſe gefiederten Heere einſchlagen und die ein natürlicher Inſtinct ihnen aufs genaueſte vorſchreibt, ſind noch keinesweges genau bekannt, und doch gehören zuverläſſig dieſe Reiſen der bei uns einheimiſchen Vögel, die jährlich andere Länder aufſuchen müſſen, um daſelbſt ihren Unterhalt zu finden, unter die größten und intereſſanteſten Merkwürdigkeiten der Naturgeſchichte.

Die Epoche der Ankunft dieſer Vögel in den griechiſchen Inſeln richtet ſich nach den daſelbſt herrſchenden Winden. Zu Ende des Sommers 1797 erfolgte dieſelbe ſehr ſpät, weil die Nordwinde, die in dieſer Jahrszeit gewöhnlich herrſchen, damals viel ſpäter wehten als in andern Jahren, und weil daher die Vögel, die gegen Süden fliegen, auf dieſen Wind, der ihre Reiſe weſentlich begünſtigt, lange warten mußten. Dafür aber hielten ſie ſich auch nur kurz auf den Inſeln auf, denn ſie ſchienen das Bedürfniß zu fühlen, bald in den Gegenden anzukommen, wo ein wärmeres Clima und ein reicherer Vorrath von Lebensmitteln auf ſie wartete, und

benutzten daher zu ihrer Abreise den ersten günstigen Wind. Eine andere allgemeine Bemerkung ist, daß alle diese Vögel bei ihrem Streichen im Frühling, daß heißt wenn sie zu uns zurückkehren, in weniger zahlreichen Zügen reisen und weit mehr vereinzelt und zerstreut sind als bei ihrer Herbstwanderung. In dieser ihrer scheinbaren Disharmonie beruhet aber gerade ihre Sicherheit, denn sie vermeiden dadurch weit leichter die häufigen Schlingen, die ihnen überall auf ihrer Reise gelegt werden. Merkwürdig ist endlich auch noch, daß sie im ganzen genommen im Frühling sämtlich sehr mager, hingegen bei ihrer Ankunft im Herbst außerordentlich fett sind.

Die Sperber findet man fast auf allen griechischen Inseln, wo sie das ganze Jahr hindurch bleiben; sie halten sich des Nachts in Felslöchern und besonders in dem Gemäuer der einzeln stehenden Windmühlen auf. Ihre Legezeit ist im Monat April und zu Anfang des Mayes, und im Anfang des Junius schlupfen die Jungen aus. Diese Vögel sind die ärgsten Feinde der Heuschrecken und Grillen; sie fressen dieselben mit der äußersten Gierigkeit und leisten durch den natürlichen Instinkt, womit sie diese höchst schädlichen in jenem warmen Clima sich äußerst schnell fortpflanzenden Insecten vertilgen, dem Ackerbau die wesentlichsten Dienste. Ich besaß einmal einen jungen Sperber, der ganz klein in dem Neste gefangen worden war, und gab ihm fast nichts weiter zu fressen als Heuschrecken, Grillen und Fliegen, die er immer ganz verschlang, sie mochten so groß seyn wie sie wollten.

Mehrere andere Arten von Raubvögeln, als Falken, Hühnergeyer u. s. w. scheinen das ganze Jahr hindurch auf den griechischen Inseln zu leben. Unter den kleineren Raubvögeln ist der Buntspecht mit rothem Schnabel und langen rothen Füßen der merkwürdigste. Seine jährliche Wanderung, die eine fast allgemein be-

kannte Sache ist, hat Levaillant in seiner Naturgeschichte der Afrikanischen Vögel sehr mit Unrecht bestritten. In der Hälfte Augusts kommt derselbe auf den südlichen Inseln des Archipels an, um sich nach Aegypten und wahrscheinlich auch auf die Küsten der Barbarey zu begeben. Da diese Vögel in dieser heißen Jahrszeit eine Menge Insecten, die ihre vorzüglichste Nahrung ausmachen, überall auf ihrer Reise antreffen, so sind sie ohngeachtet des schrecklich weiten Weges, den sie zu machen haben, bei ihrer Ankunft auf den Inseln doch sehr fett und gut zu essen. Die Griechen fangen sie in großer Menge; allein noch weit häufiger geschieht dies bei ihrer Ankunft in Aegypten, das heißt in der Hälfte Septembers, weil sie alsdann von der zurückgelegten Reise so ermüdet sind, daß sie durchaus die Kraft nicht mehr haben den ausgestellten Schlingen zu entgehen. Sie halten sich übrigens nicht lange in Niederägypten auf, sondern gehn bald weiter, wahrscheinlich nach Arabien, wo sie eine ungeheure Menge von Heuschrecken finden, die ihre Lieblingsnahrung ausmachen. Die Araber fangen sie mit dem Garne, binden ihnen den Schnabel mit einer von den großen Schwanzfedern zusammen, um nicht von ihnen gebissen zu werden, und tragen sie lebendig auf die Märkte.

Rothe Rebhühner und Bartavellen, oder griechische Rebhühner, werden auf den Inseln im Archipel äußerst häufig gefunden; allein sie sind so wie die Hasen äußerst schwer zu jagen, denn bei der geringsten Gefahr verlassen sie sogleich die Ebenen und ziehen sich in die steilsten Gebürge zurück, wo man vor Felsen Abgründen und dicht verwachsenen Gesträuchen die größte Mühe hat ihnen beizukommen. Sie nähren sich besonders von den Früchten des Wachholderstrauchs, oder des sogenannten Kedros, des Mastixbaums u. s. w. Die Beeren dieses letzteren geben ihrem Fleisch einen bitter-

lichen aber nicht unangenehmen Geschmack. Diese Rebhühner sind das vorzüglichste Wildpret in der Levante, und werden besonders auf einigen Inseln des Archipels in so ungeheurer Menge gefangen, daß sie um ein Spottgeld verkauft werden. Gemeiniglich werden sie mit der Flinte geschossen; in einigen Gegenden fängt man sie jedoch auch in Schlingen oder in Garnen, und in Morea hat man die sonderbare Methode, sie durch ein auf Leinwand gemaltes Bild von einem Rebhuhn in das Garn zu locken.

Die graven Rebhühner kennt man im Orient nicht, und noch heut zu Tage könnte sich ein Grieche wie einst Athenäus wundern, daß in Italien nicht alle Rebhühner wie in seinem Vaterlande einen rothen Schnabel haben. Erst in den nördlichen Gegenden der Türkei, besonders bei Constantinopel und Thessalonich, wird nebst den rothen Rebhühnern auch die graue Art gefunden; diese letztere lebt in den Ebenen, da sich hingegen die erstere immer nur in den Gebürgen aufhält.

Außer diesen 2 Arten von Rebhühnern findet man zuweilen auch im Orient, noch eine dritte kleinere Sorte, die das kleine graue, oder das Rebhuhn von Damaskus heißt. (Tetrao damascenus Lin.) Diese Art ist wandernd, nimmt aber nicht immer den nemlichen Weg; sie stellt sich auch in mehreren Gegenden von Europa und sogar in den nördlichen ein, wo sie in großen Flügen aber nicht regelmäßig in jedem Jahr ankommt, und sich nur wenige Tage aufhält. Man kann daher weder den Weg bestimmen den diese Rebhühner einschlagen, noch auch die wahre Ursache ihres Herumirrens. Es scheint sogar, daß weder die Jahrszeit, noch die Beschaffenheit des Climas Einfluß auf dasselbe haben, denn man findet sie in Menge, sowohl in den glühenden Sandwüsten Aegyptens, als auch in den kältesten Monaten des Jahres, im December und Jänner, in der nördlichen Türkei, wo

ſie gewöhnlich ſchon im Herbſt ankommen. Ich habe ſogar in dem Winter von 1783 ſtarke Völker davon einige Tage lang in dem ehmaligen Lothringen geſehen.

Von der Wanderung der Wachteln habe ich ſchon eben einiges bemerkt; ſie iſt äußerſt ſonderbar, theils wegen der zahlloſen Menge dieſer Vögel, theils wegen der weiten Reiſe übers Meer, die ſie den Muth haben zu unternehmen, da ſie doch kaum zum gewöhnlichen Fliegen Kraft genug zu beſitzen ſcheinen. Sie befolgen bei dieſen Zügen immer den nämlichen Weg und entfernen ſich nur höchſt ſelten davon; auf einige Inſeln im mittelländiſchen Meere kommen ſie daher in ungeheurer Menge, auf andere nur in geringer Anzahl und auf einige ganz und gar nicht. Die Einwohner von der Inſel Santorin, wo ſich dieſe Vögel vorzüglich zahlreich einſtellen, machen große Vorräthe davon in Eſſig ein. Auf der Küſte von Morea und auf der Inſel Cerigo werden ſie eingeſalzen, und auf die andern Inſeln im Archipel verkauft; aber ſo zubereitet ſind ſie ein ſehr ſchlechtes Eſſen. Gewöhnlich kommen ſie gegen Ende Auguſts auf den Inſeln der Levante an, bleiben faſt den ganzen September dort, und kommen dann in der Mitte Aprils zum zweitenmal um in unſre Gegenden wieder zurückzukehren.

Auf den nördlichſten Inſeln im Archipel ſieht man zuweilen während des Winters Faſanen; ſie kommen aus den Wäldern Theſſaliens dahin, wo ſie in großer Menge vorhanden ſind. Auch ziehen die Bauern in der Gegend von Theſſalonich viele auf, und bringen ſie in ſolcher Menge in die Stadt auf den Markt, daß ſie daſelbſt äußerſt wohlfeil ſind. Die Seefahrer, die in dem Hafen von Theſſalonich überwintern, nehmen gewöhnlich große Vorräthe von lebendigen Faſanen mit ſich an Bord ihrer Schiffe, und füttern ſie daſelbſt mit Waizen. Für die reichen Türken in Theſſalonich iſt es eine der vor-

züglichsten Belustigungen mit abgerichteten Raubvögeln auf die Fasanenjagd zu gehen. Wenn der Fasan aufsliegt, so lassen sie den Raubvogel steigen, der dann über demselben schweben bleibt und ihn dadurch zwingt sich auf einen Baum niederzulassen; der Raubvogel setzt sich nunmehr auf einen höhern Zweig über dem Fasan, der dadurch vor Angst ganz unbeweglich sitzen bleibt, und sich gelassen lebendig fangen läßt.

Wenn der Winter recht kalt ist, so giebt es auch auf einigen Inseln in den höchsten Gebirgen Auerhähne, und sogar auch auf einigen südlichen Inseln, wie z. E. auf der Insel Milo, sobald es aber anfängt wärmer zu werden, so gehen sie wieder fort. Sie werden übrigens sehr selten geschossen, denn die Griechen fragen durchaus nichts nach ihrem Fleische.

Die Nebelkrähen oder Dohlen verlassen die Inseln niemalen; ich habe in allen Jahrszeiten welche daselbst gesehen. Die Mandelkrähen hingegen sind Zugvögel, und man sieht sie in zahlreichen Flügen an den Ufern des Meeres, wo sie in den todten Körpern, die von den Wellen ausgeworfen werden, ihre Nahrung finden; die Nacht bringen sie in Löchern zu. Während des Winters sieht man auch sehr viele Staare, und obgleich ihr Fleisch schwarz, mager, hart und keinesweges wohlschmeckend ist, so werden sie doch von den Griechen häufig gegessen. Man versichert jedoch, daß wenn sich diese Vögel mit Feigen oder Datteln nähren, sie fett werden und einen guten Geschmack bekommen.

Ein in unsern Wäldern sehr gewöhnlicher und durch sein schönes Gefieder merkwürdiger Vogel, der Häher, kommt wie die meisten andern Zugvögel gegen Ende Augusts auf den griechischen Inseln an. Sein Fleisch ist alsdann außerordentlich fett, aber wegen des sonderbaren Geschmacks, den es hat, um nichts besser als bei uns. Außer diesen Zughühnern giebt es auch welche

die ſich auf den großen Inſeln im nördlichen Archipel, und beſonders auf der Inſel Scio, das ganze Jahr hindurch aufhalten. Sie nähren ſich von Oliven, Kirſchen, Nüſſen und Eicheln; in den Anpflanzungen von Obſtbäumen richten ſie große Verwüſtungen an, denn ſie freſſen nicht nur die Früchte auf den Bäumen ſelbſt, ſondern ſie verbergen auch beträchtliche Vorräthe davon in die Erde, die ſie jedesmal im Fall der Noth genau wieder zu finden wiſſen. Die Einwohner von Scio fangen häufig junge Häher, löſen ihnen die Zunge und richten ſie ab, einige Worte auszuſprechen, oder das Geſchrei mehrerer Thiere wie z. B. das Bellen der Hunde, das Miauen der Katzen, das Blöcken der Schaafe und dergl. nachzuahmen.

Der Goldammer, dieſer buntgefiederte Vogel, kommt auf den ſüdlichen Inſeln im Archipel ſchon zu der Zeit an, wo die Feigen reif werden, das heißt im Anfang Auguſts; dieſe Früchte ſind ſeine Lieblingsnahrung und ſein Fleiſch erhält dadurch einen Wohlgeſchmack, den es in Ländern wo es keine Feigenbäume giebt, nicht hat. Daher nennen die Griechen auch dieſen Vogel Sykophagos, das iſt, den Feigenfreſſer. Uebrigens halten ſich die Goldammern höchſtens bis in den September auf dieſen Inſeln auf, und dann ziehen die meiſten nach Niederägypten, wo ſie ebenfalls die Feigen- und auch die Maulbeerbäume, aufſuchen; allein auch hier bleiben ſie nicht über 14 Tage, und ziehen dann weiter gegen den Orient zu, um ein zuträglicheres Clima und eine reichlichere Nahrung aufzuſuchen.

Die Droſſeln ſind zum Theil Zugvögel, zum Theil verlaſſen ſie die Inſeln nie. In der ſchönen Jahrszeit findet man ſie einzeln in den engen Gebirgswegen; bei der Annäherung des Jägers verbergen ſie ſich aber ſogleich in die dickſten Geſträuche, wo man Mühe hat ſie wieder herauszubringen. Im Winter nähern ſie ſich den Wohnungen der Menſchen, und wenn die Kälte es

was empfindlich wird, und besonders bei heftigen Nordwinden kommen sie sogar auch in die Häuser.

Sobald man auf den griechischen Inseln anfängt die Felder zu besäen, das heißt, gegen Ende Octobers, stellen sich von allen Seiten zahlreiche Flüge von Holztauben ein, die einen Theil des Getraides auffressen das der Landmann ausstreut. Es giebt deren verschiedener Größe, die alle wieder besondere und bestimmte Arten auszumachen scheinen; sie sind Zugvögel und meistentheils sehr fett, ausgenommen die wilden Tauben die das ganze Jahr hindurch auf den Inseln bleiben, in Felslöchern nisten, und ein hartes trockenes Fleisch haben. Das Fleisch der Turteltauben ist bei ihrem Aufenthalt auf den Inseln im Frühling, der ohngefähr drei Wochen dauert, nicht viel besser als das der wilden Tauben; dies schützt sie jedoch gegen die Nachstellungen der Menschen, denn es ist alsdann der Mühe nicht werth sie zu schießen. Wenn sie aber gegen Ende Augusts wieder zurückkommen, so sind sie fetter und sehr wohlschmeckend, alsdann werden sie auch von den Griechen, besonders auf der Insel Policandro, wo sie am häufigsten hinkommen, in außerordentlicher Menge getödtet. Die Einwohner dieser letztern Insel machen sie in großen Gefäßen mit Weinessig ein, gerade wie die Einwohner von Santorin, die Wachteln. Diejenigen Turteltauben die dem Tode entgehen, kommen demohngeachtet im folgenden Jahre wieder; so äußerst mächtig ist der Instinct der diesen Zugvögeln den Weg vorschreibt, auf dem sie ihre Nahrung suchen sollen.

Den Kukuk nennen die Griechen in ihrer Sprache den Turteltaubenführer, weil er zugleich mit diesen Vögeln auf den Inseln der Levante ankommt; da aber der Kukuk ein weit seltnerer Vogel ist, so sieht man gewöhnlich nur einen einzigen unter einem ganzen zahlreichen Zug von Turteltauben, und dieser scheint gewiß

ſermaßen der Anführer der letztern zu ſeyn. Es iſt merkwürdig, daß dieſer Vogel während ſeines Aufenthalts, in andern Ländern faſt alle natürlichen Eigenſchaften, die er bei uns beſitzt, ablegt; auf den Inſeln, wo er auf ſeiner Reiſe ausruht, findet er z. B. die hohen und dicken Wälder nicht, in denen er ſich bei uns gewöhnlich aufhält; ferner führt er auch nicht mehr das einſame Leben wie bei uns, ſondern hält ſich zu andern Vögeln ſeiner Art, und reiſt ſogar mit ganz fremden Arten in großer Geſellſchaft; auch hört man durchaus das widrige Geſchrei nicht mehr von ihm, wovon er ſeinen Namen erhalten hat. Bei ſeiner Ankunft im Frühjahr iſt er außerordentlich mager; wenn er aber im Herbſt wieder zurück kommt, ſo iſt er ſehr fett und wird dann für eine gute Speiſe gehalten.

Das Ende des März und der Anfang Auguſts ſind die zwei Epochen, wo der Wiedehopf auf den Inſeln des Archipels ankommt. Er wird in der ganzen Levante, ja ſogar auch in Italien und in dem ſüdlichen Frankreich gegeſſen, und es iſt merkwürdig daß er nur in unſern nördlichen Gegenden den höchſt widerlichen Geruch hat, der einen Eckel gegen ihn einflößt.

Die Sperlinge, dieſe frechen Schmarotzer, ſind im Orient und überhaupt überall wo Fruchtbarkeit herrſcht, ſo gut zu Hauſe wie bei uns. Ihre Anweſenheit iſt ein ſicheres Zeichen von Wohlhabenheit und von einem blühenden Zuſtand des Ackerbaues, und wo es auf dem Lande keine Sperlinge giebt, da herrſcht gewiß Armuth. Sie laſſen ſich daher auf der armen Inſel Argentiere nicht blicken, außer nur auf kurze Zeit während der Ausſaat, um einen beträchtlichen Theil von derſelben zu entwenden; da hingegen ſie auf den fruchtbarern Inſeln in der größten Menge vorhanden ſind.

Auch die Finken ſcheinen nicht alle den ganzen Winter hindurch in unſern Gegenden zu bleiben, ſondern

zum Theil Zugvögel zu seyn, und man hat die Ursache noch nicht aufgefunden, warum einige von ihnen bei Annäherung des Winters in weiter Ferne einen mildern Himmel aufsuchen, da hingegen andere in unsern Dörfern der strengsten Kälte Trotz bieten und sich nebst den Sperlingen, von demjenigen nähren, was sie von dem Futter des Hausgeflügels entwenden können. Gegen Ende Octobers kommen sie in Menge auf den Inseln des Archipels an, und zwar so fett, daß sie eine vortrefliche Speise ausmachen. Ich habe jedoch mehrere daselbst gesehen, die mir nach den Federn zu urtheilen junge Vögel von dem nämlichen Jahre zu seyn schienen. Hieraus könnte man schließen, daß diese Finken nicht weit herkommen, sondern in einem nahe gelegenen Lande geheckt werden.

Zuweilen, aber doch selten, sieht man auch auf diesen Inseln zu Ende des Sommers Nachtigallen; sie bringen die strenge Jahrszeit in den lachenden Ebenen von Niederägypten und auf den Küsten von Syrien und der Barbarei zu. Während ihres Aufenthaltes auf den griechischen Inseln hört man aber durchaus die melodischen Gesänge nicht von ihnen, wodurch sie bei uns alle andern Singvögel übertreffen; sie scheinen fremd daselbst zu seyn, weil sie sich nicht mit ihrer Fortpflanzung abgeben, und schweigen lieber stille, da sie nicht von Liebe singen können. In Natolien, einigen andern Gegenden von Kleinasien giebt es eine Menge Nachtigallen, die aber niemals die Haine und Gebüsche verlassen, worin sie geboren werden.

Die Rothkehlchen, diese niedlichen kleinen Vögel, kommen im Monat October in der Levante an; selten findet man sie jedoch auf den nackten Inseln, sondern sie ziehen die mit Bäumen und Gesträuchen beschatteten vor, wie z. E. die Insel Scio, wo sie sich in den Gehölzen von Mastixbäumen und wilden Myrthen, wo-

mit dieſe prächtige Inſel bedeckt iſt in Menge aufhalten. Die meiſten finden aber ihren Tod daſelbſt, denn die griechiſchen Vogelſteller ſtellen ihnen ſo gut wie die unſrigen häufig nach, und dieſe niedlichen Thiere gehen mit einem unſchuldigen Zutrauen von ſelbſt in die Schlingen, die ihnen gelegt werden. Den Namen Yanni, den die Einwohner der meiſten griechiſchen Inſeln dem Rothkehlchen beigelegt, geben ſie auch noch einem kleinen Vogel von ganz verſchiedener Art, nämlich den Rothſchwänzchen, die im Frühjahr und im Herbſt, zu gleicher Zeit mit den Rothkehlchen daſelbſt ankommen. Auch die Hänflinge ſind Zugvögel auf den griechiſchen Inſeln. Die Diſtelfinken hingegen halten ſich das ganze Jahr hindurch auf den größern Inſeln auf, und ſind nur auf den kleinern ſelten vorhanden, weil ſie daſelbſt nicht Schatten genug haben. Auf allen aber findet man eine Menge von Bachſtelzen, die durch ihre Lebhaftigkeit die oft traurigen und einſamen Gegenden aufheitern. Sie ſcheinen die Inſeln nicht zu verlaſſen, und ich habe mehrmalen im Winter auf nackten Felſenſpitzen in der Nähe des Meeres welche gefunden, die nach ihrem Gefieder zu urtheilen noch ſehr jung waren; auch hat man mich verſichert, daß dieſe Vögel ſogar im Winter auf den kleinen, unbewohnten Inſeln heckten, und von dort nachher ſich auf die größern verbreiteten. In Aegypten habe ich eine Bachſtelze geſehn, die faſt ganz blendend weiß war.

Die gemeinen Lerchen ſieht man in großen Zügen auf allen dieſen Inſeln; auch findet man die große ungehaubte oder ſogenannte Calandra-Lerche, die ein Zugvogel iſt, und ich glaube daß noch mehrere andere Arten regelmäßig zweimal im Jahr dahin kommen. Auch ſieht man verſchiedene Arten von Meiſen; ich habe aber nicht ausfindig machen können, ob ſie beſtändig dort bleiben oder nur Zugvögel ſind. Zuweilen habe ich

auch in dicken Gehölzen von Mastixbäumen den kleinen Vogel gesehn, dem man wegen seiner orangenfarbenen Krone und seiner ausnehmenden Schwäche den Namen Zaunkönig beigelegt hat; ich glaube, daß er diese Gegenden nie verläßt, wo er ein mildes Clima und einen Ueberfluß an Nahrung findet. Die Grasmücken kommen im Monat September in der Levante an, und werfen sich begierig über die Feigen, so wie dieselben reif werden. Die Insel Malta dient ihnen zum Ruhepunct, so wie noch vielen andern Zugvögeln, z. E. den Wachteln, den Calandralerchen u. dergl. Die Ankunft aller dieser Vögel auf der Insel Malta wird verzögert, wenn West- und Nordwestwinde wehen und nur bei Ost- und Südostwinden können sie dahin kommen. Im Winter giebt es oft eine außerordentliche Menge von Schnepfen auf den griechischen Inseln. Sie sind ebenfalls Zugvögel und kommen meistentheils aus den Bergen von Morea dahin, wo die Kälte wegen der Menge von Schnee, die daselbst fällt, sehr beträchtlich ist. Die Kibitze reisen ebenfalls wie die Schnepfen im Winter; sie erscheinen auf den Inseln, wenn die Kälte, die jedoch nie empfindlich wird, anfängt einzutreten, das heißt im Jänner. Sie sind nur Zugvögel und bleiben nie länger daselbst als 12 bis 14 Tage. Auf den Küsten von Caramanien hingegen halten sich diese Vögel in Menge den ganzen Winter hindurch auf. Auch giebt es in der schlechten Jahrszeit an den Ufern des Meeres und in den sumpfigten Gegenden dieser Inseln eine Menge Enten von verschiedenen Arten, und viele andere Wasservögel; es würde mich jedoch zu weit führen, wenn ich in einem Werke, das keine Naturgeschichte ist, alle diese verschiedenen Arten einzeln aufzählen wollte. Ich wende mich daher noch zu den Producten des Meeres, die äußerst mannigfaltig und eine Quelle von Reichthum für die In-

fulaner sind, und will die wichtigsten unter denselben noch kürzlich hier anführen.

Die Meer-Schildkröten sind auf allen Küsten von Griechenland, und besonders auf denen von Morea sehr häufig vorhanden; die Land-schildkröten hingegen schienen mir auf den Inseln selten zu seyn. Sie werden jedoch auch nicht aufgesucht, weil ihr Fleisch nicht gut zu essen ist. Zuweilen wird ein sehr sonderbarer Gebrauch von ihnen gemacht; sie müssen nämlich die Häuser von der ungeheuren Menge von Flöhen reinigen, die sich besonders im Sommer darinnen befinden. Man hat mich versichern wollen, daß man nur eine solche Schildkröte in ein Zimmer bringen dürfe, um in kurzer Zeit Flöhe daraus verschwinden zu machen; diese Thiere springen nämlich in zahlloser Menge und mit einer Art von Wuth in den Rachen der Schildkröte, den diese wegen der Hitze immer offen hält, und werden dann von ihr verschlungen. Ich habe mehrmalen in der Levante Europäische Seefahrer gesehen, die an dieser Eigenschaft der Schildkröten so wenig zweifelten, daß sie immer welche mit an Bord nahmen, um die Schiffe von den Flöhen zu säubern, die in diesen heißen Himmelsstrichen in zahlloser Menge darauf vorhanden sind.

Das Meer enthält in diesen Gegenden einen unerschöpflichen Vorrath von Lebensmitteln für die Bewohner der Insel; es ist auch den Fischen ganz besonders zuträglich, denn es ist nicht tief, der Grund desselben besteht aus Sand und Steinen, und an den vielen Inseln und Felsen, womit es besät ist, finden die Fische einen sichern Aufenthalt und einen Ueberfluß an Nahrung. Allein die Fischerei befindet sich wie alle andern Zweige der Industrie durch die Schuld der despotischen Regierung in einem höchst elenden Zustande, und die Fische sind in allen diesen Inseln weit seltener und theurer als sie es eigentlich seyn sollten. Ich will von den mancherlei

Arten derselben, die im mittelländischen Meer in ungeheurer Menge vorhanden sind, nur einige anführen, und zwar diejenigen, so hauptsächlich daselbst gefangen werden.

Die Scaren, eine Art von Seebrachsen, die bei den Alten schon berühmt waren, sind in großer Menge vorhanden. Sie halten sich in den Löchern an den felsigten Küsten auf, und man will behaupten, daß sie zahlreiche Gesellschaften ausmachten, die eine Art von Oberhaupt hätten, das sie anführte und dem sie folgten sobald es das Felsenloch verließe, das sie zu ihrem Aufenthalt gewählt haben. Es ist übrigens außerordentlich schwer, sie aus diesen Löchern heraus zu locken; daher werden sie auch nie mit dem Garn, sondern immer nur mit der Leine gefangen. Wenn einer von ihnen an die Angel gebissen hat, so bindet man ihn an eine Schnur und läßt ihn wieder ins Wasser; hierauf verlassen alle übrigen in der Nähe befindlichen Scaren ihre Löcher, umringen den Gefangenen und beissen zuletzt selbst an die umherschwimmenden Angeln. Ihre Nahrung besteht in Kräutern und Wasserpflanzen. Die Zurichtung derselben geschieht noch immer wie ehmals; die Alten behaupteten nämlich, daß selbst auf die Tafel der Götter keine Scaren ohne die Eingeweide aufgetragen werden dürften, und noch heut zu Tage werden diese Fische nie ausgenommen; die Eingeweide sind aber auch wirklich äußerst wohlschmeckend, und theilen sogar dem Fleisch einen vorzüglichen Geschmack mit.

Ein anderer Fisch, der häufig gefangen wird, ist der See-Barsch; in dem mittelländischen Meer giebt es eine Menge derselben, hingegen keine in den Ocean. Er wird nicht groß und sehr selten findet man welche, die einen Schuh lang sind. Sein Fleisch ist weich und bei weitem nicht so geschmackvoll als das von den Flußbärschen.

Vorzüglich häufig wird in dem mittelländiſchen Meer der Geißbraſſen gefangen. (Sparus sargus Lin.) Es iſt ein ziemlich ſchlechter Fiſch, der ein hartes, und zehes Fleiſch hat, und dies ſieht man auch ſchon, während er noch gekocht wird, denn er wird immer kleiner und ſchrumpft mehr in ſich zuſammen. Gewöhnlich wird er mit der Leine gefangen, und Stückchen Krähenfleiſch an die Angel geſteckt. Unter allen Fiſchern im Archipel fangen die kühnen und muthigen Taucher von der Inſel Symi die meiſten Geißbraſſen. Sie beſuchen die Kanäle, die ſich zwiſchen den griechiſchen Inſeln befinden, um Schwämme zu holen, aber nebenher fangen ſie auch eine große Menge von Fiſchen, die ſie auf eben dieſe Inſeln verkaufen. Hierbei bedienen ſie ſich gewöhnlich einer Harpune in Form eines Dreizacks, womit ſie die Fiſche aufſpießen und beſonders die Geißbraſſen, die ſich zwiſchen den Felſen aufhalten und daher leichter wahrgenommen werden können.

Ein anderer, zu dem Geſchlechte der Braſſen gehöriger Seefiſch, der Sackflößer, wird an den Küſten von ſehr vielen aber doch nicht von allen Inſeln im mittelländiſchen Meere gefunden. Er iſt ein höchſt gefräßiger Fiſch, der nicht nur die kleinern Fiſche verſchlingt, ſondern auch die Schaalthiere. In allen, die ich öffnete, habe ich Ueberreſte von Seekrebſen gefunden. Sein Fleiſch iſt weiß, feſt, und hat einen vortreflichen Geſchmack; die Alten behaupteten ſogar, daß er alle andere Arten von Fiſchen an Wohlgeſchmack überträfe.

Unter die ſeltenern Fiſche im Archipel gehört der Rothfederkönig; (mullus imberbis Lin.) ich habe, ſo lange ich in der Levante war, nur einen einzigen geſehen, und die Griechen, denen ich ihn zeigte, konnten mir nicht ſagen, wie er hieße. Sehr häufig hingegen fängt man daſelbſt die eigentliche Rothfeder (mullus barbatus Lin.) dieſen köſtlichen Fiſch, der in dem alten

Rom auf den Tafeln selbst unter großen Gläsern bei langsamen Feuer gekocht wurde, damit die Gäste zusehn konnten wie die prächtige rothe Farbe des Fisches nach und nach in verschiedenen Schattirungen erlosch.

Auf meinen Spaziergängen an den felsigten Ufern des Meeres, hieng ich zuweilen zu meiner Belustigung eine Angelleine in das Wasser hinab, und es dauerte nie lange, daß kleine Fische die Felsenritzen, worin sie sich aufhalten, verließen, und über die gefährliche Lockspeise herfielen. Auf diese Art fieng ich gewöhnlich eine Menge kleiner Fische, die theils durch ihre Gestalt und Farbe, theils durch ihren guten Geschmack merkwürdig waren. Diese Menge von Fischen könnte für die Einwohner der griechischen Inseln um so mehr eine Quelle von Wohlstand, und ein wichtiger Handelsartikel werden, da sie diese Fischerei nur in schmalen Kanälen zu treiben brauchten, wobei ihnen weder die Ausrüstung der Schiffe, noch die erforderlichen Netze und Maschinen vielen Aufwand verursachen würden. Sie könnten beinah diese Fischerei von der Küste herab betreiben, und folglich würde der baare Gewinn äußerst beträchtlich werden. Außerdem würden aber auch gute Seeleute dadurch gebildet werden, welche die Schiffe durch das Labyrinth von Ländern und Felsengruppen durchführen könnten, durch welches man nicht ohne die größten Schwierigkeiten hindurch kommen kann.

Obgleich die großen Seepolypen weniger schmackhaft und auch nicht so gesund sind, wie die Fische, so sind sie demohngeachtet den Griechen von großem Werth, weil sie während der ganzen Dauer ihrer Fasten keine Fische essen dürfen, und daher froh sind sich an diese Polypen halten zu können. Man findet an ihren Küsten fast alle Arten von diesen Thieren, vorzüglich aber eine Menge von Tintenfischen; von diesen letztern werden zwar auch sehr viele gefangen, allein bei dem elen-

den Zustand ihrer Fischereien noch lange nicht so viel als sie für ihre eigenen Bedürfnisse nöthig haben. Daher werden ihnen jährlich von den Küsten der Barbarei große Ladungen von Tintenfischen zugeführt, die vorher in ihrer Mitte der Länge nach entzwei geschnitten und in der Sonne getrocknet worden sind; die Griechen müssen also diese nöthige Fastenspeise, die sie in ihrem eigenen Lande äußerst wohlfeil haben könnten, von außenher theuer einkaufen. Des sehr weichen und zerreiblichen Rückenknochens von diesem Polypen, bedienen sich die griechischen Frauenspersonen als eines Nadelkissens, um Steck- und Nehnadeln hineinzustecken. In einigen Gegenden machen sie jedoch einen weit wesentlichern Gebrauch davon; sie calciniren ihn nämlich, zerreiben ihn zu einem äußerst feinen Pulver, und färben sich die Augenbraunen damit schwarz.

Auch durch eine Menge Schaalthiere wird der Reichthum von Nahrungsmitteln noch vermehrt, den das Meer in diesen Gegenden den Menschen darbietet. Vorzüglich häufig findet man Austern, Steinmuscheln, Gien- oder Breitmuscheln, Trompetenschnecken, Mies- oder gemeine Küchenmuscheln, Tellmuscheln und noch viele andere; besonders aber essen die Griechen sehr viele Seeigel, die auf den Küsten ihrer Inseln häufig gefangen werden. Es giebt deren fast von allen Farben, schwarze, violette, purpurfarbene, röthliche und weiße, allein alle diese Sorten haben eine wie die andern ein Safran gelbes Fleisch. Sie sind weit fetter im Winter, und, wie man behauptet, zur Zeit des Vollmondes; die letztere Bemerkung ist schon von den Alten gemacht worden, wie wir im Plinius und Aulus Gellius lesen, und sie hat sich bis auf unsere Zeiten fortgepflanzt, ohne daß man den wahren Grund davon bestimmt angeben kann. Auch die Seenesseln, womit die Felsen, an welche die Wellen des Meeres häufig anschlagen, oft

ganz überdeckt sind, werden von den Bewohnern der griechischen Inseln, besonders zur Fastenzeit, in Menge gegessen.

Im Frühjahr durchziehen die griechischen Fischer den ganzen Archipel, um Schwämme aufzusuchen. Diese Zoophyten, die die letzte Stufe der lebenden Wesen ausmachen, werden auf den Felsen, die unter der Oberfläche des Meeres liegen, häufig gefunden und machen einen besondern Handelszweig aus. Entweder tauchen die Fischer ins Meer hinab um sie von den Steinen, woran sie wie angeleimt sind, loszureißen, oder dieses geschieht mit Hacken, die auf langen Stangen befestigt werden. In beiden Fällen aber kann diese Fischerei nicht anders getrieben werden, als wenn der Himmel helle und das Meer durchaus ruhig ist, weil man sonst die Schwämme unter dem Wasser nicht sehen kann.

## Neunzehntes Kapitel.

Der Felsen Pyrgui — Canal von Polonia — Ruinen und Grabmäler — Andere Art von Cimolischer Erde — Vulcane in der Insel Milo — Boden derselben — Krankheiten, die daselbst herrschen — Kirchen — Eine türkische Dame, die daselbst wohnte — Weibliche Kleidertracht — Sitten des weiblichen Geschlechts auf der Insel — Oefnung in der Erde, woraus pestilenzialische Dünste aufsteigen — Schwitzstube — See mit warmem Wasser — Schwefel und Alaun — Mühlsteine — Salzgruben — Essenminen — Sardonyxe — Catacomben.

Wenn man die sandige Küste verläßt, die sich am Fuße der Anhöhe befindet, auf welcher der Flecken Argentiere liegt, und nach der Insel Milo überfahren will, so kommt man zuerst in einen engen Canal, der durch die

kleinen Inseln St. Georg und St. Eustachius und durch die Insel Argentiere selbst gebildet wird; dieser Kanal dient den Kauffartheischiffen zu einer Art von Hafen. In einer kleinen Entfernung von der Küste ragt ein grosser Felsen aus dem Meere hervor, aber seine Entfernung von der Insel ist so gering, daß es auch für die allerkleinsten Schiffe nicht möglich ist, dazwischen hinzufahren. Die Griechen nennen diesen Felsen Pyrgui; auf seiner Spitze liegen die Trümmer eines alten Gebäudes, und wenn man den jetzigen Bewohnern der Insel Glauben beimessen dürfte, so hätten vor alten Zeiten die Fürsten der Insel ihre Wohnung auf demselben gehabt.

Von hier fährt man an dem Fuß des Berges vorbei, auf welchem die Cimolische Erde gefunden wird, und kommt in eine kleine Meerenge, welche die Griechen Polonia nennen, und wodurch eigentlich die beiden Inseln Milo und Argentiere von einander getrennt werden. In der Mitte dieses Kanals, der überhaupt kaum eine halbe Stunde breit ist, liegen noch eine Sandbank und mehrere beträchtliche Klippen, an welchem das Meer, das schon durch die nahen Küsten eingeengt ist, sich ungestüm bricht und furchtbar hohe Wellen wirft. Für gröſsere Schiffe ist daher dieser Weg viel zu gefährlich, und selten wird er von ihnen eingeschlagen; wenn sie jedoch mit großer Vorsicht dabei zu Werke gehen, so kommen sie unbeschädigt hindurch, und es haben schon manche diesen kühnen Versuch gewagt. Sie finden dann sogar in einer Vertiefung zwischen zwei Bergen der Insel Milo einen vortreflichen Ankerplatz. In der Mitte von dieser Art von Meerbusen landen auch die Kähne die von der Insel Argentiere kommen. Gerade gegenüber sieht man auf der Küste von Argentiere einige Ruinen, welche die Griechen Liniko nennen, welches Wohnungen der Götzendiener bedeutet; ich habe dieselbe genau untersucht

und nichts weiter gefunden, als einige alte Grabmähler, die fast ganz zerfallen auf einem weichen Sandfelsen stehen, den das Meer, weil es beständig an seinen Fuß anschlägt, schon weithin untergraben hat. Nicht weit davon liegt eine kleine Klippe, die den Namen St Andreasklippe führt; man sieht noch deutlich, daß sie ehmals mit der Insel zusammengehangen hat, denn der Kanal des Meeres, der sie gegenwärtig von derselben trennt, ist in seiner Mitte nicht über eine Klafter tief, und der Boden desselben ganz mit Ruinen bedeckt, worunter sich besonders zwei auffallend schöne und große Grabmähler mit ihren Kapitälen befinden, die weit über das Wasser hervorragen. Die St. Andreasklippe ist auf allen Seiten sehr steil und von dem Meer ausgeschwemmt, ausgenommen die Seite derselben gegen Argentiere, die eine abhängige Fläche ausmacht. Auch auf der Klippe selbst findet man noch sehr viele Ueberbleibsel von alten Gebäuden; besonders sieht man mehrere Eingänge zu unterirdischen Gewölben, und es würde gewiß äußerst interessant seyn, diese näher zu untersuchen, wenn es geschehen könnte ohne sich bei einer Regierung, die gar nicht die mindeste Idee von dem Werth historischer Monumente hat, im höchsten Grade verdächtig zu machen. An den Entdeckungen, die für die Wissenschaften nützlich seyn würden, ist den Türken nichts gelegen, und ihre Eifersucht würde hierdurch nicht rege werden, allein sie leiden dergleichen Nachsuchungen aus den Grunde nicht, weil sie sich einbilden, daß man verborgene Schätze aufsucht die ihnen dadurch entzogen würden. Allein dennoch suchen sie diese Habsucht auch nicht durch eigenes Nachgraben zu befriedigen, denn sie haben den festen Glauben, daß man das vergrabene Geld durchaus nicht anders als mit Hülfe eines Talismans in der Erde aufsinden könne, und daß allein die Europäer diese magische Kunst besäßen.

Es ſind alle mögliche Anzeigen vorhanden, daß an dieſem Orte ehemals eine nicht unbedeutende Stadt geſtanden haben muß. Man ſieht noch jetzt die Ueberbleibſel eines in den Felſen gegrabenen Kanals, in den das Meerwaſſer eindringt, und der für die kleinen Schiffe der Alten ein vollkommen ſicherer Hafen war; an dem Ufer dieſes Kanals waren in einiger Entfernung von einander Pfeiler in den Felſen gehauen, woran die Schiffe angebunden wurden und von welchen noch heut zu Tage viele Ueberreſte vorhanden ſind. Man zeigte mir einen Ort, der eine Begräbnißſtätte geweſen war, und worin nicht lange vorher einige unternehmende Männer nachgegraben hatten, ihre Mühe war ihnen auch einigermaßen belohnt worden, denn ſie hatten außer vielen irdenen Vaſen, ſilbernen Medaillen, Lampen und kleinen Götzenbildern, auch eine ganz ziemlich beträchtliche Bildſäule von Silber gefunden.

Auf der nordöſtlichen Küſte der Inſel Milo, bey der Einfahrt in den Paß Polonia, wird eine Art von Eimoliſcher Erde gefunden, die von der auf der Inſel Argentiere nur wenig verſchieden iſt; ſie wird ebenfalls in Kähnen auf die übrigen Inſeln im Archipel verführet, und man behauptet ſogar, daß ſie in den gewöhnlichen Wäſchen noch beſſere Dienſte leiſtet als die ächte Eimoliſche Erde, daß ſie aber nicht ſo gut ſey wie dieſe, um die Zeuge aller Art von den Flecken und dem Fett zu reinigen.

Sobald man den Fuß auf die Inſel Milo ſetzt, ſo ſieht man daß ſeit undenklichen Zeiten in dem Innern der Erde furchtbare Feuer brennen müſſen, denn alles was man erblickt, trägt die überzeugendſten Spuren von dieſem unterirdiſchen Brande, und an manchen Stellen giebt auch der Boden, wenn man darauf tritt, einen ganz hohlen Ton von ſich, wodurch man auf weite Höhlungen die ſich unter demſelben befinden, ſicher ſchließen

jetzt iſt aber kein einziger mehr dort, und da der apoſtoliſche Biſchof, den man noch immerfort für dieſe Inſel ernennt, keine Heerde und noch weniger Neigung beſitzt die tödtliche Luft einzuathmen, ſo hat er die Inſel ganz verlaſſen und ſich nach Argentiere begeben, wo zwar ſeine Heerde nicht viel anſehnlicher, die Luft aber wenigſtens rein und geſund iſt. Mit dem Katholicismus iſt auch die lateiniſche Kirche in Verfall gerathen. Die Hauptkirche der Griechen, die im Jahr 1664 erbaut worden, iſt nicht beſonders groß aber ſehr hübſch; die Mauern ſind mit Gemälden aus der Geſchichte des alten und neuen Teſtamentes bedeckt. In einer andern kleinern griechiſchen Kirche ſieht man ein Ex-Voto, das vor ungefähr 80 Jahren der Patron einer franzöſiſchen Barke dahin geſtiftet hat; es iſt ein Theil von dem Kiel ſeines Schiffes, den ein großer Wallfiſch durch und durch gebiſſen, und ein anſehnliches Stück von ſeinem Zahn darin zurück gelaſſen hatte. Der Seefahrer machte dieſe Entdeckung erſt, als er in einem Hafen von Morea ſein Schif umlegen ließ, um es auszubeſſern, und er brachte ſogleich aus Dankbarkeit gegen den Himmel, der ihn aus einer ſo großen und augenſcheinlichen Gefahr gerettet hatte, das ganze Stück Kiel mit dem darin ſteckenden Zahn in die Kirche nach Milo. Da die Griechen dieſen Vorfall für ein großes Wunder halten, ſo haben ſie auf das Stück Holz das Bild der Jungfrau Maria machen laſſen, und würden es um keinen Preis mehr weggeben.

Es lebte, zur Zeit da ich mich in Milo aufhielt, eine ſehr reiche und angeſehene Dame daſelbſt, nemlich die Mutter von dem erſten Dollmetſcher des berühmten Admirals Haſſan Baſcha, der nachher mit dem Fürſtenthum Moldau belehnt, und bald darauf, wie es bei der barbariſchen Regierung Sitte iſt, daß ſie gerade denjenigen, in welchen ſie das meiſte Vertrauen zu ſetzen

ſcheint, faſt immer Vermögen und Leben raubt, enthauptet worden iſt. Die Dame Kiera Pregulina, dies war ihr Name, nahm alle Fremde ſehr gut bei ſich auf; ihr Garten war äußerſt ſchön gelegen und enthielt einen Reichthum an ausgeſuchtem Obſt und Gemüßarten, die allen Fremden zu Dienſten ſtunden. Sie brachte ihr Alter in dieſer ruhigen Einſamkeit zu, ob ſie gleich in Conſtantinopel wohnen und eine gewiſſe Rolle daſelbſt hatte ſpielen können. Ihre Geſundheit ſchien auch im geringſten nicht durch die ſchädliche Luft auf der Inſel zu leiden, und ſie hat mich bei Gelegenheit, daß ich mit ihr darüber ſprach, verſichert, daß die Frauensperſonen überhaupt weis weniger als die Mannsperſonen dadurch angegriffen würden.

Sie kleidete ſich wie alle ihre Landsmänninnen in die höchſt lächerliche, abentheuerliche und geſchmackloſe Tracht der Frauensperſonen zu Argentiere. Dieſes, der Schönheit ſo nachtheilige Coſtüme, ſoll ſich aus dem entfernteſten Alterthum herſchreiben, aus Sparta nach Milo, welches bekanntermaßen eine Lacedemoniſche Colonie war, gebracht, und von da mit einigen Abänderungen auf die benachbarten Inſeln verbreitet worden ſeyn. Allein die gelehrteſten Kenner des Alterthums verſichern ganz beſtimmt, daß die Kleidung der Spartaniſchen Mädchen äußerſt unanſtändig geweſen iſt, und ihnen nicht einmal die Kniee bedeckt hat; die Tracht der Einwohnerinnen von Milo hingegen, ſo auffallend und lächerlich ſie iſt, beleidigt doch keinesweges die Anſtändigkeit, denn alle Theile des Körpers werden dadurch ſorgfältig verhüllt. Sie verdient vielmehr wegen des entgegengeſetzten Fehlers getadelt zu werden, denn ſie verbirgt den ſchlankeſten Wuchs, die ſchönſten Formen, und macht ganz unförmlich dick; ſo daß dieſe Damen, wie Tournefort ſchon ſcherzhaft angemerkt hat, ſich mit aller

jetzt iſt aber kein einziger mehr dort, und da der apoſtoliſche Biſchof, den man noch immerfort für dieſe Inſel ernennt, keine Heerde und noch weniger Neigung beſitzt die tödtliche Luft einzuathmen, ſo hat er die Inſel ganz verlaſſen und ſich nach Argentiere begeben, wo zwar ſeine Heerde nicht viel anſehnlicher, die Luft aber wenigſtens rein und geſund iſt. Mit dem Katholicismus iſt auch die lateiniſche Kirche in Verfall gerathen. Die Hauptkirche der Griechen, die im Jahr 1664 erbaut worden, iſt nicht beſonders groß aber ſehr hübſch; die Mauern ſind mit Gemälden aus der Geſchichte des alten und neuen Teſtamentes bedeckt. In einer andern kleinern griechiſchen Kirche ſieht man ein Ex-Voto, das vor ungefähr 80 Jahren der Patron einer franzöſiſchen Barke dahin geſtiftet hat; es iſt ein Theil von dem Kiel ſeines Schiffes, den ein großer Wallfiſch durch und durch gebiſſen, und ein anſehnliches Stück von ſeinem Zahn darin zurück gelaſſen hatte. Der Seefahrer machte dieſe Entdeckung erſt, als er in einem Hafen von Morea ſein Schif umlegen ließ, um es auszubeſſern, und er brachte ſogleich aus Dankbarkeit gegen den Himmel, der ihn aus einer ſo großen und augenſcheinlichen Gefahr gerettet hatte, das ganze Stück Kiel mit dem darin ſteckenden Zahn in die Kirche nach Milo. Da die Griechen dieſen Vorfall für ein großes Wunder halten, ſo haben ſie auf das Stück Holz das Bild der Jungfrau Maria machen laſſen, und würden es um keinen Preis mehr weggeben.

Es lebte, zur Zeit da ich mich in Milo aufhielt, eine ſehr reiche und angeſehene Dame daſelbſt, nemlich die Mutter von dem erſten Dollmetſcher des berühmten Admirals Haſſan Baſcha, der nachher mit dem Fürſtenthum Moldau belehnt, und bald darauf, wie es bei der barbariſchen Regierung Sitte iſt, daß ſie gerade denjenigen, in welchen ſie das meiſte Vertrauen zu ſetzen

ſcheint, faſt immer Vermögen und Leben raubt, enthauptet worden iſt. Die Dame Kiera Pregulina, dies war ihr Name, nahm alle Fremde ſehr gut bei ſich auf; ihr Garten war äußerſt ſchön gelegen und enthielt einen Reichthum an ausgeſuchtem Obſt und Gemüßarten, die allen Fremden zu Dienſten ſtunden. Sie brachte ihr Alter in dieſer ruhigen Einſamkeit zu, ob ſie gleich in Conſtantinopel wohnen und eine gewiſſe Rolle daſelbſt hatte ſpielen können. Ihre Geſundheit ſchien auch im geringſten nicht durch die ſchädliche Luft auf der Inſel zu leiden, und ſie hat mich bei Gelegenheit, daß ich mit ihr darüber ſprach, verſichert, daß die Frauensperſonen überhaupt weit weniger als die Mannsperſonen dadurch angegriffen würden.

Sie kleidete ſich wie alle ihre Landsmänninnen in die höchſt lächerliche, abentheuerliche und geſchmackloſe Tracht der Frauensperſonen zu Argentiere. Dieſes, der Schönheit ſo nachtheilige Coſtüme, ſoll ſich aus dem entfernteſten Alterthum herſchreiben, aus Sparta nach Milo, welches bekanntermaßen eine Lacedemoniſche Colonie war, gebracht, und von da mit einigen Abänderungen auf die benachbarten Inſeln verbreitet worden ſeyn. Allein die gelehrteſten Kenner des Alterthums verſichern ganz beſtimmt, daß die Kleidung der Spartaniſchen Mädchen äußerſt unanſtändig geweſen iſt, und ihnen nicht einmal die Kniee bedeckt hat; die Tracht der Einwohnerinnen von Milo hingegen, ſo auffallend und lächerlich ſie iſt, beleidigt doch keinesweges die Anſtändigkeit, denn alle Theile des Körpers werden dadurch ſorgfältig verhüllt. Sie verdient vielmehr wegen des entgegengeſetzten Fehlers getadelt zu werden, denn ſie verbirgt den ſchlankeſten Wuchs, die ſchönſten Formen, und macht ganz unförmlich dick; ſo daß dieſe Damen, wie Tournefort ſchon ſcherzhaft angemerkt hat, ſich mit aller

ihrer Liebenswürdigkeit vortreflich zu Gemälden auf Fächern ſchicken.

Man hat den Bewohnerinnen von Milo, eben ſo wie denen von Argentiere, den Vorwurf gemacht, daß ſie ein ausſchweifendes Leben führten; man hat ſich aber höchſt wahrſcheinlich ehemals in Rückſicht auf beide geirret, und heut zu Tage iſt dieſe Beſchuldigung eine wahre Verläumdung. Der Hang zu Ausſchweifungen, und dieſe herrſchende Sucht zu verführen iſt ja auch in einem Lande gar nicht denkbar, das durch peſtilenzialiſche Dünſte zur Hälfte in eine Einöde verwandelt iſt, und wo jeder Fremde ſich ſcheut, länger zu verweilen als durchaus nöthig iſt. Man findet jedoch auch nur in neuern Werken dieſe alten Sagen angeführt, und beſonders hat Herr Yrwin, der die Inſel Milo von dem Verdeck ſeines Schiffes geſehn und ſich dabei an den Mährchen, die man ihm, um die Langeweile der Schiffahrt zu unterbrechen, erzählte, beluſtiget hat, ſehr viel über die Frauensperſonen der Inſel zu ſagen gewußt. Sie machten, wie er erzählt, der zuvorkommenden Behandlung ihrer Mütter gegen hübſche, durch einen Sturm auf ihre Küſten verſchlagene Seeleute keinesweges Schande, und wären in dieſem Stücke nicht aus der Art geſchlagen; er vermuthet ſogar, daß von der ausſchweifenden Lebensart dieſer Frauensperſonen Homer die Idee von ſeiner Calypſo hergenommen habe. Auch von der Inſel Argentiere erzählt der nämliche Verfaſſer, ſolche abentheuerliche und lächerliche Dinge, daß ſie wenigſtens zum Beweiſe dienen, wie ſehr man ſich in Acht nehmen muß, wenn man andern blos nacherzählt, ohne die Sache ſelbſt zu unterſuchen. So erzählt er z. B. von Argentiere: daß, wenn die Seeleute während ihres Aufenthalts auf der Inſel Kinder zeugten, dieſe den Müttern als ein rechtmäßiger Gewinn zugehörten, und daß ſie alsdann die Mütter, wenn es Söhne wären, äußerſt jung auf die

Schiffe verkauften, die Mädchen aber, ſobald ſie mannbar geworden wären, in ihre tugendhaften Fußſtapfen zu treten lehrten. — Es iſt in der That nicht der Mühe werth, ſolche Armſeligkeiten zu widerlegen und ſich überhaupt lange dabei aufzuhalten.

In einiger Entfernung von der Stadt Milo zeigte man mir eine Oefnung in der Erde, aus welcher beſtändig peſtilenzialiſche Dünſte aufſtiegen, die in einem ſolchen Grade tödtlich waren, daß wenn man ein Thier nur an die Oefnung dieſer Höhle hielt, es ſogleich todt niederfiel; es hatten mehrere eben ſo unwiſſende als verwegene Perſonen den Verſuch gemacht, in dieſe Höhle hinein zu gehen, um ſie näher zu unterſuchen, allein ſie waren alle darin umgekommen. Der Herr von Choiſeul-Gouffier ſoll, ſeitdem die Einwohner der Inſel verſichert haben, daß alle die ſchädlichen Dünſte, durch welche Krankheiten und Tod über ihre Stadt verbreitet würden nur allein aus dieſem unterirdiſchen Gange herauskämen. Die Einwohner ſollen hierauf die Oefnung deſſelben ſorgfältig verſtopft haben, allein demohngeachtet iſt die Atmoſphäre reiner und geſunder geworden, denn ohne Zweifel haben die tödtlichen Dünſte noch mehrere andere Ausgänge als dieſe Oefnung.

Etwas über eine halbe Stunde von der Stadt ſind warme Bäder, oder vielmehr eine natürliche Schwitzſtube, die durch eine ſiedende Waſſerquelle unterhalten wird. Um die Quelle herum befanden ſich ehmals mehrere Gebäude, in denen die Kranken wohnten, die von allen Seiten herbeiſtrömten; allein auch dieſe Gebäude haben das nämliche Schickſal gehabt wie überhaupt alles Schöne und Nützliche in dieſem der ſchrecklichſten Zerſtörung Preiß gegebenen Lande. Es iſt nichts mehr davon übrig, als eine kleine gewölbte Galerie, an deren äußerſtem Ende ſich eine ſteinerne Bank befindet, worauf nur eine einzige Perſon Platz hat; auf dieſer Bank em-

pfindet man eine erſtickende Hitze, und iſt ſehr bald mit Schweiß überdeckt *). Das Waſſer, durch welches dieſe auf eine Anhöhe liegende Schwitzſtube bewirkt wird, fließt unter der Erde die Anhöhe hinab gegen das Ufer zu, und kommt in dem Sande, nahe am Hafen zum Vorſchein; es verbreitet daſelbſt einen außerordentlich ſtarken Schwefelgeruch, ſetzt einen ockerfarbigen Satz zu Boden, und man ſieht es noch 10 bis 12 Schritte ins Meer hineinſieden.

Nicht weit von dieſer Schwitzſtube findet man in einem leichten und faſt zerreiblichen Felſen eine groſſe Höhle, worin ſich ein kleiner Teich von warmen Waſſer befindet, der nur 2 bis 4 Fuß tief, und deſſen Temperatur ſo mäßig iſt, daß man ſich mit Vergnügen darin baden kann. Die Wände dieſer Höhle ſind mit einer dicken Rinde von natürlichem Salpeter überdeckt. Dieſes Bad, und dieſe Schwitzſtube ſind heilſame Wirkungen von dem ſchrecklichen Feuer das unter dieſer Inſel in der Tiefe der Erde wüthet; ihr Gebrauch iſt ein vortrefliches Mittel um alle Hautkrankheiten, Lähmungen und Gichtſchmerzen zu heilen. Die Griechen kannten ſie auch ſchon zur Zeit des Hippocrates, der ſehr häufig ſeine Kranken dahin ſchickte, und noch heut zu Tage kommen von allen Seiten her viele dahin um Linderung ihrer Schmerzen zu ſuchen. Allein dieſe Vortheile, welche die unterirdi-

*) Dieſe natürliche Schwitzſtube leiſtet weit gröſſere Dienſte, als jede künſtliche, weil die Bruſt darin frei bleibt, was bei den letztern nie der Fall iſt. Sie würde in allen Lähmungen, Ausſchlägen, Gichtſchmerzen, Flüſſen u. dergl. von vorzüglichem Nutzen ſeyn; allein da ſie eine beſondere Kraft in geheimen Krankheiten hat, welche durch Transpirationen, die durch andere Mittel hervorgebracht werden, nicht gehoben werden können, ſo wird dieſe Schwitzſtube hauptſächlich nur von den ausſchweifendſten mit Mercurius überladenen Menſchen beſucht, und iſt dadurch auſſerordentlich in Miscredit gefallen.

ſche furchtbare Feuersbrunſt gewähret, ſind eine höchſt unbedeutende Entſchädigung für die unzählbaren Krankheiten, die dadurch veranlaßt werden, und die wahrſcheinlicherweiſe bald alle Einwohner von der Inſel vertilgen werden, denn ihr verderblicher Einfluß nimmt täglich mehr über Hand, und hat ſich neuerlich auch in diejenigen Kantone verbreitet, die zuvor noch immer davon befreit geweſen waren. Es iſt überhaupt noch nicht ein volles Jahrhundert, daß die Wirkungen dieſer verpeſteten Luft ſo ſchrecklich bösartig und verheerend geworden ſind, und die Alten ſcheinen durchaus nichts davon gewußt zu haben. Man findet in ihren Schriften eine Menge Lobeserhebungen auf die Inſel Milo, auf ihre vortreflichen Producte und ihre ganz auſſerordentliche Fruchtbarkeit *), der äußerſt ungeſunden Luft erwähnen ſie hingegen mit keinem Worte.

Milo iſt eine von den größten Inſeln in dem ſüdlichen Theile des Archipels, und Plinius ſagt: daß ſie auch unter allen die rundeſte ſey. Ihr Umkreis beträgt ohngefähr 12 Stunden. Der Schwefel, den man daraus holte, wurde für den beſten in der Welt gehalten, und der Alaun galt für den Vorzüglichſten nach dem Aegyptiſchen. Dieſem Alaun von Milo ſchrieben die Alten die ſonderbare Eigenſchaft zu, daß er die Weiber unfähig mache zu empfangen, und ſelbſt Dioscorides ſcheut ſich nicht dieſes in ſeiner Naturgeſchichte zu bekräftigen. Der reine gewachſene Schwefel wird noch heut zu Tage in großer Menge daſelbſt gewonnen, und ſogar auf der Oberfläche der Erde gefunden; allein er kommt nicht

*) Theophraſt weiß nicht Worte genug zu finden, die erſtaunende Fruchtbarkeit dieſer Inſel zu rühmen, und verſichert unter andern, daß die Vegetation auf derſelben ſo ſtark wäre, daß alle Arten von Getraide von dem Tage der Ausſaat an in 30 Tagen reif würden; was freilich ſehr ſchwer zu glauben iſt.

mehr in den Handel, so wenig wie der Alaun, ob gleich beide mit leichter Mühe und fast ohne alle Kosten gesammelt werden könnten. Ueber diese Sorglosigkeit wird man sich übrigens nicht wundern, wenn man bedenkt, daß mehrere andere noch weit wichtigere Zweige des Handels, die eine Quelle von Reichthum für diese Länder seyn würden, wenn die Einwohner es wagen dürften sie zu betreiben, ebenfalls gänzlich aufgegeben worden sind.

Der Steinalaun wird auf der Insel Milo in großen natürlichen Höhlungen in Menge gefunden, und er ist weit schöner und reiner als derjenige, der bei uns durch die Kunst hervorgebracht wird. Ich bin in eine von diesen durch das unterirdische Feuer erwärmten Höhlen hineingegangen, die auf dem Abhang eines steilen Berges lag. Der Felsen, worin sie sich befindet ist fast ganz calcinirt und alle Wände der Höhle sind mit einer ungeheuern Menge großer Alaunstücke überzogen, die darin eingewachsen sind, und die man nicht anders als mit eisernen Werkzeugen losmachen kann. Auch findet man dieses Salz in Gestalt des Schimmels angesetzt, wo es auf die mannigfaltigste Art kristallisirt ist. Der Federalaun wird ebenfalls in großer Menge gefunden; er hängt in seidenartigen und glänzenden Fäden von der Decke der Höhle herab. Die Steine an dem Eingang in diese Alaunhöhle sind in solchem Grade verbrannt, daß man sie mit den bloßen Fingern zerbröckeln und zu Pulver zerreiben kann *).

Es

*) Außer der ungeheuern Menge von Alaun wird nirgends der Schwefel so schön und in solcher Quantität gefunden, als auf der Insel Milo; er übertraf bei weitem den in der Höhle von Solfatara bei Neapel oder den des Vesuvs. Der letztere ist von einem schmutzigen Grün, der auf Milo hingegen ist glänzend und durchscheinend wie

Es kommen jährlich eine Menge Schiffe nach Malta, um große Stücke Lava abzuholen, aus denen Mühlsteine verfertigt, und in mehrere Gegenden der Levante

Kristall; man findet auch große Stücke von der gelben Art, und andere, die so roth und durchscheinend sind, wie Rubinen.

Alle Höhlen auf der Insel, und deren giebt es eine unzählige Menge, sind mit Alaun und Schwefel angefüllt, und man kann sich keinen prächtigern Anblick denken, als wenn das Tageslicht auf ihre mit Kristallen von allen Farben überdeckte Wände fällt. Die außerordentliche Schönheit dieser Höhlen, sagt der Englische Verfasser des 11ten Briefes im 1sten Theil der Reisebeschreibung von Blainville, bewog uns, nach mehrere derselben zu besuchen. Endlich erblickten wir eine von unserm Kahne aus, welche an ihren Seiten und der Decke einen sonderbaren Glanz zeigte, und aus einem prächtig polirten Stein zu bestehen schien. Wir eilten sogleich auf sie zu; aber unser Erstaunen war unbeschreiblich, als wir die ganze Höhle mit Feuer bekleidet sahen. Der Fußboden bestand aus Erde mit Schwefel vermischt, der über und über mit einer blauen Flamme brannte, und die Decke und die Wände waren ebenfalls mit Feuer bedeckt. Dieser neue und höchst wunderbare Anblick hätte uns jedoch beinahe allzu viel gekostet. Wir hatten uns nämlich der Höhle mit dem Wind in Rücken genähert, und konnten daher eine Strecke in sie hineingehen, ehe wir auf den brennenden Fußboden zu stehen kamen. Allein auf einmal kam ein schneller Windstoß von einer andern Seite, der uns die ganze Masse von Dampf aus der brennenden Höhle ins Gesicht warf. Wir fielen sogleich zu Boden, und wenn dieser Windstoß nur einige Augenblicke länger gedauert hätte, so wären wir unausbleiblich erstickt. Zum Glück hörte er wieder auf, und wir eilten zur Höhle hinaus zu kommen.

Das Erdreich in dieser Gegend der Insel raucht an sehr vielen Stellen, und an mehrern ist es sehr heiß; bei jedem Tritt giebt es einen Wiederschall unter den Füßen, und es ist ein schauerlicher Gedanke, daß man auf Gewölben steht, die mit Feuer angefüllte unterirdische Höhlen bedecken.

und besonders nach Aegypten und Constantinopel verführt werden. Diese Mühlsteinbrüche waren auch schon den Alten sehr wohl bekannt, und wurden fleißig von ihnen bearbeitet; da nun ein Mühlstein im griechischen Myliας heißt, so haben viele Gelehrten in diesem Worte den Ursprung von dem Namen der Insel zu finden geglaubt.

Neben dem Hafen sieht man große Behälter in der Erde die mit Seewasser angefüllt werden; bei der großen Hitze dünstet dieses Wasser bald ab, und das zurückbleibende Salz setzt sich in Crystallen an. Diese natürlichen Salzwerke waren ehmals äußerst einträglich, aber heut zu Tage sind sie in einem elenden Zustande und werfen fast gar keinen Gewinn mehr ab.

Man findet auch auf der Insel eine Menge Eisenerz und Eisen enthaltende Kiese, allein es wird kein Gebrauch davon gemacht. An dem Ufer des Meeres in einer kleinen Entfernung vom Hafen ist die ganze Küste mit einem schwarzen eisenhaltigen Sand bedeckt. Auch wurden ehemals auf der Insel Sardonyxe gefunden, von denen aber heut zu Tage keine Rede mehr ist, denn wenn von den Tiraunen dieses Landes solche Kostbarkeiten geachtet würden, so hätten die Einwohner neue Verfolgungen deshalb auszustehen. Olivier hat auch die Puzzolanerde so gut wie auf den Inseln Argentiere und Santorin daselbst entdeckt, und es ist gar nicht zu zweifeln, daß thätige Menschen, die nicht wie die jetzigen Einwohner unter dem Druck der Sclavenketten seufzten, noch viele andere nützliche und kostbare Producte daselbst auffinden könnten. Höchst wahrscheinlich würde sogar unter einer vernünftigern Verfassung die Luft auf der Insel Milo weniger ungesund werden, und man könnte vielleicht durch Anlegung einiger nicht kostspieliger Werke diesen Zweck vollkommen erreichen. Allein vorerst ruft die Stimme der Menschheit vergebens um Hülfe,

und solche Verbesserungen lassen sich wedet von den Türken, die durchaus kein Gefühl für die Leiden ihrer Mitmenschen haben, noch auch von den Unglücklichen, die nicht Unterthanen, sondern Sclaven sind, erwarten.

In einiger Entfernung von den Hafen sind mehrere unterirdische Gewölbe, die ziemlich tief in den Felsen gegraben sind; in einige davon steigt man auf einem schneckenförmig gewundenen Gang hinab. Heut zu Tage kann man jedoch nur mit der äußersten Mühe hinein gehen, denn man muß über Haufen von Steinen auf Händen und Füßen hinkriechen. Auf der Seite des Ganges sind hier und da kleine Vertiefungen in dem Felsen angebracht, die ohne Zweifel für Lampen bestimmt waren, womit man diese dunkeln Gänge erleuchtete, und es ist höchst wahrscheinlich, daß diese Gewölbe vor alten Zeiten, die Begräbnißstätten der Insulaner gewesen sind.

Auch in einer andern Gegend der Insel findet man noch ähnliche Catacomben, die aber nicht so groß und auch weniger tief sind. Um in dieselben zu kommen, geht man zuerst eine Weile auf einer schiefen Fläche fort, und dann kommt man an eine breite Stiege, die in einen geräumigen Saal führt, worin sich eine in Felsen gehauene Bank befindet, und auf dessen Seiten mehrere andere kleine Zimmer angebracht sind. Der Eingang in dieses Gewölbe geht durch einen Felsen, der durchaus calcinirt ist; alle Steine sind leicht und schwammigt wie fast alle auf der Insel und wie überhaupt alle Felsen auf derselben, die seit undenkbaren Zeiten der Wirkung des fürchterlichen Brandes, den sich die Phantasie des Menschen erdenken kann, ausgesetzt sind. Man kann diese ewig rauchende Insel, deren Boden auf einem ungeheuren Schmelzboden ruht, nicht ohne die Furcht ansehen, daß von einem Augenblick zum andern ein schrecklicher

Ausbruch erfolgen, und vielleicht die ganze Insel zerstört werden könnte.

## Zwanzigstes Kapitel.

Hafen von Milo — Bucht von Patricha — Gefecht einer französischen Fregatte mit zwei englischen Cuttern — Sifur — Ruinen — Anti-Milo — Purgirende Wasserquelle — Alaunwasser — Erdbeben — Kälte — Stürme — Mittel gegen den Biß der Schlangen — Schlangenbändiger oder Psylen — Schlangen.

Die Insel Milo hat in ihrer Mitte eine große und weite Bay, die sich tief in das Land hinein erstreckt, und, nach der Bemerkung einiger Alten, der Insel die Gestalt eines Bogens giebt. Dies ist einer der vorzüglichsten Häfen im ganzen mittelländischen Meere; er ist groß genug, um eine ganze beträchtliche Flotte in sich aufzunehmen und gegen alle Winde zu schützen. Es giebt in demselben mehrere vortrefliche Ankerplätze; der gewöhnlichste ist ganz in dem Innern des Meerbusens, den Catacomben gegenüber und am nächsten bei der östlichen Küste. In dem feinen Sande, woraus der Grund des Meeres besteht, greifen die Anker leicht ein und die Schiffe können schon mit 12 bis 18 Klafter Wasser sich vor Anker legen. Die kleineren Fahrzeuge aber können sich noch mehr der Küste nähern und sich auf den Felsen der Insel mit Ankertauen befestigen.

Ein noch bequemerer und ruhigerer Ankerplatz ist ebenfalls auf der westlichen Küste in einer kleinern Bucht die den Namen Patricha führt. Die Schiffe sind fast ganz darin eingeschlossen, und fühlen weder das geringste von dem Wind, noch können sie auch von Nordwesten

her durch die Wellen des Meeres beunruhiget werden, die manchmal in die innere Vertiefung des Hafens ziemlich ungeſtüm einbrechen; in dieſe Bucht aber können ſie nicht eindringen, weil ſie durch eine Landſpitze, auf der ein hoher Felſen liegt, geſchützt wird. Hier war es, wo im Jahr 1780 zwiſchen der franzöſiſchen Fregatte la Mignonne, welche eine Kauffartheiflotte von mehr als 60 Segeln geleitete, und von dem berühmten d'Entrecaſteaux kommandirt wurde, und zwei engliſchen Cutteren, die ſie darin angriffen, ein merkwürdiges Gefecht vorfiel.

Die Flotte hatte in dem Kanal von Malta die zwei Cutter angetroffen, die zu der Flotte des Admirals Keppel gehörten; ſie waren ihr ſeitdem nachgefolgt, und hatten jedesmal in der Nacht Verwirrung unter derſelben angerichtet. Die Fregatte war nicht im Stande ſie alle beide zugleich im Reſpect zu erhalten, denn wenn ſie auf den einen Jagd machte, ſo bedrohte der andre von einer andern Seite die Kauffartheiſchiffe; von dem ſchweren Geſchütz konnte man keinen Gebrauch machen, weil man damit den eigenen Schiffen am meiſten geſchadet hatte; man ſah es daher mit Recht als einen Beweis von der wachſamen Thätigkeit und den geſchickten Manövres der Fregatte an, daß nur 6 Schiffe in die Hände des Feindes gefallen waren; allein auch dieſe behielt er nicht lange. Als die Flotte im Archipel anlangte, ſchien ſie mit vollen Segeln gegen Smirna hinzufahren; die Engliſchen Cutter, die leichter ſegelten, waren voran und hatten die Abſicht in der Nacht die Flotte noch einmal anzugreifen; ihre gemachten Priſen folgten ihnen nach. Schon hatte dieſe Flotte von feindlichen Schiffen, die ganz einträchtig mit einander in Geſellſchaft zu ſegeln ſchienen, die Einfahrt in den Hafen von Milo hinter ſich zurückgelaſſen, als die Fregatte durch ihre Signale verſchiedene Evolutionen anordnete und endlich den Befehl

gab, aufs ſchnellſte in den Hafen einzulaufen; durch dieſe Bewegung befand ſich die Fregatte zwiſchen den Cuttern und der Flotte, und dicht bei den weggenommenen Schiffen. Dieſe, die größtentheils nicht mit Tauen angebunden waren, näherten ſich nun ſogleich der Fregatte, und ſogar auch das größte darunter, worauf die Engländer einen Lieutenant und dreizehn Mann geworfen hatten, wurde wieder genommen ohne daß der Feind, der ſchon zu entfernt war, ihm zu Hülfe kommen konnte. Hierauf legte ſich die Flotte in der Bucht von Patricha vor Anker; den andern Morgen waren ſchon mehrere junge Offiziers ans Land geſtiegen, um auf die Jagd zu gehen, und ein großer Theil von den übrigen wollte ihnen nachfolgen, weil ſie ſich in dem Hafen einer neutralen Nation für vollkommen ſicher hielten, als man, auf der offenen See die beiden Cutter erblickte, die mit vollen Segeln auf die Bucht zufuhren. Sie liefen auch wirklich bald darauf ein, und ob man ſich gleich nicht denken konnte, daß es in der Abſicht geſchähe die Flotte anzugreifen, ſo wurden doch jetzt alle Vorkehrungen getroffen, die die Klugheit erforderten; die Fregatte befeſtigte ſich auf dem Lande mit Ankertauen, und deckte durch ihre Stellung die ſämmtlichen Kauffartheiſchiffe, die in der innerſten Vertiefung der Bucht lagen.

Jedes von den beiden feindlichen Schiffen war ſtärker als die Fregatte, nicht zwar in Rückſicht der Mannſchaft, die aber auch bei dieſer Gelegenheit ganz überflüßig war, noch auch in Rückſicht der Anzahl der Kanonen, ſondern ſie waren es durch das Caliber ihrer Stücke, denn die franzöſiſche Fregatte hatte nur 8 Pfünder, die Cutters hingegen feuerten aus 12 Pfündern. Man glaubte anfänglich, dieſe feindlichen Schiffe würden ſich in der Bucht ruhig vor Anker legen, allein dies war keinesweges ihre Abſicht; ſie blieben vielmehr der Fregatte gegenüber unter Segel, wendeten ſich wechſels-

weiſe zur Rechten und Linken, kamen einzeln ſo nahe an das Hintertheil der Fregatte, daß ſie die von derſelben herabwehende Flagge berührten, und machten überhaupt alle mögliche Arten von Wendungen. Dieſe auffallenden Beleidigungen konnte man nicht anders als für eine Ausforderung und für einen wirklichen Angrif halten. Es war nicht möglich, dieſe Beſchimpfung der Flagge länger zu dulden; die Fregatte gab daher Feuer, und man ſah nunmehr deutlich, daß der Feind keine andre Abſicht gehabt hatte, als die Fregatte zu zwingen, die Feindſeligkeiten zuerſt anzufangen, (als wenn dieſe nur in Kanonenſchüßen beſtünden) denn in demſelben Augenblick, wo er unſere erſte Lage erhielt, erwiederte er ſie mit einer unglaublichen Schnelligkeit und Lebhaftigkeit. Das Gefecht fieng mit außerordentlicher Erbitterung von beiden Seiten an; die Fregatte mußte abwechſelnd das Feuer von vier Batterien aushalten, und hatte dagegen nur eine, womit ſie ſich vertheidigen konnte, denn die andere war gegen das Land gekehrt; überdies mußten noch zwei Stücke von dieſer brauchbaren Batterie die meiſte Zeit unthätig bleiben, weil ſie durch eine Landzunge verdeckt wurden. Die Artillerie der Fregatte war hingegen weit beſſer bedient und hatte beſonders den großen Vortheil, daß ſie auf einem feſten Puncte aus feuerte, dahingegen die feindlichen Schiffe ſich unter Segel befanden und ihre Schüße folglich weit unſicherer waren. Nach einem vierſtündigen Gefechte zogen ſich endlich die in hohen Grade beſchädigten Cutters zurück und verließen den Hafen, um nicht wieder zu kommen. Man erfuhr in der Folge, daß ſie nicht nur ſehr viele Leute verloren hatten, ſondern auch in Gefahr geweſen wären, unterzuſinken, wenn ſie nicht ſogleich ihre Ausbeſſerung vorgenommen hätten.

Einen Vorfall kann ich nicht mit Stillſchweigen übergehen, der einen Begrif von der Wildheit und Unart der Offiziere giebt, die ſich auf den Cutters befanden.

Die jungen Seecadetten, die auf die Jagd gegangen waren, kamen bei dem erſten Kanonenſchuß eilends an das Ufer zurück; man konnte ihnen aber während des Treffens das Boot nicht zuſchicken, und ſie ſetzten ſich daher als müßige Zuſchauer des Gefechtes auf dem Abhang eines Berges nieder. Die Feinde begiengen nun aus Verdruß, daß ſie ihre kühne, den Geſetzen des Krieges zuwiderlaufende Unternehmung ſcheitern ſahen, die Niederträchtigkeit, auf die jungen Leute, die ſie an der Uniform erkannten, mehrere Lagen abzufeuern, wodurch von allen Seiten Erde und Steine über ihnen zuſammen fielen, aber doch glücklicherweiſe keiner beſchädiget wurde.

Nach einer ſolchen offenbaren Verletzung des Völkerrechts, mußten wir noch mehrere Angriffe von Seiten der Engländer erwarten. D'Entrecaſteaux gab mir daher den Auftrag, auf dem Berge, an deſſen Fuße die Fregatte vor Anker lag, eine Batterie zu errichten; man nahm von der Seite des Schiffes, die gegen das Land zugekehrt war, alle Kanonen weg, und ſchleppte ſie mit demjenigen enthuſiaſtiſchen Muthe, der von jeher die franzöſiſchen Soldaten ausgezeichnet hat, auf einen ſteilen Felſen, der von allen Seiten mit Klippen umringt war, und in kurzer Zeit entſtand auf demſelben ein Fort, das im Stande geweſen wäre, ſich gegen einen beträchtlich überlegenen Feind zu vertheidigen. Allein Entrecaſteaux war ohngeachtet dieſer Vorkehrungen nicht ganz ruhig, denn er beſorgte nicht nur die Ankunft einer allzu ſehr überlegenen Macht, die ſich um ihn anzugreifen von mehrern Seiten her zuſammenziehn könnte, ſondern er fürchtete ſich auch vor der Treuloſigkeit der Griechen ſelbſt. Daher ließ er in einer Nacht ganz unerwartet die Kanonen ſchnell wieder an Bord ſchaffen, ließ die Anker lichten, und führte die Flotte wieder zurück unter die Kanonen der Feſtung Suda auf der Inſel Candia. Ich hatte

mich in der Bucht von Patricha auf diese Fregatte begeben, und machte nun die ganze Reise derselben mit, die mir durch den Umgang mit dem erfahrnen und vorzüglichen Seemann, der sie commandirte, doppelt interessant wurde. Ich komme jedoch jetzt wieder auf die Insel Milo zurück.

Die Einfahrt in den Hafen liegt gegen Nordwesten; sie ist sehr breit und die Schiffe können ohne alle Gefahr sehr nahe an die Küsten hinfahren; sie haben gegen dem Steuerbord über oder auf der rechten Seite das Cap Mani und gegen dem Bakbord, oder der linken Seite, das Cap Lakida; hierauf verengert sich die Bucht wieder zwischen den beiden Caps San-Dimitri und Bombarda. Das letztere ist ein zuckerhutförmiger Berg, auf welchem ein Dorf Namens Sifur liegt; es ist mit Mauern umgeben, die ihm den Ehrentitel eines festen Schlosses oder Castelles zugezogen haben, ob es gleich außer diesen unbedeutenden Ringmauern keine Art von Festungswerken weiter aufzuweisen hat. Die Einwohner sind fast alle Lothsen und kennen den ganzen Archipel aufs genaueste. Die Luft in dem Dorfe ist gesünder und reiner als auf der ganzen übrigen Insel, denn die pestilenzialischen Dünste, die in der Ebene aufsteigen, erheben sich nicht bis zu dieser Höhe; daher ist auch dieser Ort weit volkreicher als die Hauptstadt Milo, und die Einwohner sehen gesunder und stärker aus, als ihre übrigen unglücklichen Landsleute.

Von dieser sehr schmalen Bergspitze, worauf Sifur liegt, übersieht das Auge eine unermeßliche Fläche; auf der einen Seite erblickt es die Berge von Attika, die Fluren von Argos und das alte Laconien; südwärts überschaut es die berühmten Berge von Creta, und in den andern Gegenden des Horizonts die zahllosen Inseln des Archipels, die auf dem Wasser zu schwimmen scheinen. Es ist höchst wahrscheinlich, daß auf der Stelle, wo

jetzt Sifur ſteht, oder doch ganz dicht dabei, ſich vor uralten Zeiten der Hauptort der Inſel Milo befunden hat, denn alle uralten Orte im Archipel liegen auf den höchſten und ſteilſten Bergen, denen äußerſt ſchwer beizukommen iſt. Die unaufhörlichen Streitigkeiten, die zwiſchen den verſchiedenen Völkerſchaften ſtatt hatten, machten es höchſt nothwendig, daß man gegen einen Feind, deſſen vorzüglichſte Tactik nach dem Geiſt der ganzen Nation in Kriegsliſten und in Ueberrumpelungen beſtand, beſtändig auf ſeiner Hut ſein mußte; man wählte daher die höchſten Berge, die von keinen andern beherrſcht wurden, und von denen man jeden heranrückenden Feind ſogleich bemerken konnte, zu den gewöhnlichen Wohnorten. Dieſe himmelanſtrebenden Felſen, waren ihrer Lage nach leicht zu vertheidigen, und von ihnen herab konnte auch der wüthendſte Angrif des tapferſten zurückgeſchlagen werden. Ueberdieß mußten auch in einem Lande, wo alle religiöſen Ideen ſich einzig und allein auf die Theogonie bezogen, die Menſchen ſich einbilden, daß je höher ſie über die Oberfläche der Erde erhaben wären, deſto mehr ſie ſich in der Nähe der Götter befänden, und daß ihre Gebete deſto geſchwinder und ſicherer zu ihnen kommen könnten. Erſt in der Folge als die unabläſſigen Streitigkeiten ſich einigermaßen verminderten, und die Menſchen ſich im Stande ſahen, mit Handlung und Künſten ſich abzugeben, wagten ſie es ſich in den Ebenen und auf den flachen Meeresküſten niederzulaſſen, wo ſie mehr Gelegenheit hatten ſich auf Schiffahrt und Handlung zu legen und andere Gewerbe zu betreiben. Daß aber die Stelle, worauf gegenwärtig Sifur ſteht, wirklich ſchon den Alten zum Wohnort gedient hat, ſieht man offenbar aus der Menge von Ruinen die daſelbſt gefunden werden. Man trift faſt auf jedem Schritte Stücke von umgeſtürzten Mauern, Säulen von Pariſchen Marmor, unterirdiſche Gänge,

alte Catacomben und noch eine Menge von dergleichen Ueberresten des Alterthums an, und bei dem geringsten Nachgraben, was aber freilich äußerst geheim betrieben werden muß, findet man noch täglich eine Menge Inschriften auf Leichensteinen, Vasen, Medaillen, Götzenbilder u. dergl. Kurz überall erblickt man Spuren von einer ehemaligen beträchtlichen Stadt.

Gegen der Einfahrt in den Hafen über, ragt hoch über die Oberfläche des Meeres eine kleine unbewohnte Insel hervor; es ist ein kleines Fragment von dem uralten in allen seinen Theilen und in allen Richtungen zerrissenen festen Lande, wovon die noch vorhandenen Ueberreste den griechischen Archipel ausmachen. Die Griechen nennen diese kleine Insel Nemomilo; die Europäischen Seefahrer aber haben ihr den Namen Antimilo beigelegt.

Nicht weit von Sifur, gegen das Ufer zu, entspringt in einem Felsen eine Quelle, deren Wasser lauwarm und von einem faden, äußerst widrigen Geschmack ist; in dieser natürlichen Apotheke holen die Griechen ihre Purgiermittel, denn einige Gläser von diesem Wasser wirken wie die beste Arzenei *). Es giebt in keinem andern Lande der Welt eine solche Menge von warmen mit fremdartigen Substanzen geschwängerten Wasserquellen, man findet auf der ganzen Insel fast durchaus kein rei-

*) Tournefort fügt der Beschreibung von dieser lauwarmen, purgirenden Quelle noch die Nachricht bei, daß im Monat Mai sich fast alle Griechen von Milo und sehr viele von den benachbarten Inseln zu dieser Quelle begeben, um zu purgiren. Sie trinken dann, sagt er, ganze Krüge voll davon, und wenn sie schon lange den gröbsten Unrath von sich gegeben haben, so fahren sie noch immer fort zu trinken, bis nichts mehr als die wässerichste Flüssigkeit von ihnen geht. Dann sind sie für das ganze Jahr zur Genüge purgirt, gerade wie die Hunde, setzt der sonst so feine Franzose hinzu, die im Frühjahr Quecken fressen.

nes geſundes und wohlſchmeckendes Waſſer zum trinken, und dieß trägt höchſt wahrſcheinlich auch weſentlich zu der Menge von Krankheiten bei, die auf der Inſel herrſchen. Die Einwohner von Sifur ſind jedoch von denſelben befreit, allein hier iſt auch die einzige reine Waſſerquelle auf der ganzen Inſel.

Auf der entgegengeſetzten Seite von Sifur, das heißt auf der weſtlichen Küſte der Inſel, giebt es eine Quelle von Alaunwaſſer, das ſo außerordentlich mit Alaun überladen iſt, daß es ihn auf dem Boden über welchen es fließt, in Menge abſetzt.

Die erhitzten Dämpfe, die ſich in der Tiefe der Erde entwickeln, finden eine ſo große Menge von Luftlöchern, durch welche ſie ausſtrömen können, und bleiben in den unterirdiſchen Hölen, in denen ein ewiges Feuer brennt ſo wenig concentrirt, daß die Inſel Milo nicht ſo häufig wie man wohl glauben ſollte, durch Erſchütterungen der Erde heimgeſucht wird. In den Jahren 1779 und 1780 wurden auf der Inſel Milo und auch auf Argentiere, welche mit der erſtern das politiſche Schickſal, ſo wie auch alle Wirkungen der ungeheuern im Schooße der Erde wüthenden Feuersbrunſt von jeher getheilt hat, zwei leichte Stöße von Erdbeben geſpürt; der erſte erfolgte in der Nacht vom 6. auf den 7. Jäuner bei ganz ruhigem Wetter, aber nachdem vorher die heftigſten Nordwinde 40 Tage lang unaufhörlich gewüthet hatten, und der andere hatte am 6. December bei einem Sturm aus Südweſten ſtatt, der im Augenblick der Erſchütterung mit gleicher Heftigkeit nach Norden übergieng. Hauptſächlich war aber hierbei merkwürdig, daß beide Erſchütterungen auf der Inſel Candia in einem weit ſtärkern Grade ſtatt hatten, wo ſogar einige Häuſer dadurch umgeſtürzt, mehrere große Gebäude beſchädigt und viele Menſchen zu Boden geworfen wurden. Man ſieht hieraus, daß in einer unermeßlichen Tiefe unter

der Erde in allen Richtungen Gänge und Canäle exiſtiren, wodurch das Feuer, das im Innern der Erde brennt, ſich auf alle Seiten hinausbreitet; hierdurch hat in jedem Augenblick die Oberfläche der Erde neue Umwälzungen, und vielleicht das Menſchengeſchlecht noch einmal eine gänzliche Ausrottung zu befürchten.

Das Jahr 1779 wurde auch im Archipel durch die anhaltenden heftigen Nordwinde, und durch eine in dieſer Gegend des Erdbodens ſonſt ganz unbekannte Kälte merkwürdig. Die Berge auf dem benachbarten feſten Lande waren alle mit einer großen Menge Schnee bedeckt, und auf der Inſeln Milo und Argentiere, wo ich mich damals aufhielt war es ſo ſtark, daß das Eis an manchen Stellen über einen Zoll dick, und folglich in dieſen Gegenden, wo man im ſtrengſten Sinne ſagen kann, daß es nie friert, ein wirkliches Wunder war. Die älteſten Einwohner konnten ſich nicht erinnern, je einen ſolchen Froſt erlebt zu haben, und alles was ſie von kalten Wintern zu erzählen wußten, kam demjenigen bei weitem nicht gleich, was man in dieſem Jahre wirklich auszuſtehen hatte. Das Erſtaunen der Griechen bei dem Anblick der verſchiedenen Formen von Eiszapfen, die an den Häuſern und an den Bäumen hiengen, war in der That höchſt komiſch. Sie brachen alle Stücke ab, die ihnen nur einigermaßen merkwürdig ſchienen, trugen ſie ſorgfältig auf Schüſſeln durch die Straßen, und konnten nicht Worte genug finden, um ihre Verwunderung darüber auszudrücken; man ſah ihnen eben allen ganz offenbar an, daß ſie zum erſtenmal in ihrem Leben Eis zu ſehen bekamen. Es dauerte jedoch nicht lange, denn nach den erſten 24 Stunden erſchien wieder die wohlthätige Sonne, verjagte alle dieſe Simptome eines ſtrengen Winters, und erwärmte aufs neue die Erde, für die eine ſolche Erkältung ganz etwas fremdes geweſen war.

Endlich zeichnete ſich auch das Jahr 1779 in der Levante durch heftige Winde, furchtbare Orkane und außerordentliche Lufterſcheinungen aus. Dieſe gänzliche Unordnung in der Atmoſphäre entſtand ohne Zweifel aus irgend einer entfernten, mir nicht bekannt gewordenen Urſache, wie z. E. aus heftigen Erdbeben oder aus groſſen phyſiſchen Umwälzungen in irgend einem andern Theile des Erdbodens. Das Meer nahm ebenfalls Theil an dieſer Zerrüttung des Climas und der Atmoſphäre; die Wellen giengen wie Berge in die Höhe, und waren mit Trümmern von Schiffen und andern Zeugniſſen von dreifachen Unglücksfällen überdeckt. Im Anfang dieſes Winters, der ſich durch ſeine Strenge und durch mancherlei ſonderbare Phänomene ſo ſehr auszeichnete, war ich auf der Inſel Argentiere, worin ich damals gerade aufhielt, Zeuge von dem allerfürchterlichſten Sturme, den ich je in meinem Leben geſehn habe. Es brach Nachmittags gegen 2 Uhr aus; zuvor hatte der Wind mit einer groſſen Heftigkeit aus Südweſten geweht; der ganze Himmel war mit Wolken überzogen geweſen, und es hatte faſt unaufhörlich geregnet. Gegen 10 Uhr des Morgens hatten die Wolken angefangen wieder heller und dünner zu werden, allein gegen 2 Uhr Nachmittags thürmten ſich an dem ſüdweſtlichen Bogen des Horizontes Wolken über Wolken als Vorboten des Sturmes auf und wurden von Minute zu Minute dunkler und ſchwärzer. Der Wind legte ſich bald ebenfalls in dieſe Gegend hin; eine faſt gänzliche Dunkelheit verbreitete ſich weit umher über das Land, und Berge von Wolken, die eine gelblich grüne Farbe hatten, ſtiegen ſchrecklich ſchnell am Horizont empor; ſie wurden von Feuerſtrömen in allen Richtungen durchkreuzt, und der Donner hörte nicht auf, jedoch lange nur in dumpfer Ferne zu rollen. Eine Waſſerhoſe, deren Geſtalt einem an beiden Enden erweiterten Cylinder glich, verband das Meer mit den

Wolken; das Waſſer kochte und ſprudelte an ihrem mittlern Ende, das ohngefähr eine halbe viertel Stunde im Umkreis haben mochte, und ſie bewegte ſich mit einer außerordentlichen Geſchwindigkeit fort. Der Sturm wüthete immer näher und rückte endlich in ſeiner ganzen Fürchterlichkeit über die Inſel aus; die Gewalt des Windes ſchlug mehrere Häuſer und Windmühlen um; von allen Seiten leuchteten Blitze und die ſchrecklichſten Donnerſchläge erſchütterten die Erde; ein furchtbarer Hagel fiel in Körnern wie gewöhnliche Nüſſe mit einer ſchrecklichen Gewalt nieder; die Natur ſchien ihrem Untergange nahe zu ſeyn, und die Menſchen waren mit Angſt und Entſetzen erfüllt. Auf dieſe kurz dauernde aber höchſt fürchtbare Scene folgte ſchnell ein heftiger Regenguß, der Wind ſprang nach Norden über, und trieb den Sturm von uns weg in andere Gegenden hin.

Während ich mich in Cette aufhielt, ſah' ich unter andern auch ein Kind, das zwei oder drei Stunden vorher von einer Viper oder irgend einer andern giftigen Schlange in das Unterheil des Fußes gebiſſen worden war; in dem feſten Vertrauen, daß ich im Stande wäre ihm zu helfen, baten mich die Eltern, ihm meinen Beiſtand nicht zu verſagen. Das Bein und der Fuß waren ſchon ſehr geſchwollen, hart und blau von Farbe; das Kind ſtund große Schmerzen aus; die Wunde war nicht mehr zu ſehen, und man konnte nur die Stelle derſelben durch die ſtärkere Geſchwulſt und durch die heftigern Schmerzen erkennen, die man durch das Berühren derſelben dem Kinde verurſachte. Ich hatte ſchon bey mehrern Gelegenheiten, und beſonders in Guiana wo es außerordentlich viele und höchſt giftige Schlangen giebt, die vortreffliche Wirkſamkeit des Eau de Luce gegen den Biß dieſer Thiere durch Erfahrung kennen gelernt; ich ließ daher das Kind in einem Glas Wein einige Tropfen davon einnehmen, und nachdem ich die ge-

bissene Stelle sorgfältig scarificirt hatte, so legte ich eine in dieses Wasser eingetaugte Compresse darauf. Es ist bekannt, daß dieses vortrefliche Mittel aus flüchtigem Laugensalz und Bernsteinöl besteht. Vier Stunden nachher hatte die Geschwulst schon beträchtlich abgenommen, das Kind empfand fast gar keine Schmerzen mehr, und war wieder vollkommen ruhig geworden. Ich legte nun aufs neue, eine in Eau de Luce eingeweichte Compresse auf; band den Eltern des Patienten hoch ein, daß man ihn nicht beunruhigen und ihm besonders keine Art von Arzenei eingeben, oder sonst ein Mittel gebrauchen sollte. Hierauf schickte ich den kleinen Kranken wieder nach Hause.

Allein diese Vorschriften waren ganz vergebens, denn kaum hatte das Kind mein Haus verlassen, so wurde der Vater desselben von einigen alten Weibern, die sich ausschließlich mit der empyrischen Arzeneikunst abgaben, überredet, daß die Arzeneimittel der Franken für die Orientaler durchaus nichts taugten, und ihnen sogar im Gegentheil höchst schädlich werden könnten. Ich muß hierbei die Bemerkung machen, daß dieses gerade auch die Sprache des fanatischen und hochmüthigen Muhammedaners ist, der, stolz und unwissend zu gleicher Zeit, alle andere Menschen verachtet, die seine Religion nicht haben, so wie überhaupt alle Dinge die ihm fremd sind; wen sollte es aber wundern, daß der Sclave die nämliche Sprache führt wie sein Tiran!

Der Rath der alten Empyriker wurde angehört und befolgt; das Kind schlief, aber man weckte es auf, und die Compresse von Eau de Luce wurde abgenommen. Mit einem Scheermesser wurden große Einschnitte in die Wunde gemacht, und der Fuß an zwei Orten, nämlich unter dem Waden und in der Mitte des Schenkels mit zwei kleinen Schnüren unterbunden, und zwar so fest, daß den andern Morgen, denn in diesem unglücklichen

Zustan-

Zuſtande mußte das Kind die Nacht zubringen, der Schenkel und das Bein ſo ſchrecklich geſchwollen waren, daß man die Schnüre nicht mehr ſehen konnte, und daß das Fleiſch, welches ſie verdeckte, hart, entzündet und im höchſten Grade ſchmerzhaft und empfindlich war, eine Fliege, die ſich dem armen Kinde auf das Bein ſetzte, konnte es ſchon vor Schmerz laut aufſchreien machen. Es hatte am Morgen ſchon ein heftiges hitziges Fieber, und redete häufig irre; dieſer gefahrvolle Zuſtand vermochte die Eltern, gegen den Willen der weiblichen Aerzte, noch einmal zu mir ihre Zuflucht zu nehmen. Man kann ſich denken, daß ich ſogleich damit anfieng, die unſeligen Schnüre entzwei zu ſchneiden, deren Wirkungen man ohne Entſetzen nicht anſehn konnte; als ich aber nachher die Wunde genauer unterſuchte, ſo fand ich, daß man mit ſo wenig Vorſicht ins Fleiſch geſchnitten hatte, daß der Muskel dadurch war verletzt worden und daß erweichende Umſchläge auf die Wunde waren gelegt worden, wodurch ſie ſchon wirklich zur Eiterung gebracht war. Da nun voraus zu ſehen war, daß bei der auſſerordentlichen Entzündung des Beines und des Schenkels, und noch überdieß bei der damaligen heißen Witterung, die ſchon eingetretene Eiterung die ſchrecklichſten Folgen nach ſich ziehen mußte, die dann von den alten Weibern ohne allen Zweifel mir würden beigemeſſen werden, ſo wollte ich mit der Behandlung des Kranken nichts weiter zu thun haben, und ſchickte ihn fort.

Ohngeachtet aber dieſer Fall einen ſo höchſt ſchlimmen Ausgang hatte, ſo kann man doch überzeugt ſeyn, daß nur allein die Einſchnitte, die Unterbindungen und die erweichenden Pflaſter das Uebel ſo ſehr verſchlimmert hatten, denn ſowohl durch den inneren Gebrauch des Eau de Luce, als auch durch die Auflegung deſſelben als topiſches Mittel, hatte die Geſchwulſt ſchon beträchtlich abgenommen, und die Schmerzen hatten ſich ganz

gelegt. Ich kann mit Bestimmtheit behaupten, daß dieses Mittel in allen solchen Fällen, wenn man es nur zur gehörigen Zeit anwendet, die beste, erwünschteste Wirkung hervorbringt.

Die Mittel, deren sich die Griechen gemeiniglich gegen den Biß der Schlangen bedienen, bestehen in Cataplasmen von erweichenden und die Eiterung befördernden Pflanzen. Besonders schreiben sie der Gänsedistel oder Hasenkohl eine specifische Kraft gegen diese Art von Gift zu. Allein diese Methode dauert außerordentlich lange und vor einem oder auch oft zwei Monaten darf der Kranke auf keine Genesung rechnen; auch schlägt die Kur nicht selten fehl, und der Kranke wird durch den Tod von den schrecklichen Schmerzen befreit, die er bei dieser Behandlungsart ausstehen muß.

Der Orient war von den ältesten Zeiten her das Vaterland der Zauberer; unter andern gab es auch Menschen daselbst, die sich rühmten, daß sie die Macht besäßen die Schlangen zu bezaubern, ihrem Biß und ihrem Gift trotzen, und sie gelehrig und gehorsam machen zu können; man kannte diese Art von Zauberern unter dem Namen der Psyllen, und noch heut zu Tage findet man im Orient Leute, welche behaupten, die Geheimnisse derselben geerbt zu haben. Ich habe Gelegenheit gehabt, einen von den hocherfahrnen unter diesen Schlangenbeschwörern genauer kennen zu lernen; er war aber in der That der allerdümmste und unwissendste unter allen Griechen, und sein Geheimniß bestand hauptsächlich in dreizehn Worten, die man bei dem Anblick der Schlangen aussprechen mußte. Unter mancherlei albernen Dingen die er mir erzählte, gab er mir auch ein Mittel an, mich wo nicht selbst gegen den Biß der Schlangen, doch gegen die Folgen desselben auf immer sicher zu stellen; ich müsse nemlich eine Schlange lebendig zu fangen suchen und sie mit gehöriger Vorsicht hart am Kopfe an-

faſſen, ſo daß ſie nicht beißen könne; übrigens hätte ich mich um ihren Körper und ihren Schwanz, die ſich feſt um meinen Arm ſchlingen würden, nicht zu bekümmern. Hierauf ſolle ich ihr eine Schleife von groben Zwirn um den Hals binden, und dieſe nach und nach immer feſter zuziehen, bis das Thier im Begrif wäre zu ſterben; dann ſollte ich ihm ſchnell den Leib öfnen, das darin befindliche Fett herausnehmen, und während es noch warm ſey, die Hände damit reiben; ich würde hierauf, verſicherte mich dieſer neuere Pſylle, mein ganzes Leben hindurch nichts mehr von dem Biß von irgend einer Art von Schlangen zu fürchten haben.

Man hat mich zwar verſichert, und es iſt auch ſehr wahrſcheinlich, daß es auf den griechiſchen Inſeln ſehr viele Schlangen giebt; allein es iſt doch höchſt ſonderbar, daß ich ohngeachtet meines langen Aufenthaltes auf verſchiedenen dieſer Inſeln, und ohngeachtet der häufigen Spaziergänge, die ich faſt zu jeder Stunde des Tages machte, doch nie welche daſelbſt angetroffen habe. Ich kann daher auch nicht beſtimmen, welche Arten von dieſen Thieren hauptſächlich daſelbſt gefunden werden; es giebt deren ſehr dicke, wie man mich verſichert hat, die über ſieben Schuh lang, und außerordentlich giftig ſind. Sie ſollen ſich im Winter unter Steinhaufen und Schutt von alten Gebäuden verbergen, im Frühjahr aber wieder zum Vorſchein kommen, und ſogar auf manchen Inſeln ſich in die Häuſer einſchleichen. Um dieſe letztere Zeit ſuchen die Einwohner die Häute auf, welche die Schlangen alsdann abwerfen; ſie bilden ſich ein, daß ſie wenn dieſe Häute um den Hut gewickelt tragen, ſie gegen den Biß dieſer Thiere vollkommen geſichert ſind. Auch behaupten ſie, daß man Hirſchhorn verbrennen müſſe, um dieſe Thiere von den Wohnungen der Menſchen entfernt zu halten, denn der Geruch deſſelben wäre ihnen ſchlechterdings zuwider.

## Ein und zwanzigstes Kapitel.

Insel Policandro — Insel Sikino — Panagia von Cardiotissa — Insel Siphanto — Ihre Gold- und Silberbergwerke — Ihre Producte — Ihre Einwohner — Kleine Inseln Strongylo und Despotico — Insel Antiparos — Berühmte Höhle daselbst — Insel Paros — Ihre Häfen — Rhede von Naussa — Niederlassung der Russen daselbst — Plan zu einer großen Handelsspeculation nach den griechischen Inseln — Beschreibung der Insel Naxia — Verzeichniß der Waaren, die mit Vortheil in den Archipel geschickt werden können.

Sieben bis acht Stunden gegen Osten von der Insel Milo liegt die Insel Policandro. Vor Alters hieß sie Pholegandros, und der Dichter Aratus giebt ihr den Beynamen der Eisernen, um mit einem Worte die Idee von ihrem rauhen steinigten und, so zu sagen, eisernen Boden auszudrücken. Die Schiffe finden auf der Küste derselben keinen Hafen, und nirgends eine Bucht, wo sie vor Stürmen sicher sind; die Volksmenge auf der Insel ist gering und schränkt sich auf die Einwohner eines einzigen Dorfes ein, das mit Mauern eingefaßt ist, und neben welchem ein himmelhoher Felsen liegt, der ganz nackt, blos mit rauhen spitzen Klippen bedeckt, und furchtbar anzusehen ist. Der Weinstock, der in manchen Gegenden der Insel zwischen den Steinen wächst, giebt einen ziemlich guten Wein; solcher Boden hingegen, auf welchem Ackerbau getrieben werden könnte, ist äußerst selten. Nur in einigen wenigen Cantonen wird etwas Getraide und Baumwolle gebaut, und aus den letztern Product verfertigen die Einwohner einige ziemlich schöne Zeuge.

Etwas weiter hin liegt die Insel Sikino, die ohngefähr ebenfalls so groß wie Policandro ist, aber einen weniger rauhen und weit fruchtbarern Boden hat. Die

Alten nannten sie Zikenos oder Sycinos, von einem gewissen Sykinus, dem Sohn einer Nymphe und des Königs Thoas von Lemnos. Auch führte sie den Namen Oenoe, oder Weininsel, wegen der großen Fruchtbarkeit ihrer Weinberge und der vorzüglichen Güte ihrer Trauben. Sie hat ebenfalls keinen Hafen; die Kähne der Einwohner landen unterhalb des Fleckens, wo eine ganz schmale Strecke von der Küste niedrig und sandig ist, und wo sie zwischen zwey ungeheuern senkrecht abgeschnittenen Felsenmassen, die weit über die Oberfläche des Meeres hinüber zu hängen scheinen, ans Land gezogen werden müssen. Der Flecken, der, wie fast alle Orte auf diesen Inseln mit Mauern eingefaßt ist, liegt ganz oben auf einem von diesen beiden ungeheuren Felsen und die Anzahl seiner Einwohner ist, ohngeachtet des vortreflichen Bodens der Insel nicht viel größer als die zu Polycandro, wovon, wie auf allen Inseln im Archipel, der vorzüglichste und fast einzige Grund in der höchst elenden und niederdrückenden Verfassung zu suchen ist.

Zwischen Sikino und Policandro liegt ein kleines Inselchen, das ein Ueberrest von dem Lande ist, wodurch beide ehemals mit einander verbunden gewesen sind. Man sieht auf demselben eine Kapelle, die der heil. Jungfrau geweiht ist, und worin sich an allen großen Festtagen im Jahr die Einwohner der benachbarten Inseln häufig einfinden, um ihren Gottesdienst zu verrichten und der Mutter Gottes Geschenke zu bringen. Das ganze übrige Jahr hindurch ist dieses Inselchen nicht bewohnt; der Name desselben ist Panagia, oder unsere liebe Frau, von Carpathissa.

Nordwärts von Argentiere und in einer geringen Entfernung liegt die Insel Siphanto. Vor Alters hieß sie Siphnos, und befand sich in einem sehr blühenden Zustande; sie wurde sogar für die reichste Insel im ganzen Archipel gehalten, wegen ihrer äußerst ergiebigen

Gold- und Silberbergwerke; wovon bloß der Zehnte, der nach Delphos in den Tempel Apolls abgegeben und dort besonders aufbewahrt wurde, den reichsten Schatz ausmachte, den man zuvor je gesehn hatte. Allein diese Bergwerke zerstörten auch das Ehrgefühl der Siphnier, während sie dieselben bereicherten; wie wenn ein übermäßig großer Reichthum nicht ohne Verderbniß der Sitten und ohne Zweideutigkeit des Charakters bestehen könnte! Diese Sittenverderbniß war zu Siphnos auf einen solchen Grad gestiegen und so ganz allgemein daselbst geworden, daß man in ganz Griechenland, wenn man ausschweifende Lebensart und Treulosigkeit des Charakters schildern wollte, die Einwohner dieser Insel zum Gleichniß brauchte. Heutzutage liegen diese Schätze ruhig in dem Schooße der Erde verborgen, und man weiß auf der Insel die Gegend gar nicht mehr, wo sie ehemals gefunden worden sind. *). Wenn einst das Schicksal der Insel eine günstigere Wendung nehmen wird, so müssen diese Bergwerke aufs neue aufgesucht werden, und dann könnten sie für die Insel, die jetzt mit fast allen übrigen im Archipel einen hohen Grad von Elend und Armuth gemein hat, abermals eine Quelle von Reichthum werden.

Diese Gold- und Silberminieren waren jedoch nicht die einzigen auf der Insel Siphanto; es giebt noch außerdem eine große Menge Bley, Eisen und Magnet auf derselben. Die Berge enthalten auch den prächtigsten Marmor, und die alten sprechen häufig von einem sehr

*) Pausanias erzählt, daß die Einwohner von Siphnos, die den zehnten Theil von dem Ertrag der Bergwerke in den Tempel zu Delphos liefern mußten, sich geweigert hätten, diesen Tribut länger zu bezahlen, und daß daher Apollo, um diese ihm zugefügte Beleidigung zu rächen, durch eine Ueberschwemmung des Meeres diese Bergwerke zerstört habe.

weichen Stein, den man daselbst fände, woraus mancherley Gefäße verfertigt, und durch ganz Griechenland verführt würden. Heutzutage kennt man diese Steinart nicht mehr, und auch auf der Insel weiß man nichts mehr von derselben. *) Siphanto könnte wirklich die reichste Insel im Archipel seyn, wenn sie nicht einer despotischen, mit ihrem eisernen Scepter alles zermalmenden Regierung unterworfen wäre. Sie ist zugleich auch eine der anmuthigsten und lachendsten; sie hat eine reine, gesunde Luft; die Felder tragen ohne besonders mühsame Bearbeitung die reichlichsten Erndten, und alle ihre Producte sind von der vorzüglichsten Güte. Es wird jährlich eine große Menge Seide, Baumwolle, Feigen, Oel, Wachs und noch manche andere minder wichtige Producte daselbst gewonnen, wovon bey weitem der größere Theil in den Handel kommt, und diese reichen Geschenke der Natur könnten durch eine bessere Bearbeitung des Bodens und durch den Anbau von noch mehrern andern Producten sehr beträchtlich vermehrt werden. Man sieht wenigstens aus demjenigen, was die Insel gegenwärtig in ihrer unglücklichen Lage hervorbringt, was sie bey günstigern Umständen werden könnte. Es werden auf derselben auch schöne baumwollene Zeuge, Strohhüte und andere Producte des menschlichen Fleißes verfertigt, und die Industrie der Einwohner brauchte nur einigermaßen aufgemuntert zu werden, um der Insel einen äußerst thätigen Antheil an dem griechischen Handel zu verschaffen.

*). Das Blei geht an vielen Stellen auf der Insel zu Tage aus, und wird durch den Regen auf das Feld geschlemmt, wo es die Einwohner, wenn sie auf die Jagd gehen wollen, sammeln und zu Schrot gießen. — Plinius erzählt, daß man auf der Insel Siphnos aus einem gewissen weichen Steine Töpfe verfertige, die in siedendem Oel ausgebrüht, ganz schwarz und äußerst hart würden.

Die Einwohner haben einen sehr sanften, gefälligen Character; die Frauensperſonen ſind ausnehmend ſchön, aber ſie entſtellen ſich ebenfalls durch die Art, wie ſie ſich kleiden, und die nur allzuviel Aehnlichkeit mit der Tracht ihrer Nachbarinnen auf Milo und Argentiera hat. *)

Auch auf dieſer Inſel giebt es keinen Hafen, auſſer nur für die ganz kleinen Schiffe der Eingebohrnen. Der beträchtlichſte Ort auf der Inſel heißt Sera; er liegt auf einem ſteilen Felſen dicht am Meere, an deſſen Fuße eine kleine Bucht iſt, in welcher ſich die Fahrzeuge gewöhnlich vor Anker legen. Sie dürfen es jedoch nicht wagen, lange hier zu verweilen, denn der erſte nur einigermaßen heftige Nordwind, der ſie daſelbſt überfiele, würde ſie ohnfehlbar an der Küſte zerſchmettern; die Schiffe der Landeseinwohner werden daher ſobald als möglich ausgeladen und auf das Land gezogen.

Ich lernte auf der Inſel Siphanto einen griechiſchen Arzt kennen, deſſen ganze Gelehrſamkeit in einer Sammlung von Recepten beſtand, die er bey vorkommenden Gelegenheiten ohne Auswahl verſchrieb. Auch hatten ſeine Landsleute kein großes Zutrauen zu ihm; er brachte daher ſeine meiſte Zeit damit zu, daß er auf den

*) Um die Geſichtsfarbe weiß und rein zu erhalten, bedecken ſich die Frauensperſonen auf der Inſel Siphanto das Geſicht mit leinenen Binden, die ſie ſo geſchickt aufrollen, daß man nur den Mund, die Naſe und die Augen zu ſehen bekommt; alles übrige iſt mit dieſen Binden umwickelt. Dieſe Maske, unter der ſie herumwandelnden Mumien ähnlich ſehen, iſt eine widrige Zuthat zu der abſcheulichen Kleidung ihrer Nachbarinnen. Sie wiſſen aber ſelbſt recht wohl, wie garſtig es ausſieht, und geben ſich daher alle Mühe, in dieſem Aufzug keinem Fremden vor die Augen zu kommen. Sie unterſcheiden ſich von den Einwohnerinnen zu Milo und Argentiere, die jedem Fremden mit Leutſeligkeit entgegen kommen.

benachbarten Inseln herumreist, um Kranke zu suche, die mehr Vertrauen zu ihm hatten. Uebrigens war er ein sehr rechtlicher Mann und besonders äußerst gefällig und dienstfertig gegen die Fremden. Ich sah bey ihm unter andern eine Ziege von der schönen Art, die zu Santorin gefunden wird; sie gieng überall in seinem Hause ganz frey herum, ohne den geringsten Schaden anzurichten, und fraß ohne Unterschied Brod, Fleisch, gesalzene Fische, und was man ihr nur immer gab. Besonders merkwürdig war sie aber durch ihre ausserordentliche Reinlichkeit, denn wenn sie im Fressen einen Bissen fallen ließ, so hob sie ihn nie mehr auf, und wenn man ihr irgend etwas geben wollte, das man vorher schon im Mund gehabt hatte, so rührte sie es nicht an und wenn sie es auch sonst noch so gern fraß. Diese, dem Anschein nach unbedeutenden Umstände sind ein Beweis von dem Instinct der Reinlichkeit, der den Ziegen eigenthümlich ist, und worauf man bey ihrer Behandlung als Hausthiere Rücksicht nehmen muß; sie sind daher keinesweges ohne Interesse für die Naturgeschichte und selbst auch für die Landwirthschaft, denn man lernt daraus die Art kennen, wie diese Thiere nach ihren Neigungen und folglich auf das Nutzbarste behandelt werden müssen. Die Ziege, von welcher hier die Rede ist, trug auch verhältnißmäßig theils durch die Menge von Milch, die sie gab, theils durch die vielen Jungen, die sie warf, unglaublich viel ein.

In einerley Richtung mit der Insel Siphanto, nemlich von Abend gegen Morgen zu liegen die Inseln Antiparos, Paros und Naxia, die ehmals sämmtlich äußerst berühmt gewesen, und noch heut zu Tage sehr merkwürdig sind. Ich übergehe mit Stillschweigen die zwey kleinen Inseln, die noch vor diesen größern liegen und von der ersten unter denselben gleichsam abgerissene Stücke zu seyn scheinen; die kleinste davon heißt Stron-

gylo, oder Strongyle Dia, die andere aber Despotico, oder auch bloß Spotico. Beyde sind unbewohnt, aber darum doch nicht ganz unnütze, denn in dem Kanal, der sie von der Insel Antiparos trennt, finden die größern Schiffe einen sehr guten Ankerplatz.

Diese letztere Insel, die lang und schmal ist, und sich von Nordost nach Südost hinzieht, ist das alte Olyaros, eine Colonie der Sidonier. Ihr Boden ist ausserordentlich fruchtbar, allein der Ackerbau, so wie auch alle Zweige der Industrie liegen gänzlich zu Boden. Ueberall herrscht die äußerste Armuth und man erblickt auf allen Seiten Elend und Jammer; einer vernünftigen menschlich gesinnten Regierung würde es jedoch nicht schwer fallen, diese Armuth auszurotten, und eine Art von Wohlstand über die Insel zu verbreiten.

Was aber Antiparos zu einer der berühmtesten Inseln im Archipel und vielleicht auf dem ganzen Erdboden macht, ist die darin befindliche Höhle. Sie geht in einer unermeßlichen Tiefe in die Erde, und die Griechen behaupten sogar, daß sie unter dem Meere hin mit mehrern benachbarten Inseln Communication habe. So viel ist gewiß, daß noch bey weitem nicht alle Theile derselben untersucht oder auch nur von einem menschlichen Fuße betreten worden sind. Sie enthält eine Menge von höchst merkwürdigen und interessanten Gegenständen, die für die Naturforscher von ausserordentlicher Wichtigkeit sind.

Ob sie gleich von mehrern Reisenden schon beschrieben worden ist, so kann ich doch nicht unterlassen, dem Leser ebenfalls eine kurze und gedrängte Beschreibung davon mitzutheilen, denn sie ist zu interessant, um ganz mit Stillschweigen übergangen zu werden. Zudem sind auch jene größern Werke eines Tournefort und Choiseul-Gouffier nicht in jedermanns Händen, und der Leser

kann daher mit Recht verlangen, daß ich seine Neugierde nicht unbefriedigt lasse.

Diese merkwürdige Höle liegt 2 Stunden von dem auf der Insel befindlichen Dorfe, und eine halbe Stunde von dem Meere entfernt. Die Oeffnung in dieselbe macht eine besondere Höle, die ohngefähr 30 Schritte lang, und bey dem Eingang in Gestalt eines natürlichen Schwibbogens gewölbt ist. Einige natürliche Säulen theilen diese vordere Höle in zwey Theile; an dem größten unter denselben sieht man noch Spuren einer alten halberloschenen Inschrift. Von hier steigt man auf einem abhängigen Wege, der ohngefähr 20 Schritte lang, und so schmal, niedrig und dunkel ist, daß man ohne gebückt zu gehen, und ohne Fackeln unmöglich durchkommen kann, in das Innere der Höle hinab. Am Ende dieses Weges muß man sich mit Hülfe eines Seiles in einen fürchterlichen Abgrund hinunter lassen; aber kaum ist man hier wieder einige Schritte gebückt fortgegangen, so steht man abermals an dem Rand eines neuen Absturzes, der zwar nicht so senkrecht steil, aber weit tiefer, als der vorhergehende ist. Hier muß man sich niedersetzen und mit der Fackel in der Hand auf dem Felsen hinunter rutschen.

Nunmehr wird man von den Führern gewöhnlich aufgemuntert, sich von der ausgestandenen Beschwerde und Angst ein wenig zu erholen. Auch ist dieser Platz geräumig genug hierzu, und die Luft in diesem dunkeln Gewölbe ist auch keineswegs dumpfig, sondern warm und angenehm. Die ungeheuer hohen Wände bestehen aus einem prächtigen rothgesprengten Marmor, die Decke ist so hoch, daß man Mühe hat sie zu unterscheiden; der Fußboden besteht aber aus einem ganz andern Stein als die Wände, denn er ist weich, locker, von grauer Farbe, und mit einer großen Menge versteinerten Muscheln, Ammons Hörnern u. d. gl. angefüllt.

Von hier kommt man durch einen kleinen, ebenfalls äußerst engen und niedrigen Weg, an einen abermaligen Abſturz, in den man ſich auf einer Leiter, weil er ganz ſenkrecht iſt, hinunter laſſen muß; bey dieſem Hinabſteigen hat man auf der einen Seite den ſchrecklichen Anblick von offenen Hölen mit Abſtürzen, die jeden zu verſchlingen drohen, der einen Fehltritt thut. Nunmehr geht man auf einem ebenen, aber ſchmalen und höchſt niedrigen Wege eine gute Strecke fort; indem man aber glaubt das Aergſte überſtanden zu haben, ſteht man auf einmal an dem tiefſten und ſteilſten Abſturz, in den man, wenn man ungewarnt fortginge, ein ſchreckliches Ende finden würde. Man muß ſich hier abermals einer Leiter bedienen und ſich dabei beſonders, indem man rücklings mit den Füßen die erſte Sproſſe zu erreichen ſucht, auf dem glatten ſchlüpfrigen Boden äußerſt in Acht nehmen. Der Gang, der von dieſer Höle weiter führt, beſteht nicht, wie die vorigen, aus Felſen, ſondern aus Erde und iſt feucht; durch denſelben kommt man an einen nochmaligen, aber nicht ſo ſteilen Abhang, wo man wieder mit einem Seile feſt gebunden wird, und auf dem Hintertheile hinunter rutſchen muß. Bei dieſer Fahrt hat man auf der einen Seite einen furchtbaren Abgrund, in deſſen Tiefe man Waſſer rauſchen hört.

Wenn man auf den Boden dieſes letzten Abſturzes gekommen iſt, ſo hat zwar die Gefahr ein Ende, aber man iſt noch nicht am Ziel der Reiſe und hat noch einen ziemlich langen beſchwerlichen Weg vor ſich, auf dem man zuweilen auf Händen und Füßen kriechen, zuweilen auf den Rücken hinunter rutſchen und an manchen Orten auch auf dem Bauche fortkriechen muß, weil der Durchgang keine drey Fuß hoch iſt. Nach allen dieſen ausgeſtandenen Beſchwerlichkeiten gelangt man endlich in die eigentliche Grotte, die von ſo manchen Reiſenden mit Recht

ſo ſehr bewundert worden iſt. Der zurückgelegte Weg beträgt eine Tiefe von 150 Klaftern, und von hier ſoll es gerade noch einmal ſo weit ſeyn, bis zu dem äußerſten Punct der Tiefe, der bis jetzt von einem menſchlichen Fuße betreten worden iſt; es iſt aber überhaupt eine große Frage, ob dieſes letztere nicht eine bloße Erdichtung von Seiten der Führer iſt, und ob es je einen Menſchen eingefallen iſt, ſich noch tiefer als bis in dieſe Grotte hinab zu laſſen.

Die Höhe der Grotte beträgt ohngefähr 80 Fuß, ihre Breite 100 und ihre Länge etwa 300 Fuß. Die Decke iſt prächtig gearbeitet, und auf das Köſtlichſte und Mannigfaltigſte ausgeſchmückt. Das Ganze beſteht in einer feinen, ſonſt nirgends gefundenen Art von Tropfſteinen, die den Glanz und die Durchſichtigkeit vom Cryſtall haben, und die ganze Höle iſt damit überzogen. Die Decke iſt mit Sternen von dieſer glänzenden Kalkſpatart, mit Blumen und Fruchtgehängen geziert, die in der Mitte frei ſchweben und nur an beiden Seiten befeſtiget ſind, und in denen eine Menge von verſchiedenen Blumen und Früchten zum Vorſchein kommen. Zwiſchen unvergleichlichen Verzierungen hängen die eigentlich ſogenannten Stalactiten als Cryſtall helle Röhren in auſſerordentlicher Menge und von ungemeiner Größe herunter; man findet deren von 10 bis zu 30 Fuß in der Länge.

Bei dem Eintritt in die Grotte, kommt man in ein Wäldchen von Bäumen, die aus glänzenden und durchſichtigem Cryſtall beſtehen. Auf dieſem ſtralenden Boden führt ein ſchlängelnder Weg zwiſchen Geſträuchen und Bäumen von dieſem Kalkſpat hin, die aus dem natürlichen Boden ſich erheben, Stämme bilden, ſich in Aeſte, Zweige und Blumenbüſchel ausbreiten, und von 2 bis 10 Fuß hoch ſind.

In einiger Entfernung von dem Eingang kommt

man an eine 7 Fuß hohe und 1 Fuß dicke Säule; die Oberfläche derselben ist sehr glänzend, und sie ist bis an die Spitze von gleicher Dicke. Um sie her stehen noch mehrere andere ganz ähnliche Säulen, die 3 bis 4 Fuß hoch, und verhältnißmäßig dick sind.

An andern Orten des Bodens sind kleine Hügel von diesen Crystallen, die mit cristallenen Pflanzen von aller Art überdeckt sind. Eben so sind auch die Seitenwände verziert, und mit ganzen dicken Massen von dieser Materie überzogen. An manchen Orten derselben stehen aber diese crystallenen Platten, anstatt sich fest an die Mauer anzulehnen, ziemlich weit von derselben ab, so daß sie das Ansehen von Vorhängen haben, und einen herrlichen alles bisher Gesehenen übertreffenden Anblick gewähren. Diese Vorhänge von der hellsten, reinsten und durchsichtigsten Materie haben 10 bis 12 Fuß in der Breite, und oft 20 und mehr in der Höhe; sie springen aus einem Theile der Beugung eines Bogens und hängen bis auf den Boden herab. Gewöhnlich legen sie sich mit dem einem Ende an eine Ecke der Wand und mit dem Andern ziemlich weit davon an die andere Ecke; sie bilden also hinter sich kleine Cabinette oder Alkoven, die überaus schön sind, und einen ganz eigenen, mit nichts in der Welt zu vergleichenden, Anblick gewähren. Auch sind diese Vorhänge keinesweges gerade und straff ausgespannt, sondern sie hängen in ganz natürlichen Falten, und dieses wellenförmige Ansehen trägt zu ihrer Schönheit sehr viel bei.

Nahe bei dem Mittelpunct der Grotte steht vor einer Felsenwand ein niedriges Gesträuche, in dessen Mitte sich eine 4 Fuß hohe, oben flache und ihrer Länge nach gereifte Pyramide befindet. Von der Decke herab hängen die herrlichsten Blumengewinde, die gleichsam einen Kranz um die Pyramide machen und auch ihr Fußgestelle ist auf das prächtigste mit Blumen verziert. Hinter der-

ſelben iſt eines von den natürlichen Cabinetten, das von der offenen Höle durch einen glänzend durchſichtigen Vorhang voll der ſchönſten Bildungen abgeſondert iſt. Dieſe Pyramide führt den Namen des Altars. An ihrem Fußgeſtelle lieſt man die Inſchrift: Hic Ipſe Chriſtus Adfuit Ejus Natali Die Media Nocte Celebrato MDCLXXIII.

Es hatte nemlich der Marquis von Nointel, franzöſiſcher Geſandter am Türkiſchen Hofe, in dieſem Jahre 1673 die drei Weihnachtsfeyertage in einer Geſellſchaft von 500 Perſonen, die theils aus ſeinem Gefolge, theils aus fremden Kaufleuten, theils aus Einwohnern der Inſel beſtanden, in dieſer Höle zugebracht. Tag und Nacht brannten während dieſer Zeit 100 dicke Wachskerzen und 400 Lampen in derſelben, und man hatte von dem Altar an den ganzen Weg hindurch bis an den oberſten Eingang von einer Strecke zur andern Leute hingeſtellt, welche in der Mitternachtsmeſſe, die mit der höchſten Feierlichkeit begangen wurde, ſich einander zuwinken mußten, als der Leib Chriſti in die Höhe gehoben wurde. Auf dieſes Zeichen wurden in der obern großen Höle 24 Boller und mehrere Steinſtücke abgefeuert, wovon die ganze Höle wie durch furchtbar rollende Donnerſchläge erſchüttert wurde, und in ihren Grundfeſten zu erzittern ſchien. Wohl nie wird dieſe Meſſe auf eine ähnliche Art gefeyert worden ſeyn. Der Geſandte brachte die drei Nächte in einem gegen dem Altar über befindlichen 7 bis 8 Fuß langen und eben ſo breiten natürlichen Cabinette zu.

Herr von Nointel hat bei dieſer höchſt ſonderbaren Art die Chriſtmeſſe zu feiern, von welcher wir in Tournefort's Beſchreibung von der Levante die umſtändliche Erzählung finden, ſich wenigſtens das Verdienſt erworben, daß er dieſe Grotte den Menſchen wieder in das Gedächtniß zurückgerufen hat. Die Bewohner der In-

ſel ſelbſt hatten es vorher nicht gewagt, in dieſelbe hinabzuſteigen, und der Geſandte mußte ſie durch groſſe Geſchenke dazu aufmuntern.

Von der Inſel Antiparos iſt die weit gröſſere Inſel Paros nur durch einen ſchmalen Canal getrennt. Sie hat, wie überhaupt alle Inſeln im Archipel, im Alterthum verſchiedene Namen geführt; ſie hieß z. B. Minoa weil ſie von Minos, dem berühmten Könige von Creta erobert worden war; vorher hatte man ſie Baclia genannt, und nachher bekam ſie von Zeit zu Zeit noch mehrere andere Namen, bis ſie endlich, wie Plinius erzählt von dem Sohne Jaſons, oder von einem Arcadier, dem Sohn des Parrhaſius, ihren heutigen Namen Paros erhalten hat.

Obgleich dieſe Inſel nicht beſonders groß iſt, ſo war ſie doch einſt ſtolz auf ihre Macht und ihre Reichthümer. Sie verdankte dieſelben ihrem ausgebreiteten Handel und dem blühenden Zuſtande, worin ſich auf ihr die Künſte befanden; ihre vortreflichen Häfen begünſtigten die Schiffahrt und den Handel, und die reichſten Brüche von dem ſchönſten Marmor, den es auf der Welt giebt, flößten den Einwohnern Geſchmack an Künſten ein. Dieſer blendend weiſſe Marmor wurde von den Alten außerordentlich hoch geſchätzt und beinahe unter die Edelſteine gerechnet; ſehr häufig verband man ihn mit dem reinſten Gold, und brauchte ihn zu allen Tempeln und Bildſäulen der Götter, weil man keine koſtbarere Materie dazu auffinden konnte. An dem nämlichen Orte, wo die Natur dieſen vorzüglichſten Stoff für die Meiſel der Bildhauer in ſeiner allerhöchſten Schönheit hervorgebracht hatte, wurden auch die beiden berühmteſten Künſtler des Alterthums, Phidias und Praxiteles geboren, die man als die Genieen der Bildhauerkunſt, denen dieſelbe hauptſächlich ihren Ruhm verdankt, anſehen kann. Ihre Meiſterſtücke, die eine Zierde von Griechenland waren,

ſind

sind heut zu Tage verloren, verstümmelt, unter Schutthaufen vergraben, und ihre in Sclaverei und Armuth versunkenen Nachkommen haben keine Idee mehr von einer Kunst, der einst ihr Vaterland einen großen Theil seines Ruhms zu verdanken hatte. Die Marmorbrüche selbst werden nicht mehr bearbeitet, und sind zum Theil ganz verschüttet; nur in einige darunter kann man noch mit Mühe und Gefahr hinabsteigen. Es würde jedoch ein außerordentlicher Gewinn für die Kunst seyn, wenn man die Steinhaufen und die eingestürzte Erde, wodurch ihr Eingang theils versperrt theils unzugänglich gemacht wird, wegräumte; unsre Künstler bekämen dann wieder Marmorblöcke von einer Größe, Feinheit und glänzender Weiße, wie sie sonst in der Welt nirgends gefunden werden.

Die alte Stadt Paros stand einst auf der westlichen Küste der Insel gegen Antiparos über; an ihrer Stelle sieht man heut zu Tage einen elenden Flecken Namens Parichia, der aber blos noch durch die kostbaren Trümmer, die man ohne Schonung und ohne Geschmack zu den Mauern und Häusern desselben verwendet hat, an das alte Paros erinnert. Auf der ganzen Insel findet man noch eine Menge solcher kostbaren Denkmäler des Alterthums, und wenn man es nur wagen dürfte, sie zu sammlen und zu benutzen, so würde man ohne Zweifel noch manches finden, was die Bewunderung unserer Künstler erregen könnte, und werth wäre, von ihnen nachgeahmt zu werden *). Bei Parichia macht das

*) Von dieser Insel stammt auch das allermerkwürdigste Denkmal des Alterthums, das wir in Rücksicht auf Chronologie besitzen, nämlich der Arundelische Marmor. Er enthält die wichtigsten Zeitrechnungen von Griechenland und die Bestimmung aller Epochen von Cecrops, dem Stifter des Königreichs Athen, an, bis auf Diognetes in einem Zeitraum von ohngefähr 1300 Jahren. Diese chro-

Meer eine Vertiefung und bildet einen Hafen, deſſen Einfahrt jedoch ſehr ſchwer iſt, weil ſich auf der einen Seite viele Untiefen befinden. Der Hafen von Marmara hat dieſen Nachtheil nicht, iſt aber dagegen den Winden mehr ausgeſetzt. Weiter unten liegt der Hafen Trio, in welchem die Schiffe einen ſehr bequemen Waſſerplatz finden; und oberhalb Marmara auf der nordöſtlichen Spitze der Inſel iſt der Hafen St. Maria, der beſonders einen vortreflichen Ankergrund hat. Außer dieſen giebt es noch mehrere andere Ankerplätze auf den Küſten der Inſel, worin die Schiffe wenigſtens gegen die heftigſte Wuth der Stürme ziemlich geſchützt ſind; allein der wichtigſte Hafen, der auch nur vorzugsweiſe der Hafen genannt wird, und der Paros in jedem Zeitalter und unter jeder Verfaſſung zu einer höchſt wichtigen Inſel machen wird, iſt der Hafen von Nauſſa auf der Nordnordöſtlichen Küſte. Er iſt zwar nicht ganz ſo groß wie der zu Milo, aber da er beinah in der Mitte des Archipels liegt, ſo iſt er dadurch von weit größerer Wichtigkeit; die Kriegsflotten können ſich in aller Sicherheit darin aufhalten, und er iſt zu einer militairiſchen Niederlaſſung in jeder Rückſicht uns

nologiſche Tafel ſcheint etwa 300 Jahre vor Chriſti Geburt verfertiget worden zu ſeyn. Man erfährt durch dieſelben die Epoche der Stiftung aller großen Städte in Griechenland, und die Zeit, worin die berühmteſten Menſchen deſſelben gelebt haben.

Wir erfahren z. B. durch dieſen Marmor, daß Heſiod 27 Jahre vor Homer und Sappho ohngefähr 200 Jahre nach ihm gelebt haben; auch leiſtet er in der Geſchichte der Kriege jenes Zeitalters die wichtigſten Dienſte.

Dieſer Marmor wurde im Anfang des 17ten Jahrhunderts durch den Grafen von Arundel, woher er ſeinen Namen bekommen hat, von der Inſel Paros nach England gebracht, und in der Folge von einem Nachkommen des Grafen der Univerſität Oxford geſchenkt, die ihn noch gegenwärtig beſitzet.

kommen geeignet. Die Ruſſen hatten ihn daher auch zur Niederlage ihrer ganzen in die türkiſchen Meere geſchickten Macht, und zum Mittelpunct aller ihrer Operationen erwählt; zu dieſem Ende hatten ſie Batterien errichtet und ſehr beträchtliche Feſtungswerke angelegt, um die Einfahrt in denſelben zu decken, auch hatten ſie Magazine erbaut und mehrere andere groſſe Gebäude, weil ſie in dem kleinen Dorfe Rauſſa weder wohnen noch auch irgend eine Art von Unterſtützung daraus zu ziehen hoffen konnten. Alle dieſe Arbeiten, ſind zwar erſt zu unſerer Zeit gemacht worden, und im Jahr 1776, wo der Herr von Choiſeul-Gouffier ſie beſuchte, waren ſie noch ſämtlich vorhanden; allein länger widerſtanden ſie auch dem Dämon der Zerſtörung nicht, und jetzt ſind ſie ſämtlich wieder zerriſſen und ſo ganz dem Erdboden gleich gemacht, daß wenn man noch einmal auf den Gedanken kommen ſollte, in dem ſchönen Hafen von Rauſſa eine militairiſche Niederlaſſung anzulegen, man ganz von vorn anfangen und alle Werke neu erbauen müßte.

Uebrigens hat dieſer Aufenthalt der Ruſſen auf der Inſel Paros die Wirkung nicht gehabt, die man davon hätte erwarten ſollen. Sie waren unter dem Vorwande gekommen, den Griechen wieder zu ihrer alten Freiheit zu verhelfen, und anſtatt deſſen gereichten ſie ihnen zum Verderben. Es war zwar nicht ihre Abſicht, einer Nation zu ſchaden, die ſie ihres eigenen Intereſſes wegen aufs möglichſte zu ſchonen Urſache hatten, und die auch noch überdieß in religiöſer und anderer Rückſicht in näheren Verhältniſſen mit ihnen ſtand; allein ſie kamen mit dem ganzen ſchrecklichen Gefolge des Krieges, und bekanntermaßen entweicht vor dieſem jeder Schatten von Freiheit. Das gröſte Unglück war, daß ſie in dieſen fremden Ländern ſich genöthigt geſehen hatten, ein Corps Albaneſer als Hülfstruppen in Sold zu nehmen, die durchaus keine militairiſche Disziplin kannten, und die

abscheulichsten Plünderungen und alle Arten von Ausschweifungen begiengen; so daß sich diese russische Armee von der die Griechen ihre Befreiung gehofft hatten, als ihre erbittersten Feinde betrug. Es gieng so weit, daß die Einwohner von Paros den Druck und die Mishandlungen dieser russischen Armee nicht länger ausstehen konnten, und weil sie in der That Ursache hatten, den türkischen Despotismus zurück zu wünschen, Haufenweise die Insel verließen. Seit dieser Zeit ist die Insel fast ganz entvölkert, und die wenigen Einwohner, die schon einmal unter dem Vorwand einer falschen Freiheit gemishandelt wurden, sind jetzt gegen ähnliche Vorspiegelungen auf ihrer Hut, und wenn daher ein Fall eintreten sollte, daß man ihnen reellere Anerbietungen machen könnte, so würde man die äußerste Mühe haben auch nur die geringste thätige Unterstützung von ihnen zu erhalten.

Der Friede hat nun endlich die Wünsche der Menschheit erfüllt, und wird auch meinem armen, durch schwere Stürme erschütterten Vaterlande Ruhe und neues Leben gewähren. So bald man der ewigen Wirkungen und Gegenwirkungen müde, nichts mehr von den Ränken der Ehrgeitzigen, die sich um Einfluß und Herrschaft gestritten haben, wird befürchten müssen, so bald wird auch der Handel neue Thätigkeit bekommen, und alle Kanäle des öffentlichen Wohlstandes werden nach und nach wieder geöfnet werden. In diesem so lange sehnlich erwarteten Zeitpunct wird man aufs neue anfangen, auf löbliche und nützliche Unternehmungen zu denken, und sich mit Handelsspeculationen abzugeben, die das Privatinteresse und zugleich auch den Reichthum und den Ruhm des Vaterlandes befördern werden.

Durch einen schrecklichen, grausamerweise verlängerten Krieg, der in der Geschichte neu und einzig ist, war Frankreich isolirt und von allen Mächten Europas

gleichſam abgeſchnitten geweſen; jede Verbindung mit dem Auslande war unterbrochen, und der ganze Handel lag gänzlich zu Boden. Dieſe ſchreckliche Sperrung wird jetzt ein Ende nehmen, und es eröfnet ſich dann ein viel weiteres und wirklich unermeßliches Feld für nützliche Unternehmungen. Unter den verdienſtvollſten Speculationen der Handelsinduſtrie behaupten jedoch diejenigen welche die Wiederherſtellung unſers Handels nach der Levante zum Zweck haben, den oberſten Rang. Allein außer den allgemeinen Mitteln, wodurch dieſem Handel der eine Quelle von Reichthum für Frankreich iſt, ſein vormaliger Glanz wieder verſchaft werden kann, giebt es deren auch noch beſondere, die man ſelbſt vor der Revolution auf eine unbegreifliche weiße vernachläſſigt hat, und die doch von außerordentlicher Wichtigkeit ſind; hierunter gehört vorzüglich eine große, den Inſeln in der Levante angemeſſene und auf ſie berechnete Handelsanſtalt. Dieſe Inſeln mögen ferner in den Händen der Türken bleiben, oder durch irgend eine höchſt wünſchenswerthe Revolution unter eine ſanftere und verſtändigere Regierung kommen, ſo werden auf jeden Fall alle auf ſie berechnete Speculationen höchſt vortheilhaft und einträglich werden. Ich habe an Ort und Stelle ſo viele Gelegenheit gehabt, mich von der Wichtigkeit und zugleich auch von der Leichtigkeit einer ſolchen Unternehmung zu überzeugen, daß ich meine erworbenen Localkenntniße und meine vielfältigen Verbindungen in jenem Lande mit Vergnügen zur Beförderung derſelben anwenden werde; Erfahrung und Thätigkeit ſind die weſentlichſten und faſt einzigen Erforderniſſe, die zu einer ſolchen Speculation gehören.

Es iſt hier die Rede nicht von einer allzu entfernten, ſchwierigen oder gefährlichen Niederlaſſung, noch auch von einem Handel, der ohne Privilegien, wodurch andere davon ausgeſchloſſen werden, nicht getrieben wer-

hen kann. Mein Vorschlag geht blos auf die dauerhafte Gründung eines Handels nach den Inseln des Archipels und in das glückliche, von der Natur in einem solchen Grade begünstigte Griechenland, daß es selbst unter dem barbarischen Druck seiner wilden Eroberer noch einen lachenden Anblick und einen gewissen Wohlstand beibehalten hat. Dieser Handel verlangt von der Regierung keine andere Begünstigungen, als die Erlaubniß ihn zu treiben, wenn anders in einem wohlorganisirten Staate, wo nur allein das Böse Hindernisse finden darf, eine solche Erlaubniß überhaupt noch nöthig ist. Sollte jedoch die Regierung eine Unternehmung von dieser Art unter einem weniger engen und eingeschränkten Gesichtspuncte ansehen, und sie selbst für ein sicheres Mittel halten, dem französischen Handel in der Levante wieder aufzuhelfen und demjenigen, den die Engländer, jetzt unsre Feinde, immer aber unsre gefährlichen Nebenbuhler, daselbst treiben, und der in den letzteren Jahren außerordentlich zugenommen hat, die Waage zu halten, so würde sie einer solchen Handelsanstalt gewiß alle die Begünstigungen angedeihen lassen, die der Staat allen denjenigen Unternehmungen schuldig ist, die auf seinen Reichthum und auf seinen Ruhm wesentlichen Einfluß haben.

Auch wird dieser Handel die Eifersucht von Niemand rege machen, und selbst noch unter der alten Verfassung würden sich die Kaufleute von Marseille, die doch damals das ausschließende Privilegium für den Handel nach der Levante besaßen, über eine solche Concurrenz nicht haben beschweren können. Außer den Inseln Rhodus, Stanchio und Scio, in welchen damals allein noch eine Spur von dem ehemaligen französischen Handel übrig war, nämlich ein Viceconsul ohne Kaufleute, hatte der Handelsstand zu Marseille schon alle andern Inseln des Archipels gänzlich aufgegeben, und sogar

auch die Inſel Metelin, wo ſeine Schiffe vorher eine ungeheure Menge Olivenöl geladen hatten, von wo aber ſchon über 10 Jahre vor der Revolution die Regierung ihren Agenten weggenommen hatte. Ich weiß nicht, durch was für Gründe die damalige Regierung hat bewogen werden können, eine Anſtalt aufzuheben, an deren großen Nutzen vorher niemand im geringſten gezweifelt hatte. Unter der Regierung Ludwigs XVI, das heißt in derjenigen Epoche, wo der franzöſiſche Handel in ſeinem höchſten Flor ſtand, befand ſich auf jeder nur einigermaßen beträchtlichen Inſel des Archipels ein franzöſiſcher Agent, der das Intereſſe ſeiner Nation beförderte, und den Kaufleuten diejenigen Waarenartikel anzeigte, aus denen ſie in dieſen Inſeln Vortheile ziehen konnten. Allein dieſe Conſuln, Viceconſuln und Agenten waren alle ſelbſt Kaufleute, die um ſo viel nützlichere Dienſte leiſten konnten, weil ſie ſich durchaus nur auf das Intereſſe des Handels und der Schiffahrt einſchränkten. Alle dieſe verdienten Männer waren jedoch nach und nach abgerufen und andere an ihre Stelle geſetzt worden, die nichts weiter als diplomatiſche Agenten, und folglich in einem Lande, wo man keine Idee von Diplomatik hat, und wo auch die ganze diplomatiſche Handlungsweiſe durchaus unbekannt iſt, vollkommen unnütz und überflüßig waren. Schon in den 60 Jahren wurde in mehreren Druckſchriften gegen dieſe ſchädliche Veränderung bitter geklagt. Es gab jedoch auch noch eine andere Urſache, wodurch der Handel nach den griechiſchen Inſeln immer mehr in Verfall gerieth, und da es eine Sache betrift, die noch heut zu Tage allen nach Griechenland handelnden Nationen zur Lehre dienen kann, ſo will ich mich etwas ausführlicher dabei aufhalten.

Unſere reichſten Kaufleute, die vor der Revolution Schiffe in die Colonieen abſchickten, kannten kein ande-

res Mittel ihre Ladungen abzuſetzen, als daß ſie in den Häfen, wo ſie landeten, Magazine errichteten, worin die Coloniſten täglich, und in welcher Quantität ſie wollten, die Europäiſchen Waaren erhalten konnten; zugleich lieferten ſie aber ihre Landesproducte als Tauſchwaare dagegen ab, und auf dieſe Art wurde nicht nur die aus Frankreich angekommene Ladung in kurzer Zeit abgeſetzt, ſondern auch die Rückfracht beſorgt. In der Levante hingegen wurde dieſe höchſt natürliche Verfahrungsart nicht befolgt, ſondern die Handlungshäuſer in Marſeille ſchickten eine Ladung Waaren an ihre Committenten in den verſchiedenen Handelsſtädten der Levante, und dieſe verkauften ſie im Ganzen an die Kaufleute im Lande, die dagegen den Franzoſen diejenigen Artikel, auf deren Abgang in Frankreich man rechnen konnte, ebenfalls wieder im Großen verkauften. Dieſer gegenſeitige Kauf und Verkauf wurde ausſchließlich durch türkiſche, griechiſche und jüdiſche Unterhändler beſorgt. Der Committent gieng nicht ſelbſt zu den Kaufleuten, ſah dieſelben nicht, und kannte ſie oft gar nicht, ſondern hatte es blos mit ſeinen Cenſalen zu thun, wie man in der Levante die Commiſſionärs und Mäckler nennt. Durch dieſe Methode wurde der Verkauf der hingeſchickten Waaren und der Einkauf der Rückfracht außerordentlich verzögert, und theils hierdurch, theils durch die Vortheile die der Committent in der Levante und der Mäkler ſich auf die Waaren machten, gieng ein großer Theil des Gewinnes verloren. Daher kam es, daß man immer ſchwächere Ladungen hinſchickte, geringere Rückfrachten erhielt, und von Jahr zu Jahr weniger dabei gewann. Manche Schiffe, die von Marſeille ausliefen, um nach Smyrna zu ſegeln, ſchienen daher oft blos mit Ballaſt beladen zu ſeyn, ob ſie gleich 60 bis 80 Tonnen führen konnten.

Man kann gewiß überzeugt ſeyn, daß man bei ei-

nem andern Verfahren aus dem Handel nach den Archipel und auf einige benachbarte Küſten, wo noch keine Europäiſche Comptoire ſind, einen außerordentlichen und ganz ungewöhnlichen Gewinn ziehen würde. Man müßte blos darauf bedacht ſeyn, ſolche Waaren auszuwählen, auf deren Abſatz man zuverläſſig rechnen konnte, und worunter verſchiedene ehmals mit ſechshundert pCt. Gewinn verkauft worden ſind. Ferner müßte man jede Gelegenheit benutzen, um diejenigen Waaren, woraus die Rückfracht beſtehen ſollte, ſo wohlfeil als möglich einzukaufen, und endlich müßte man alle mögliche Mittel anwenden, um die merkantiliſchen Verbindungen in jenen Gegenden immer mehr zu erweitern. Ohne gerade den Verkauf ſo wie den Einkauf im Großen ganz abzuſchaffen, wenn eintretende Umſtände ihn begünſtigen ſollten, ſo müßte doch die ganze Unternehmung ſich hauptſächlich auf den Handel im detail gründen, denn er iſt in dieſen Gegenden, wie ich aus vielfältiger Erfahrung weiß, der einzige Vortheilhafte, und allein durch ihn können fortdauernd große Geſchäfte gemacht werden.

Es wäre unnöthig, alle Operationen, von welchen das Glück und das Gedeihen einer ſolchen Unternehmung abhienge, ausführlich hier anzuführen; ich will blos an einige von den allerweſentlichſten Vorkehrungen erinnern, auf welche bei der Ausführung der Unternehmung, wenn ſie einen glücklichen Fortgang haben ſoll, ſchlechterdings Rückſicht genommen werden muß.

Unter die wichtigſten Puncte, gehört unſtreitig die Wahl der Inſel, denn nicht eine jede würde in gleichem Grade hierzu geſchickt ſeyn. Diejenige Inſel, die alle zu einer ſolchen Unternehmung erforderlichen Vorzüge in ſich vereinigen ſollte, müßte im Mittelpunct des Archipels gelegen ſeyn, und mit einer beträchtlichen Volksmenge einen gewiſſen Wohlſtand verbinden; ihre Häfen müßten ſowohl von Europäiſchen Schiffen, als von den

Fahrzeugen der Insulaner mit Sicherheit besucht werden können, und endlich müßte ihr Clima und ihr Boden so beschaffen seyn, daß man ohne Nachtheil darauf wohnen und sich daselbst aufhalten könnte. Unter allen griechischen Inseln ist aber keine einzige, die alle diese Vortheile ausschließend in sich vereinigte; da jedoch diese Inseln sämtlich so sehr nahe bei einander liegen, so kommen einer jeden gegenseitig die Vortheile der andern zu statten. Die große Insel Scio scheint auf den ersten Blick vor allen übrigen in dieser Rücksicht den Vorzug zu verdienen; eine wohlgebaute, blühende Stadt, die Urbanität ihrer Einwohner, ihre Manufacturen von Sammt und andern seidenen Zeugen, ein Hafen, in welchen ohne Unterlaß eine Menge von Fahrzeugen einlaufen, ihr fruchtbarer, gut angebauter und mit Dörfern überstäter Boden, der Reichthum ihrer Producte an Seide, Wachs, Honig, Mastix, Terpentin, Wein, und Baumfrüchten, kurz alle Umstände scheinen sich zu vereinigen, um zum Vortheil für Scio zu entscheiden. Allein dagegen ist diese Insel viel zu sehr gegen Norden gelegen, und die Nähe von Smyrna würde dem Europäischen Handel auf derselben sehr nachtheilig werden; überdieß liegt sie zu nahe bei den vornehmsten Städten des ottomannischen Reichs, deren fast unablässige Empörungen, Aufstände und politische Erschütterungen gewöhnlich weit umher empfunden werden; die Stadt hat ferner eine Garnison von Janitscharen und Seesoldaten, die keine Art von militairischer Disciplin und Subordination kennen, und endlich wird sie auch sehr häufig von den Türken besucht, von denen sich sogar eine Menge daselbst häuslich niedergelassen hat. Hierdurch wird die Ruhe der Insel sehr oft gestört, und alle angeführten Umstände zusammengenommen machen es unmöglich, daß eine große Handelsspeculation auf derselben mit Vortheil ausgeführt werden kann.

Wirft man hingegen einen Blick auf den südlichen Theil der Cycladen, so findet man eine unermeßliche Rhede daselbst, die den zahllosen Schiffen, womit die Meere beständig bedeckt sind, gewöhnlich zum Ankerplatz dienet; sie wird durch die Inseln Milo, Argentiere und Polino gebildet, und würde bei einer solchen mercantilischen Unternehmung den großen Vortheil gewähren, daß man beständig Europäische Schiffe auf derselben vorfände, wodurch das Verkehr mit Europa immer lebhaft könnte unterhalten werden. Allein die Luft in Milo ist, wie ich oben ausführlich erzählt habe, in einem so schrecklichen Grade ungesund, daß man ohne die größte Lebensgefahr nicht daselbst wohnen kann. Auf der Insel Argentiere, ist die Luft zwar gesund, aber dagegen ist das einzige Dorf, so sich darauf befindet, so klein und die Häuser woraus es besteht, sind so schlecht und ornselig, daß man unmöglich mit einiger Bequemlichkeit daselbst wohnen könnte. Polino endlich, ist ganz und gar nicht bewohnt. Ueberdieß sind auch diese drei Inseln viel zu weit von dem Mittelpunct des Archipels entlegen, und es ist schlechterdings nöthig, daß man sich so wenig als möglich von diesem entfernt.

Man müßte also ohngefähr in der Mitte der großen Inselgruppe einen schicklichen Ort für eine solche Niederlassung auswählen, und hier vereinigen sich alle Umstände um für die Insel Naxia, das alte Naxos zu entscheiden. Sie ist die Größte unter den Cycladen und mehr noch wegen ihrer außerordentlichen Fruchtbarkeit als wegen ihrer Größe wurde ihr einst der Name der Königin derselben beigelegt. Sie war ehmals eine mächtige Republick, und der nämliche Geist der Freiheit, durch den sich ihre alten Bewohner ausgezeichnet hatten, ist auch auf die neueren Griechen fortgeerbt, denn selbst unter dem eisernen Joch des türkischen Despotismus haben sie doch wenigstens die äußere Form eines freyen Staates

beizubehalten gewußt. Sie werden durch eine Obrigkeit regiert, die sie selbst erwählen; kein Türke hat auf der Insel das geringste zu befehlen, es lassen sich daher auch nur wenige auf derselben nieder, und dies ist in der That keiner von den geringsten Vorzügen von Naxia. Es ist mit einem Worte die angenehmste und zugleich auch die allerruhigste Insel im ganzen Archipel. Selten haben Verfolgungen auf derselben statt, und ein jeder Einwohner kann sein Vermögen in Ruhe und Friede genießen, was auf den andern Inseln so selten der Fall ist. Die Alten haben sie wegen der Fruchtbarkeit ihres Bodens, Sicilien an die Seite gestellt, und wenn sie von den köstlichen Wein sprachen der darauf wuchs, so verglichen sie ihn gewöhnlich mit dem Nektar der Götter. Die reinsten Wasserquellen durchströmen sie in allen Richtungen und verbreiten überall Fruchtbarkeit und eine erquickende Kühlung. Die köstlichsten Bäume, die bei uns einen Gegenstand des Luxus ausmachen, als Orangen- Zitronen- Granatbäume u. dergl. wachsen daselbst wild; ihre Blüthen erfüllen die reine Luft, die man einathmet, mit einem balsamischen Duft, und ihre Früchte werden ganz vorzüglich saftig und wohlschmeckend. Mitten in den Feldern stehen häufig Oliven- Feigen- und Maulbeerbäume, wodurch die Landschaften mehr Mannigfaltigkeit bekommen und einen außerordentlich schönen Anblick gewähren. Kleine Wälder, die aus Bäumen von verschiedener Art und Größe bestehen, von denen aber keiner in diesem milden Clima jemals seinen grünen Schmuck verliert, gewähren einen erquickenden Schatten. Die Weinberge geben noch jetzt einen vortreflichen Wein, und man erinnert sich dabei mit Vergnügen, daß Naxia einst dem Bachus geweiht war. Zahlreiche Schafheerden weiden die wohlriechenden Pflanzen ab, womit die Seiten der Berge bedeckt sind; Hasen und rothe Rebhühner sind in Menge vorhanden; der Fischfang ist au-

ßerordentlich ergiebig, und die Lebensmittel aller Art sind äußerst wohlfeil. Die Jesuiten, die sich doch so vorzüglich auf die Auswahl ihrer Wohnorte verstanden, hatten dieser Insel vor allen andern im Archipel den Vorzug gegeben; sie besaßen ein Haus in der Stadt, und eins auf dem Lande, und wer nur einigermaßen den Geist dieses Ordens kennt, der mit so viel Klugheit und Scharfsinnigkeit in allen Ländern die zweckmäßigsten Puncte zur Ausbreitung ihrer colossalischen Verbindung auszuwählen wußte, der wird zuverlässig schon durch diesen einzigen Umstand eine vortheilhafte Idee von Naxia bekommen.

Die vornehmsten Einwohner der Insel sind Abkömmlinge von den alten französischen, spanischen und italiänischen Familien, die sich in den unruhigen Zeiten des Mittelalters, wo ihr Vaterland durch die Einfälle fremder Eroberer beunruhiget wurde, in verschiedenen Gegenden von Griechenland niedergelassen hatten; man erkennt diesen Ursprung an den feinern, anständigern Sitten und einer gewissen edlen und großmüthigen Art sich zu betragen, die sie noch von jenen Zeiten her beibehalten haben, und man findet nicht ohne Erstaunen in diesen Griechen all die Höflichkeit und Urbanität, die nur Früchte einer sorgfältigen Erziehung sind. Das weibliche Geschlecht ist nicht nur außerordentlich schön, sondern auch außerdem höchst liebenswürdig. Ich selbst habe auf Naxia ein Mädchen gekannt, das wegen seiner ausnehmenden Schönheit allgemein berühmt war, und das zuverlässig auch an allen Orten in der Welt, und zu allen Zeiten eine vorzügliche Schönheit gewesen wäre.

Die Insel hat zwar keine Häfen für Schiffe von einer gewissen Größe, allein dennoch findet man auf mehrern Puncten ihrer Küsten hinreichenden Schutz gegen ungünstige Winde, und in verschiedene ihrer Buchten laufen auch beständig Fahrzeuge der Insulaner ein. Da-

gegen aber iſt die Hauptſtadt auf derſelben, die ebenfalls Naxia heißt, und vor welcher ſich die Schiffe auf einer vortreflichen Rhede vor Anker legen können, nicht weit von den häufig beſuchten Häfen auf der öſtlichen Küſte der Inſel Paros entfernt, und beſonders von der unvergleichlichen Rhede von Nauſſa, von der ich oben geſprochen habe. Südwärts von der Stadt Naxia iſt auch noch eine andere Rhede, die den Namen des Hafens von Strongioli führt, und wo ſich in der guten Jahrszeit die Schiffe von aller Größe ſicher aufhalten können. Kurz, dieſe Inſel beſitzt durch ihre Lage, ihre Bevölkerung und ihre Fruchtbarkeit eine ſolche Menge unſchätzbarer Vorzüge, daß man ſie ſchwerlich an irgend einem andern Orte im Archipel in einem ähnlichen Grade vereinigt antreffen würde.

Wohnungen und den nöthigen Platz zu Waarenniederlagen würde man leicht, und ſey es käuflich oder nur miethweiſe ſehr wohlfeil bekommen können. In einem daſelbſt anzulegenden Magazin müßten alle Waaren, die am einträglichſten ſind, und auf deren geſchwinden Abſatz am ſicherſten zu rechnen iſt, beſtändig vorräthig ſeyn, und es müßte durchaus von den Käufern abhängen, ob ſie mit Geld oder mit Landesproducten bezahlen wollten; dieſes Letztere wäre jedoch weit vorzüglicher, weil die Einwohner dieſe Producte ſehr wohlfeil weggeben würden, wenn ſie Europäiſche Waaren unmittelbar dagegen eintauſchen könnten. Außerdem würde man aber auch im Stande ſeyn, die beſten Gelegenheiten zum möglichſt wohlfeilen Einkauf derjenigen Landesproducte, die durch den Tauſchhandel noch nicht eingekommen wären, ſogleich zu benutzen. Dieſe doppelte Art von Handel würde auch einen doppelten Gewinn abwerfen.

Die Waaren, die man aus der Inſel Naxia ziehen könnte, beſtehen in Wein, Getraide, Baumwolle, Seide, Oel, Baumfrüchten, Salz u. dergl. auch ſollen

nach der Versicherung der Einwohner nicht nur sehr schöne Marmorbrüche sondern auch äußerst reiche Gold- und Silberminen auf derselben vorhanden seyn. So vortheilhaft jedoch die angeführte Art von Handel seyn würde, so dürfte man sich doch bei einem Unternehmen, das so nützlich als möglich werden sollte, keineswegs blos allein darauf einschränken; jener Handel müßte gewissermaßen nur Nebensache oder vielmehr Mittel zu einem größern Zwecke seyn, und ich will hier in wenigen Worten nur einige von den vielerlei Verfahrungsarten anzeigen, durch welche eine solche merkantilische Unternehmung den höchsten Grad von Flor erreichen könnte.

Erstens. Ich habe schon gesagt, daß häufig Fahrzeuge von den griechischen Inseln und selbst von den Küsten von Griechenland nach Naxia kommen; ohne Zweifel würde die dort errichtete Handelsanstalt noch eine weit größere Menge herbeiziehen. Alle diese Fahrzeuge gehören griechischen Kaufleuten zu; diese würden in dem dasigen Magazin Europäische Waaren einkaufen, um sie auf die andern Inseln im Archipel und auf die benachbarten Küsten von Asien und Europa zu verführen, und daselbst zu verkaufen. Jetzt sind sie genöthigt, alle Waaren die sie nöthig haben, zu Smyrna, Thessalonich und andern großen Handelsstädten aus der zweiten, ja oft auch aus der dritten Hand zu kaufen; es würde daher äußerst vortheilhaft für sie seyn, wenn sie sich zu Naxia unmittelbar damit versorgen könnten, denn außer dem wohlfeilern Einkauf würden sie auch durch die kürzere Dauer der Schiffahrt, durch die verminderten Kosten und die geringeren Gefahren derselben beträchtlich dabei gewinnen. Ich muß hier im Vorbeigehen die Bemerkung beifügen, daß zu meiner Zeit diese griechischen Kaufleute in den großen Handelsstädten der Levante vor-

züglich gern englische und venetianische Waaren ankaufen, weil sie nicht nur weit wohlfeiler, sondern, wie ich leider hinzusetzen muß, auch in der Güte vorzüglicher waren, als die französischen; so hatte z. B. bei der Fabrication der französischen Tücher, die für die Levante bestimmt waren, in den letztern Jahren eine so verderbliche Nachläßigkeit und ein so schändlicher Geiz statt gehabt, daß sie fast ganz und gar nicht mehr abgiengen, und von den Orientalern mit Recht allgemein für sehr schlecht verschrien wurden.

Zweitens; es würde sehr vortheilhaft seyn, wenn sich die Anstalt eine oder mehrere große Barken hielte, um damit auf den Inseln und auf den benachbarten Küsten des festen Landes von einem Hafen zum andern zu fahren; sie würden theils die europäischen Waaren dahin liefern, theils die Producte dieser Inseln in die Magazine der Anstalt zurückbringen. Diese kleinen Fahrzeuge wären, weil sie Europäern zugehörten, gegen die Maltesischen und andern Corsaren gesichert, die noch immer das seltsame und unpolitische System eines ewigen, unabläßigen Krieges mit den Muselmännern haben. Dieser ununterbrochene Handel von Hafen zu Hafen würde außerordentlich einträglich werden; auch wenn die Umstände es erlaubten ihn weiter auszudehnen, so könnten die Directoren der Anstalt, anstatt der leichten Barke sich ein sogenanntes Bermudisches Schiff anschaffen, das gewöhnlich 60 und 70 Tonnen führt. Diese Art von Fahrzeuge kneipt am meisten den Wind, fährt am richtigsten und ist am leichtesten zu regieren. Ob aber gleich diese Bermudischen Schiffe in jeder Rücksicht den Kartanen vorzuziehen sind, so kennt man dieselben dennoch ohngeachtet im mittelländischen Meere nicht; und doch würden sie gerade hier, wo das Meer mit einer so zahllosen Menge von Inseln bedeckt ist, zwischen denen man

oft

oft in ſehr engen Canälen hinlaviren muß, von vorzüglichem Nutzen ſeyn.

Drittens; Man dürfte ſich nicht darauf einſchränken, bloß ſolche Artikel, die in der Levante gewöhnlich in den Handel kommen, einzukaufen oder im Tauſch anzunehmen, ſondern man müßte die Spekulation auch auf Getraide und Wein ausdehnen, die man an den Orten ſelbſt, wo ſie am häufigſten vorhanden ſind, und in der ſchicklichſten Jahrszeit einzukaufen hätte. Aus dem Getraide würde Zwieback bereitet, und man verſorgte mit demſelben, ſo wie auch mit Wein, die Fahrzeuge, die in dieſem Gewäſſer herumſchiffen, und die ihre nöthigen Vorräthe zuverläßig weit lieber aus den Magazinen dieſer Anſtalt nehmen würden, als aus den großen Handelsſtädten, wo gerade alle Arten von Lebensmittel am prozentlich theuer ſind. Damit man jedoch dieſen Artikel und den möglichen Abſatz deſſelben nicht für unbedeutend halte, will ich bloß anführen, daß ſich vor dem Kriege nicht weniger als 300 franzöſiſche Caravanen-Schiffe in demjenigen Theile des mittelländiſchen Meeres aufgehalten haben, der an die Ottomaniſchen Provinzen gränzt. Dieſe Schiffe reiſten bloß mit Ballaſt beladen aus Frankreich ab, und begaben ſich auf drei Jahre in die Dienſte der Türken, die alle Küſten der verſchiedenen Häfen beſuchten, und auch ſelbſt für die Miethe dieſer Schiffe ſehr beträchtliche Summen bezahlten, weil ſie es aus Furcht vor den Corſaren nicht wagten, ſich ihrer eigenen Schiffe zu einigermaßen weiten Reiſen zu bedienen. Dieſe Caravanenfahrten werden ohne Zweifel nach erfolgtem Frieden aufs neue ſtatt haben. Außer dieſen franz. Schiffen waren auch immer drei bis vierhundert venetianiſche, ragouſaniſche und neapolitaniſche Schiffe mit dieſer Hafenfahrt auf türkiſche Koſten beſchäftigt; die Schiffe von allen Nationen, die unmittelbar aus Europa in eine von den großen levanti-

schen Handelsstädten führen, will ich nicht einmahl rechnen. Allein auch auf diese Verproviantirung der Schiffe, so außerordentlich sie auch ins Große gienge, würde sich doch die Consumtion des Zwiebacks nicht allein einschränken; es giebt auch viele Inseln im Archipel, die ihre Einwohner nicht ernähren können, theils wegen der natürlichen Unfruchtbarkeit und dürren Grasbodens, theils weil sich die Insulaner mit der Fischerei oder der Schiffahrt abgeben und den Ackerbau vernachlässigen, theils auch weil der Despotismus ihre Hände fesselt und allen Fleiß in ihnen erstickt. In allen diesen Inseln würden während des Winters, wo Fischerei und Schiffahrt aufhören und die Noth gewöhnlich am fühlbarsten ist, stehende mit Zwieback beladene Kähne einen höchst erfreulichen Anblick für die Insulaner seyn, und die Lebensmittel derselben würden ohne Zweifel in kurzer Zeit verkauft werden.

Bierter Satz. Der ganze Erfolg einer solchen merkantilischen Unternehmung und das Gedeihen derselben hängt lediglich von dem Grade der Thätigkeit ab, womit dieser Handel von Hafen zu Hafen getrieben wird. Die Barken dürften schlechterdings nie in Unthätigkeit bleiben; sie müßten auch manchmal Holz holen von den Küsten des festen Landes, wo die schönsten Bäume oft Anderen weiter kosten, als die Mühe sie zu fällen; dieses Holz würde in das Magazin geliefert und hier zu Dauben-Holz, Stabholz und andern dünnen Brettern zerschnitten, welche man mit außerordentlichen Vortheil sowohl an die levantischen als auch an die europäischen Kaufleute absetzen könnte.

Diese kurze Uebersicht enthält nur die wesentlichsten von denjenigen Punkten, worauf bei der Ausführung eines solchen Plans hauptsächlich Rücksicht zu nehmen wäre; man wird sich aber schon vollkommen dadurch überzeugen können, wie sehr der Handel nach dem

Archipel einer vortheilhaften Erweiterung fähig ist. An Ort und Stelle selbst, würden eine Menge von Umständen täglich neue Mittel an die Hand geben, wie die Geschäfte immer mehr ausgedehnt werden können. Ich breche jedoch jetzt davon ab, um über diesen Gegenstand nicht allzu weitläuftig zu werden und will nur noch einige Worte über die Waaren selbst beifügen, mit denen sich im Archipel der Handel beschäftiget.

Diejenigen Waaren, die aus den griechischen Inseln nach Europa gebracht werden. Z. E. Wachs, Oel, Inschlitt, Seide, Wolle, Baumwolle, Pferde- und Ziegenhaare, Ochsenhäute und Hörner, Arzeneymittel, Rosinen, Feigen, Kaffe u. s. w., und solche, die den griechischen Inseln ausschließend eigen sind. Unter diese letztern gehören vorzüglich der Mastix, der Terpentin, die Jasminpomade, die verschiedenen Seidenzeuge von der Insel Scio, die Dimitten und Scamiten *) von Santorin, Pards, u. s. w. ferner die baumwollenen Strümpfe und Mützen von Argentiere, die seidenen gestrickten Strümpfe von Tine, der gediegene Alaun und Schwefel von Milo, die Mühlsteine von ebendaher, die Weine aus Samos, Santorin, Tenedos, Scopoli, Naxia, Kandia, u. s. w. der Marmor aus Naxia und Paros, die Karniole, der Saffran, die Schwämme, die Kräuter-Orseille, die Cimolische Erde, die Coloquinten, das Gummi und die Zapfen von den Cypressenbäumen, die Filtrirsteine, die Galläpfel, das Ambrakaut, die Ortolane oder Fettammern, die Rückenknochen der Tintenfische u. s. w.

Diejenigen Waaren, die aus Europa dahin geschickt werden, sind äußerst mannigfaltig und ein Kauf-

*) Die Scamitte ist eine Art von glattem baumwollen Zeug, so wie auch die Dimitten, die aber weit schöner, stärker und theurer sind, als die erstere, und weit theurer verkauft werden.

mann, der den Handel dahin mit Eifer und ohngefähr nach dem Plan, den ich oben angegeben habe, betreiben wollte; müßte nothwendig alle diese Waaren beständig vorräthig haben, und nur bei der Quantität eines jeden Artikels auf die Neigung des Volks zu demselben, und folglich auf den schnelleren Absatz der Waare Rücksicht nehmen. Ich will hier ein Verzeichniß von allen diesen Waaren beyfügen, und zugleich dabei bemerken, ob sie in besonders großer oder in besonders geringer Quantität daselbst abgehen. Die übrigen, wobei nichts bemerkt ist, haben in dem ganzen Archipel einen ohngefehr gleichen Absatz. Vorläufig muß ich jedoch noch erinnern, daß ich dieses Verzeichniß schon im Jahr 1797 bekannt gemacht hatte, und daß es, als die venetianischen Inseln und die Insel Cerigo, durch die französischen Armeen erobert worden waren, von dem Minister des Innern an alle Departements-Administrationen geschickt wurde, damit es bei allen nach diesen Inseln zu unternehmenden Handelsspeculationen zur Richtschnur dienen sollte. So schmeichelhaft und ehrenvoll es nun auch für mich ist, daß die Regierung meinen Kenntnissen dadurch hat Gerechtigkeit wiederfahren lassen, so hat doch durchaus Niemand dabei erfahren, daß ich der Verfasser von diesem Verzeichnisse bin, und ich sehe mich genöthiget, dieses öffentlich hierdurch bekannt zu machen, damit ich nicht etwa eines Plagiats gegen den damaligen Minister des Innern beschuldiget werden möge.

Verzeichniß der verschiedenen Waaren, die mit Vortheil aus Europa nach den Inseln des Archipels verschickt werden können.

| | | |
|---|---|---|
| Roher und verarbeiteter Stahl. | | Glänzende Ringe von nicht großem Werth. |
| Stahlperlen. | sehr viele. | Leinene Strümpfe, sehr viele. |
| Nadeln. | | |

Battist.
Küchengeschirr von Eisenblech.
Bier.
Blonden.
Geräuchertes Rindfleisch.
Wollene Mützen, sowohl rothe als auch andere.
Korkstöpsel für gewöhnliche Flaschen und auch grösse Matrosenflaschen. sehr viele.
Glasbouteillen.
Große mit Stroh umflochtene Matrosenflaschen.
Glaswaaren.
Glasperlen und Glasbouteillen.
Spiegelgläser.
Fayence.
Wachslichter.
Knöpfe.
Armbänder von ger. Werth.
Leichte Gold und Silber-Brocate.
Chali, eine Art von dichter Sarsch.
Alle Arten von Tücher. sehr viele.
Grosdetours und andere starke seidene Zeuge.
Schnupftücher von allen Arten.
Unächte Perlen.
Quincaillerie-Waaren. sehr viele.
Alle Arten von seidenen Banden, und besonders die allerschönsten. sehr viele.
Atlas.
Gestickte Damenschuhe.
Alle Arten von Toften.
Hänfene Leinwand, gemeine und holländische.
Seegeltücher.
Bunter Sammet.
Schächter oder Steifleinewand.
Baumwollener Sammet.
Berkane und Camelotte.
Cadis von allen Farben.
Calamanke.
Spielkarten, jedoch wenig neue, sehr viele aber, womit schon einmal gespielt worden ist.
Pappendeckel.
Hüte.
Schweizer Crepone.
Damast mit goldenen und silbernen Blumen.
Damascirte Leinwand.
Linon.
Schmale franz. Spitzen. Schwarze und weiße von ger. Werth.
Goldene und silberne Spitzen, mehr falsche als ächte.
Gold- und Silber-Stoffe, jedoch nur in kleinern Abschnitten.
Zwirn, von allen Farben sehr viel.
Barchent.
Goldene und silberne Borden von jeder Breite, und so glänzend als möglich.
Gaze.
Moore, von allen Arten.
Eichene Bretter.
Steck- und Nehnadeln.
Kämme aller Art.

Fingerhüte.
Taschenuhren, besonders sehr große und darunter einige mit türkischem Zifferblatt und türkischen Charactern.
Scheeren.
Meißel, für Steinschneider Tischler u. dgl.
Damenhalsbänder von Gold, und falschen Steinen.
Messer, von allen Arten.
Stricke und Schnüre.
Zusammengesetzte Arzneywaaren.
Weingeist.
Italienische Blumen.
Heringe.
Schinken.
Gemüse.
Liqueurs.
Gedörrte Pflaumen.
Sardellen.
Salmen und Lachs.
Thee.
Zucker.
Kandelzucker.
Theriak.
Eingemachter Thunfisch.
Zinn.
Rohes und verarbeitetes Eisen.
Eisenblech.
Bindfaden.
Eisendraht.
Messingdraht.
Flinten.
Schrot von jeder Größe.
Pistolen.
Blei in Stücken.
Schießpulver.
Schreib- und Packpapier.
Buntes Papier. äußerst viel.
Pergament.

## Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Insel Stenosa — Insel Pathmos — Kloster auf derselben — ihre Häfen — ihre Bevölkerung — Insel Samos — ihre Fruchtbarkeit — ihr Wein — ihre Lage — die Backhäuser Inseln — Insel Nicaria — Insel Myconi — ihre Häfen — ihre Einwohner — Costüme des weiblichen Geschlechtes auf derselben — Insein Trago — Nisi und Stapodia — Insel Delos — Was sie einst war und was sie jetzt ist — Insel Rhenia — Insel Tine; natürliche Beschaffenheit derselben; seidene Strümpfe, die darauf gestrickt werden — Weibliches Geschlecht daselbst — Insel Scio — Charakter ihrer Einwohner, besonders der Frauenspersonen — ihre Kleidertracht — seidene Geldbeutel, die sie stricken — Bezauberungen durch neidische Blicke — Handel der Insel Scio — ihr Wein — Cultur des Weinstocks und des Mastixbaums — Boden der Insel — Ausfatz — Hafen — Insel Ipsara — Gesme — Treffen zwischen den Russen und Türken — Reise zu Land von Gesme nach Smyrna — Warme Bäder — Caravanseraj.

Nicht weit von Naxia gegen Osten liegt die Insel Stenosa oder die kleine Insel; sie ist auch wirklich sehr unbedeutend, und außer von wilden Ziegen, die an ihren Klippen zu hängen scheinen, gar nicht bewohnt.

Weiter hin gegen Nordnordost liegt die Insel Pathmos, deren Name von den europäischen Seefahrern in Patitto verwandelt worden ist, und die heut zu Tage aus einer Reihe von unfruchtbaren Felsen besteht. Sie ist in der Kirchengeschichte berühmt, weil der Apostel Johannes dahin verwiesen worden ist und besonders, weil er daselbst die Gesichte und Offenbarungen hatte, die von ihm in der Apokalypse aufgezeichnet und auf uns gekommen sind. In einem Kloster, das auf einer Anhöhe liegt, und das man auf den ersten Blick für eine Art von Festung hält, wird von den Caloyern oder Mönchen, die eifrige Anhänger der stupidesten Unwissenheit

ſind, auch jetzt die Höle gezeigt, worin der Heilige ſein geheimnißvolles Buch geſchrieben und ſogar auch das Loch in der Mauer, wodurch er die Eingebungen des heil. Geiſtes bekommen haben ſoll.

Es iſt in dieſem Kloſter keine Spur von einer Bibliothek zu finden, wie man neuerlich hat behaupten wollen; und wozu ſollte ſie auch nützen, da der bei weitem größte Theil der Mönche nicht leſen kann? Unter 80, die darin wohnen, fand Herr von Choiſeul-Gouffier nur 3, die ein wenig leſen konnten, aber in der That nicht viel laſen.

Die Inſel Pathmos hat nicht über 6 Stunden im Umkreiſe; ſie iſt viel länger als breit und erſtreckt ſich in einer ganz unregelmäßigen Geſtalt von Norden nach Süden. Ihre Küſten ſind durch eine Menge von Buchten und Meerbuſen ausgeſchnitten und für den Seefahrer, beſonders wegen der vielen guten Häfen merkwürdig, die ſich darin befinden, und unter welchen der Hafen von Scala einer der ſchönſten im ganzen Archipel iſt. So große Vortheile aber ein durch ſeine Lage zum Handel beſtimmtes Land aus guten Seehäfen ziehen kann, ſo befindet ſich doch die Inſel Pathmos ohngeachtet aller dieſer Vorzüge in dem größten Elend. Ihre Thäler, in denen Ueberfluß herrſchen könnte, liegen öde und ungebaut, und ſehen eben ſo nackt, wild und armſelig aus, als die Hügel, von denen ſie umringt ſind. Die Bevölkerung, die ſich immer nach dem Zuſtande des Ackerbaues und der Induſtrie richtet, hat auf Pathmos außerordentlich abgenommen; die Klöſter wimmeln von Müßiggängern und die Felder liegen wüſte. In der guten Jahrszeit bleiben wenig Männer auf denſelben zurück, ſondern gehen faſt alle in andere Länder, um ihren Unterhalt daſelbſt zu ſuchen, oder treiben mit ihren Barken einen kleinen Handel, der ſie ernährt aber nicht bereichert. Den Weibern ſind, während der Abweſenheit ih-

ren Männer oder Väter alle Angelegenheiten des Hauswesens, ſo wie die Beſtellung einiger Stückchen Feld zur Gewinnung der allernothdürftigſten Lebensbedürfniſſe überlaſſen. Wenn daher in dieſer Jahrszeit ein fremdes Schiff auf der Inſel landet, ſo haben dieſe furchtſamen Bewohnerinnen derſelben, die ſich verlaſſen und von allem Schutz entblößt fühlen, nichts eilender zu thun, als ſich zu verſtecken und in Wälder und Gebürge zu flüchten. *)

Mehrere kleine Inſeln liegen oſtwärts von Pathmos in der großen Vertiefung des Meeres zwiſchen den Inſeln Stanchio und Samos; dieſe Inſeln heißen Racri, Lypſo, Agatho-Niſi und Fermaco; ſie ſind aber alle ganz, oder größtentheils unbewohnt. Nordwärts von ihnen findet man eine weit wichtigere und berühmtere Inſel, nämlich die Joniſche Inſel Samos. Die Alten hatten den Namen Samos drei verſchiedenen Inſeln beigelegt; die Eine davon lag in der Nähe von Thracien, daher ſie auch den Beinamen Samos von Thracien, oder mit einem Worte Samo-Thracien bekommen

*) Wahrſcheinlich hat dieſe Abweſenheit der meiſten Männer während der guten Jahrszeit die ältern Geſchichtſchreiber auf die Vermuthung gebracht, daß es überhaupt nur ſehr wenige Männer auf der Inſel gebe. Tournefort verſichert beſtimmt, daß ihre Anzahl ſich nicht über 300 belaufe, und daß man auf jeden von ihnen wenigſtens 20 Weiber rechnen könne. Wenn ſich dieſe nicht durch Schminke entſtellten, ſetzt er hinzu, ſo wären ſie recht hübſch, auch wiſſen ſie dieſes ſehr gut und bilden ſich ein, beſonders ſeitdem ein Kaufmann aus Marſeille eine von ihnen wegen ihrer Schönheit geheirathet hat, daß jeder Fremde, der auf der Inſel landet, die Abſicht habe eine von ihnen abzuhohlen; ſie konnten ſich nicht genug wundern, als man ihnen erzählte, daß wir bloß auf die Inſel gekommen wären, um Pflanzen zu holen, denn ein Dutzend von ihnen mochte wohl gehöfft haben, durch uns erlöſt zu werden.

hätte, und die heut zu Tage Samandrachi heißt. Die zweite wurde von den Griechen die steile Samos genannt und ist die heutige Insel Cephalonien; die dritte endlich, von welcher hier die Rede ist, liegt nahe an der Küste von Jonien und hat von daher ihren Beinamen erhalten. Den Namen Samos, vor welchem die Insel schon mehrere andere Namen geführt hatte, soll sie, wie einige behaupten, von einem berühmten Helden, der daselbst gebohren worden ist, bekommen haben; andere behaupten, daß die Griechen überhaupt alle hochliegenden Orte Samos zu nennen pflegten, und daher auch dieser Insel, die sehr beträchtliche Anhöhen enthält, diesen Namen gegeben hätten.

Die Insel Samos war ehemals der Juno geweiht, die auf derselben an dem Ufer des Flusses Imbrassus und unter dem Schatten eines Keuschbaumes, (agnus castus) eines auf der Insel Samos, so wie überhaupt im ganzen Archipel sehr häufig wachsenden Baumes gebohren worden ist. Es stand auf derselben ein äußerst prächtiger Tempel zur Ehre dieser Göttin; heut zu Tage sind aber kaum mehr einige Ruinen davon übrig, und er ist mit dem alten Glanz der Insel zu Grunde gegangen. Samos war auch das Vaterland von Pythagoras, des Dichters Cherilus, von Timanthus, einem der berühmtesten Maler des alten Griechenlandes und des Mathematikers Conon, einem Zeitgenossen von Archimedes; auf der nämlichen Insel hat auch Herodot, als er vor den Tyrannen fliehen mußte, eine Freystätte gesucht und auf derselben in ruhiger Einsamkeit die ersten Bücher seiner Geschichte entworfen.

Seit langen Zeiten kann man aber keinen großen Mann mehr nennen, der auf der Insel Samos sein Daseyn bekommen hätte. Geist und Talente gedeihen nicht unter dem Scepter der Tyrannei und Sclaven können nie große Männer werden. Dennoch zeichnen sich aber

die heutigen Samier durch mehrere liebenswürdige Eigenschaften vor ihren übrigen Landsleuten aus; sie sind die sanftesten, gutmüthigsten, gefälligsten und witzigsten unter allen Griechen. Noch besitzt ihre Insel Alles, was nöthig ist, um reich und blühend zu werden; sie hat sehr gute Häfen, unter welchen der bei Vati der vorzüglichste ist, eine zum Handel außerordentlich günstige Lage, einen äußerst fruchtbaren Boden, ein angenehmes Clima, eine gesunde, reine Luft und einen Ueberfluß an klaren, erfrischenden Wasserquellen. Wie reich und glücklich könnte die Insel seyn, wenn nicht durch die unselige Regierungsverfassung, die ein höllischer Dämon in seinem Grimm erfunden zu haben scheint, alle diese Quellen von Wohlstand zerstöret worden wären.

Die Producte von Samos sind die nämlichen, die auf den allerglücklichsten, von der Natur am meisten begünstigten Inseln im Archipel gefunden werden; sie könnten jedoch in weit größerer Menge und Mannigfaltigkeit darauf gewonnen werden, wenn die Einwohner es wagten, den Feldbau gehörig zu betreiben. Die außerordentliche Fruchtbarkeit dieser Insel wurde von den Alten bei jeder Gelegenheit bewundert, und mehrere Völker waren so neidisch darauf, daß sie zu wiederholtenmalen den Versuch machten, sich in den Besitz der Insel zu setzen. Um einen Begriff von diesem Ueberfluß zu geben, pflegte man gemeiniglich nur zu sagen, daß zu Samos sogar auch die Hühner Milch gäben. Aeußerst auffallend und sonderbar ist es jedoch, daß die Alten alles daselbst vortreflich fanden, nur nicht den Wein, und daß es von ihnen der Insel als ein Unglück angerechnet wurde, daß dieses Product nichts auf derselben tauge, da doch auf allen benachbarten Inseln der allervortreflichste Wein wächse; heut zu Tage hingegen wird der samische Wein mit Recht unter die vorzüglichsten Producte der Insel gerechnet, und macht auch den größten

Theil ihrer Einkünfte aus. Der Muscatenwein, der auf derſelben wächſt, könnte, wenn er ſorgfältiger behandelt und länger aufgehoben würde, dem ſo vorzüglichen und auch in Europa hochgeſchätzten Cyperwein gleich kommen. Während meines Aufenthalts im Archipel habe ich mehrmalen geſehen, daß große Schiffe aus den nördlichen Ländern von Europa, und beſonders aus Schweden beträchtliche Ladungen Wein in Samos eingenommen haben, um ſie in ihr Vaterland zu führen, und nie habe ich begreifen können, warum man im ganzen übrigen Europa dieſen Wein nicht kennt und nie nennen hört.

Die Inſel Samos hat ohngefähr eine Länge von 10 Stunden, und ihre größte Breite beträgt beinahe 5 Stunden; allein dieſe Breite hat ſie nur auf einem einzigen Puncte vermittelſt eines ſchmalen ſich weit gegen Süden erſtreckenden Caps, das den Namen Cap Colonna führt, und wovon einige Stücke durch das Meer abgeriſſen worden ſind, die Samo-Puſo oder klein Samos genannt werden. Groß Samos aber ſelbſt iſt nur ein beträchtlicheres vom feſten Lande abgeriſſenes Fragment, und wird von demſelben durch einen Kanal getrennt, der nicht über eine halbe Stunde breit iſt. Die Seefahrer kennen dieſe ſchmale Meerenge unter dem Namen des kleinen Bogaz; der große Bogaz von Samos, der beinahe 2 Stunden breit iſt, liegt weſtwärts von dieſer Inſel zwiſchen derſelben und mehreren kleinen Inſeln, die den Namen der Backhäuſer führen, weil ſie von Ferne gewölbten Backöfen ähnlich ſehen; vor Alters hieſſen ſie Corseae-Insulae. Durch dieſen Kanal fahren faſt alle Schiffe, die von Conſtantinopel nach Syrien und Aegypten ſegeln; ſie finden in demſelben an mehreren Orten äußerſt bequeme Ankerplätze.

Nicht weit von dieſen kleinen Inſeln gegen Weſten liegt die Inſel Micaria, die vor Alters Icaria genannt

wurde, und diesen Namen von Icarus, dem Sohne Dädalus bekommen haben soll, weil dieser auf seinem kühnen Fluge nahe bei derselben herabgestürzt sey; hiervon ist auch das benachbarte Meer das Icarische genannt worden. Die Insel ist nicht beträchtlich, und erstreckt sich mehr in die Länge als in die Breite; man sieht sie schon in weiter Ferne, allein die Seefahrer suchen selten auf derselben anzulegen, weil sie keine Häfen hat. Dieser wesentliche Nachtheil der Insel, daß sie durchaus nicht im Stande ist, den Schiffen Schutz zu gewähren, kann durch ihre schwache Bevölkerung, den Mangel an Energie bei den Einwohnern, durch die gänzliche Erschlaffung und Muthlosigkeit derselben, und durch ihren in den mehrsten Cantonen höchst undankbaren Boden nicht wohl wieder aufgewogen werden. Es fehlt der Insel Nicaria an allen denkbaren Mitteln zu einem nur einigermaßen beträchtlichen Handel, und sie kann daher unter die allerelendesten Inseln im ganzen Archipel gerechnet werden.

Ganz anders verhält es sich mit der Insel Mycone, die nicht weit von Nicaria gegen Westen liegt. In ihrem unter den Namen Tarlon bekannten Hafen, laufen die meisten Schiffe ein, die durch den Archipel nach Smyrna und in die nördliche Türkei fahren; man ist daselbst gegen die Nord-Nordost- und Süd-Südostwinde geschützt; allein allen übrigen ist man vollkommen ausgesetzt, und wenn die Schiffe gegen sie Schutz suchen wollen, so müssen sie vor dem Flecken oder dem Dorfe Mycone anlegen, wo sie aber dagegen wieder denjenigen Winden ausgesetzt sind, von denen man im Hafen von Tarlon nichts zu fürchten hat.

Die Einwohner von Mycone sind sehr geübte Seefahrer; sie durchsegeln mit ihren Kähnen, worunter sich auch sehr große und starke befinden, das Meer in allen Richtungen. Ueber diesen Seehandel vernachlässigen

ſo aber gänzlich die Cultur ihres Bodens, woraus ſie jedoch weſentliche Vortheile ziehen könnten, denn alle Producte, welche die Inſel, freylich wegen Mangel an Bearbeitung in äußerſt geringer Quantität hervorbringt, ſind von einer vorzüglichen Güte. Beſonders vortreflich iſt ihr Obſt und ihr Wein, allein obgleich der Letztere beinahe den einzigen Handelsartikel der Mytiläer ausmacht, ſo vermiſchen ſie ihn dennoch mit Waſſer um die Quantität deſſelben zu vermehren, ohne zu bedenken, daß ſie den Werth deſſelben dadurch verringern. Wildpret giebt es auf der Inſel in großer Menge, und zweimal im Jahr, nämlich im Frühjahr und im Herbſt kamen auch die wohlſchmeckendſten Vögel in unſere Gegend Zügen dahin; man findet eben alles im Ueberfluß daſelbſt was theils zum Unterhalt erforderlich iſt, theils zur Annehmlichkeit des Lebens dienen kann. Nur allein an friſchem Waſſer leidet die Inſel Mangel, daher auch während der großen Sonnenhitze alles auf dem Felde vertrocknet, und das ganze Land dürre und wüſte ausſieht. Dieſe Dürre, der man jedoch mit einiger Sorgfalt leicht abhelfen könnte, iſt auch ohne Zweifel eine von den Urſachen, warum die Einwohner ſich ſo wenig mit dem Ackerbau abgeben, und lieber auswärts ihren Unterhalt ſuchen, wo ſie ihn weit ſicherer und auf eine weniger mühſame Art finden können.

Der Name dieſer Inſel hat ſich nicht verändert, denn ſchon bei den alten Griechen hieß ſie Mycone. Die Fabel macht ſie zum Grab der Centauren, die daſelbſt von Hercules erſchlagen worden ſeyen. Die alten Schriftſteller nannten die Einwohner von Mycone Kahlköpfe; man behauptet, daß dieſes ein natürlicher Fehler und gleichſam eine Endemiſche Krankheit bei ihnen geweſen ſei, die ſie faſt alle mit auf die Welt gebracht hätten. Dieſe ſonderbare Anlage kahl zu werden, findet man jedoch heut zu Tage nicht mehr bei ihnen. Auch wurden

für die Alterthümer für Chimären gehalten, und es war zum Sprüchwort geworden, einen Menschen, der sich uneingeladen bei einem Gastmahl einfand, einen Gast von Myconos zu nennen; diese ehrbare Gewohnheit entsteht gewöhnlich aus Armuth, setzt aber immer einen großen Mangel an Ehrfurcht voraus.

Wenn man die Tracht des weiblichen Geschlechts auf Milo und Argentiere gesehen hat, so findet man die der Einwohnerinnen von Myconi nicht mehr lächerlich. Sie gleicht zwar einigermaßen der ersteren, allein sie ist bei weitem nicht so geschmacklos und sonderbar, dagegen ist sie mit weit mehr Geschmack und Zierrathen überladen, die im ganzen genommen, ohne allen Geschmack angebracht werden, und der Schönheit äußerst nachtheilig sind *). Die vorzüglichste Beschäftigung dieser Insulanerinnen besteht darin, daß sie die Baumwolle, die auf ihrer Insel wächst, spinnen, und Strümpfe und verschiedene Arten von Zeugen daraus verfertigen.

Eine Stunde von Myconi gegen Osten finden die Schiffe einen guten Ankerplatz bei einer kleinen unbewohnten Insel, auf der die Myconier ihre Heerden weiden lassen; sie führt den Namen Drago-Nisi, das heißt Ziegeninsel, weil es wahrscheinlich ehemals ein Menge wilden Ziegen auf derselben gegeben hat, heut zu Tage findet man deren keine mehr daselbst.

Etwas weiter hin vom Myconi gegen Osten liegen zwei unfruchtbare Felsen, die von den Griechen Stapo-

*) Diese Kleidung ist so reich mit Spitzen, Stickereien und goldenen Tressen besetzt, daß einer Dame von Myconi ein jeder von ihren Anzügen wenigstens 200 Thlr. sächs. oft sogar bis 150 Zechinen zu stehen kommt. Dagegen schaffen sich aber dieselben auch nur einmal in ihrem Leben ein oder zwei Kleider an, und die Männer haben, wie Tournefort sagt, den Verdruß nicht, daß sie des täglichen Wechsels der Moden wegen den Geldbeutel unaufhörlich in der Hand halten müssen.

dia; und von den Europäischen Seefahrern die beiden Brüder genannt werden.

Man fühlt die Seele von einer religiösen Ehrfurcht und einem heiligen Schauder ergriffen, wenn man Mycone verläßt und westwärts von derselben sich einer sehr kleinen, aber im Alterthum vor allen übrigen Inseln im Archipel berühmt gewesenen Insel nähert; es war eine heilige Stätte, der Geburtsort von Apollo und Diana, den die berühmtesten Dichter durch ihre Gesänge verewigten, und wo sich die Alten mit heiliger Ehrfurcht einfanden, um in einem Tempel, der zu den schönsten und kostbarsten Gebäuden auf dem Erdboden gehört hat, und die majestätische Zierde der prächtigsten Stadt auf der Welt gewesen ist, Apollo anzubeten. Wer hat nicht von den Wundern von Delos, von seinen kostbaren Monumenten, seinen Reichthümern, seiner außerordentlichen Bevölkerung und der Schönheit und Pracht seiner architectonischen Werke reden gehört! Wer hat nicht selbst in den Annalen des schönen Zeitalters von Griechenland die Beschreibung so vieler Wunder der Kunst aufgesucht und mit Entzücken gelesen! Ich will daher hier nicht wie derholen, was man auch in mehrern neuern verdienste vollen Werken, besonders aber in den Reisen des jungen Anacharsis so ausführlich finden kann.

Allein dieses einst so prächtige und überschwenglich reiche Delos, wo zu der glänzenden Feyer der religiösen Feste eine unermeßliche Menge Menschen aus allen Theilen von Griechenland herbeiströmte, ist heut zu Tage nichts mehr, als eine mit Schutt und Ruinen bedeckte Einöde, und der Wohnort von Ungeziefern und giftigen Thieren. Es landet fast niemand auf dieser Insel als Seeräuber und Banditen, die auf den Ruinen der Altäre, auf denen einst dem Gott des Tages der köstlichste Weyhrauch geopfert wurde, sich in ihren Raub theilen und Pläne zu neuen Schändlichkeiten entwerfen.

Die

Die Ruinen von Delos, dieſe ehrwürdigen Ueberbleibſel von den prächtigſten Gebäuden, deren das alte Griechenland ſich zu rühmen hatte, ſind ſogar heut zu Tage ſchon nicht mehr das, was ſie zu der Zeit, wo mehrere neue Reiſende ſie beſucht und beſchrieben haben, noch geweſen ſind. Von ihnen ſelbſt ſind nur noch Ruinen vorhanden, denn die umherwohnenden Barbaren, die keine Idee von ihrem Werth haben, holen ſich daſelbſt häufig Materialien zur Erbauung ihrer Häuſer, und beſonders werden die prächtigſten Stücke von elenden türkiſchen Bildhauern weggeſchleppt, die davon die kleinen, mit einem Turban verzierten Säulen daraus verfertigen, wie ſie die Muhammedaner gewöhnlich auf die Gräber ihrer Verſtorbenen ſetzen laſſen. Sogar auch der Name Delos, einſt ſo berühmt im ganzen Orient, iſt heut zu Tage gänzlich erloſchen. Die Griechen belegen beide Inſeln Delos mit dem Namen Dili, und die Europäiſchen Seefahrer nennen ſie Dili oder Isdili.

Eine, ohngefähr 100 Ruthen breite Meerenge trennt die berühmte Inſel Delos von der Inſel Rhenea oder Groß-Delos, die ebenfalls unbewohnt iſt, und der Erſtern, in welcher kein Todter begraben werden durfte, zur Begräbnißſtätte gedient hat. Mitten in dieſem engen Kanal liegen zwei Klippen, welche der große und der kleine Remetiari heißen; bei den alten Griechen war die erſtere der Hecate oder Diana geweiht, und wurde Hecaten Inſel oder Pſammites genannt. In ihrer Nähe findet aller Arten von Schiffen ſogar auch die Kriegsſchiffe, einen vortreflichen Ankerplatz.

Faſt alle Schiffe, die nach Smyrna oder in die andern Häfen von Kleinaſien ſegeln, fahren durch den, zwiſchen den beiden Inſeln Tine und Myrone befindlichen, nur anderthalb Stunden breiten Kanal. Die Inſel Tine hat keinen guten Hafen, ſondern nur eine ziemlich ſchlechte Rhede vor dem Flecken San-Nikolo, der

auf den Ruinen von Tenos, der alten Hauptstadt der Insel, erbaut ist. In der Nähe dieser Stadt hatten die Alten dem Neptun einen Tempel erbaut, und dieser Gott wurde auf der ganzen Insel vorzüglich verehrt, weil die Einwohner glaubten, daß sie durch seinen Beistand von der ungeheuren Menge Schlangen wären befreit worden, die sich vorher auf der Insel befunden hatten, und weshalb auch dieselbe Schlangen-Insel war genannt worden. Dieser Tempel, so wie überhaupt die alte Hauptstadt, existirt jedoch nur noch in dem Andenken der Menschen; allein die ganze Insel ist ein wahrer Tempel und ein Schooßkind der Natur, das sie mit ihren reichsten Gaben überschüttet hat. Ihre Flüren sind äußerst fruchtbar, vortreflich bearbeitet, und bringen alles hervor, was der menschliche Fleiß nur von ihnen verlangt. Die Bevölkerung der Insel ist sehr beträchtlich, und die Einwohner sind thätig und arbeitsam; sie ist eine der anmuthigsten Inseln in ganz Griechenland, und zugleich auch eine von denen, wo Glück und Wohlstand ihren beständigen Wohnort aufgeschlagen zu haben scheinen. Was könnte sie aber nicht erst seyn, wenn mit allen diesen großen Vorzügen eine weise Freyheit verbunden wäre, durch die allein der Wohlstand und die Macht eines Landes dauerhaft gegründet werden kann!

Unter allen Produkten der Insel ist die Seide das vorzüglichste, und das in der größten Menge hervorgebracht wird; es ist daselbst das wichtigste Geschäft des weiblichen Geschlechtes, das Insect, von dem die Seide genommen wird, zu füttern und zu pflegen, die Seide abzuhaspeln, zu spinnen und Strümpfe daraus zu stricken, die zwar nicht den Glanz der gewebten Strümpfe haben, aber weit dauerhafter und wohlfeiler sind. Wahrscheinlich werden diese von den Einwohnerinnen von Tine gestrickten Strümpfe darum nicht nach Europa gebracht, weil man fürchtet, den dasigen Manufakturen dadurch zu schaden; sie verdienten jedoch bey uns einge-

führt zu werden, und würden allen denen gewiß sehr willkommen seyn, welche die Dauerhaftigkeit der äussern Schönheit vorziehen.

Da diese Insulanerinnen eine, zwar nicht sehr beschwerliche, aber doch ununterbrochene Arbeit treiben, so hat auch ihre Kleidung nichts von dem Sonderbaren und Ausschweifenden, das wir bey den Frauenspersonen auf mehrern andern Inseln gesehen haben; sie ist vielmehr im hohen Grade edel und zierlich. Die schönen Geschöpfe, die so reichlich von der Natur mit Grazie und Ebenmaaß der Form ausgestattet sind, verbergen durch diese Kleidung die reizenden Umrisse ihres Körpers nicht, und sind in der That durch ihren freundlichen Charakter, ihre unschuldige Freimüthigkeit und ihr höchst naives Bestreben zu gefallen, außerordentlich liebenswürdig.

Von der Insel Scio, von der wir gegenwärtig zu reden haben, finden wir schon in dem Werke von Peter Belon; Bemerkungen über einige in Griechenland, Asien u. dgl. vorkommende Merkwürdigkeiten, folgende Beschreibung:

„In keiner Stadt in der Welt sind die Einwohner höflicher als in Scio, und in keiner das weibliche Geschlecht schöner, einnehmender und liebenswürdiger; ich kenne aber auch keinen Ort, wo man sich mit mehr Vergnügen aufhält. Die heutigen Bewohnerinnen dieser Insel geben den überzeugendsten Beweis, wie wahr die Nachrichten von der großen Schönheit der alten Griechinnen gewesen sind. Eine Nymphe auf der Insel Scio, die den Schnee an Weisse übertraf, hieß mit einem griechischen Namen Chione, das heißt Schnee, und nach dieser Nymphe wurde die ganze Insel mit dem Namen Chio belegt. Auch die Männer auf der Insel sind sehr höflich und gefällig, und ob es gleich eine griechische Insel ist, so lebt man doch auf derselben fast in allen Stücken auf Frankenart.“

Was Belon ſchon im 16ten Jahrhundert über die Hauptſtadt der Inſel Scio geſchrieben hat, iſt auch im Ganzen genommen noch jetzt der Wahrheit angemeſſen, und es finden nur einige wenige Modificationen dabey ſtatt, oder vielmehr einige phyſiſche und moraliſche Verſchlimmerungen, die eine natürliche und nothwendige Folge von der harten und deſpotiſchen Regierung der Ottomanen, und von ihrer perſönlichen Anweſenheit auf der Inſel ſind. Die Stadt Scio iſt ziemlich groß und ſchön; ſie iſt das Werk der Genueſer, die lange Zeit im Beſitz der Inſel geweſen ſind. Die alte Stadt, die ſo wie die ganze Inſel den Namen Chios oder Chio führte, lag auf dem Gipfel eines Berges; die jetzige Stadt hingegen iſt an dem Fuß von eben dieſem Berge, auf dem Ufer des Meeres erbaut, und ihre Lage hat dadurch an Annehmlichkeit ſehr viel gewonnen. Ihre Bewohner ſind noch jetzt, wie zur Zeit Belons, die höflichſten, gefälligſten, lebhafteſten, fröhlichſten, und vielleicht auch beſtreichſten unter allen Griechen. Die Frauensperſonen auf der Inſel ſind höchſt liebenswürdig und beſonders zuvorkommend höflich, und wenn man ſieht wie ſie an ihren Hausthüren die Fremden einladen, zu ihnen hineinzukommen, wie ſie dieſelben ſogar beym Arm faſſen, und mit der größten Lebhaftigkeit dazu auffordern, ſo bekommt man im erſten Augenblick eine nachtheilige Meinung von ihnen, weil man gewöhnlich dieſe anſcheinende Freyheit ganz unrecht auslegt. Allein dieſes eifrige Beſtreben, die Fremden in ihre Häuſer zu ziehen, das bey uns ein Beweis von dem höchſten Grad von Verderbtheit der Sitten iſt, hat in Chio keinen andern Grund, als ein hohes Wohlwollen und Gaſtfreyheit der Einwohnerinnen, und allenfalls den Wunſch derſelben, einen Theil von den Ueberreſten, womit ſie ſich beſchäftigen, bey dieſer Gelegenheit abzuſetzen. Man würde ſich gewaltig irren, wenn man dieſe Einladungen für ſträfliche Lockungen halten und den Perſonen, von

denen man mit einer Freymüthigkeit, die dadurch, daß man an diese Art von Sittenverderbniß gewöhnt ist, für den höchsten Grad von Unverschämtheit gehalten wird, etwas Unerlaubtes anmuthen wollte; bey der allervertraulichsten und einladendsten Behandlung würde man zugleich bey ihnen den ehrwürdigsten Widerstand der strengsten Tugend finden, und mit Schimpf und Schande abgewiesen werden.

Diese Insulanerinnen beschäftigen sich größtentheils damit, daß sie mehrere Arten von Arbeiten, und besonders sehr schöne Geldbeutel von Seide stricken. Um diese Arbeiten desto besser zu verkaufen, lernen sie von den Sprachen aller Nationen, die nach der Levante handeln, so viel als nöthig ist, um sie jedem Vorübergehenden in seiner Muttersprache zum Verkauf anbieten zu können, und wenn ein Franzose, ein Italiener, ein Schwede ꝛc. durch die Straßen von Scio geht, so hört er sich in seiner Sprache von allen Seiten zurufen: Haben Sie Lust, schöne Geldbeutel zu sehen? Kommen Sie doch herein; hier sind vortrefliche Geldbeutel zu bekommen! — Ich habe mir in Scio mehrere solcher Beutel gekauft; die Größten und Schönsten, die vortreflich gearbeitet und fast unzerreißbar sind, haben mich nicht 18 Groschen unsers Geldes gekostet, und bey uns könnte man sie unmöglich unter 1 Thaler 12 Groschen bis 2 Thalern bekommen.

Die Seidenwürmerzucht ist eine fast allgemeine Beschäftigung aller Einwohner von Scio, besonders aber geben sich die Frauenspersonen damit ab, und wenden dabey alle ordentliche Vorsicht an, damit kein Uebelgesinnter einen vergiftenden Blick des Neides auf diese kostbaren Insecten werfe, weil dieselben, nach der Meinung der Griechinnen, unfehlbar umkommen würden. Dieser Aberglaube, wovon ich weiter oben ausführlicher gesprochen habe, ist in ganz Griechenland allgemein, und wird auf alle lebendige Wesen angewendet. In einigen

Gegenden von Frankreich und Deutschland, wo es ebenfalls im Gange ist, fürchten die Landleute den Einfluß dieser bösen Blicke nur allein für ihr Vieh; die spanischen Damen in Peru hingegen fürchten ihn auch für ihre eigenen Personen. „Die Damen in Peru, sagt Frezier in seiner Reise nach der Südsee, tragen Amulette um den Hals, die in Medaillen ohne Gepräge, und in kleinen, von Feigenbaumholz verfertigten, und bis auf den Daumen, der in die Höhe gerichtet ist, zusammengefalteten Händen bestehen. Diese Amulette sollen sie, nach ihrer Meinung, gegen das Uebel schützen, das ihnen schlechte Menschen zufügen können, die ihre Schönheit bewundern; sie nennen dasselbe das Uebel der bösen Blicke. Aehnliche Vorkehrungen werden auch für die Kinder getroffen, und dieser Aberglaube wird bey den mehrsten Damen, so wie bey dem gemeinsten Volke gefunden.“ — Es ist unendlich leichter, den gröbsten Irrthum über den ganzen Erdball zu verbreiten, als der einleuchtendsten Wahrheit den allergeringsten Eingang zu verschaffen!

Wenn irgend etwas im Stande wäre, die Reize des weiblichen Geschlechtes in Scio und ihre Liebenswürdigkeit zu verdunkeln, so würde es die Art seyn, wie sie sich kleiden. Ihr Anzug ist im höchsten Grade geschmacklos und ganz ohne Grenzen. Jemehr sie sich bemühen, sich zu putzen, und mit Schmuck zu überladen, desto mehr entfernen sie sich von den wahren Regeln einer Kunst, die, wenn sie einigermaßen von Wirkung seyn soll, auch darin bestehen muß, daß die schönen Formen der Natur vortheilhaft herausgehoben werden. Die Sciotinnen scheinen aber im Gegentheil diese Formen in Säcken zu verbergen; ihr Kopf ist mit einem hohen unförmlichen Aufsatz belastet, der den Mützen der Mammelucken in Aegypten ziemlich ähnlich ist, und auch die Bekleidung ihrer Füße ist äußerst unbequem und lächerlich. Ich habe unten auf dem beigefügten Kupfer, das die noch ab-

ſchmuckere Tracht der Einwohnerinnen von Augustiere vorſtellt, ein Paar Schuhe oder Sandalen beigefügt, wie ſie die Scierinnen zu tragen pflegen.

Die Seide macht den vorzüglichſten Reichthum der Inſel aus, und es werden daſelbſt Sammet, Damaſt und verſchiedene andere Arten von Zeugen verfertigt; allein man hat dieſer Induſtrie, anſtatt ſie aufzumuntern, ſo viele Hinderniſſe in den Weg gelegt, und alle ihre Unternehmungen ſo ſehr erſchwert, daß die Anzahl der Manufakturen und der Ertrag derſelben in neuern Zeiten ſehr abgenommen habe. Außerdem führt auch dieſe Inſel, wie noch mehrere andere im Archipel, einen nicht unbedeutenden Handel mit Wolle, Wachs, Oel, und vortreflichen Baumfrüchten, worunter die eingemachten Orangen und Feigen, die in alle große Städte der Türkey verführt werden, oben an ſtehen. Der Wein, den die Inſel hervorbringt, war bekanntermaßen bei den Alten außerordentlich berühmt. Geſchichtſchreiber und Dichter preiſen ihn als den beſten in ganz Griechenland, da doch dieſes Land überhaupt wegen ſeiner vortreflichen Weine berühmt war. In Rom wurde er in allen Krankheiten des Magens von den Aerzten als das ſicherſte Heilmittel verſchrieben, und bei den Feſten, die Cäſar bei Gelegenheit ſeiner Triumphe, oder zu Ehren Jupiters und anderer Götter gab, wußte er, wie Plinius erzählt, ſeinen Gäſten kein köſtlicheres Getränke als Chierwein vorzuſetzen. Dieſer, von den Kennern im Alterthum ſo geprieſene Wein, iſt auch noch heut zu Tage von vorzüglicher Güte. Die Weinberge werden aber auch von den Einwohnern der Inſel mit der größten Sorgfalt bearbeitet, und gewöhnlich auf den beſtgelegenen Anhöhen angelegt; ehe ſie die Trauben, die ſchon im Monat Auguſt vollkommen reif werden, keltern, und Wein daraus bereiten, laſſen ſie dieſelben acht Tage lang in der Sonne liegen und trocknen. Auch haben ſie das von Cato (de re rustica) vorgeſchlagene Mittel, die Wein-

ſtöcke gegen die Verheerungen der Inſekten zu ſchützen, bisher immer beibehalten; es beſteht darin, daß man die Stöcke mit einer Miſchung von Erdpech, Schwefel und Oel umwickelt. Dieſes von Cato angegebene Mittel iſt in neuern Zeiten in mehrern Werken über die Landwirthſchaft abermals empfohlen, und für eine ganz neue Erfindung ausgegeben worden; es iſt jedoch nicht die einzige ſehr alte Erfindung, die ſich neuere Schriftſteller als ihr Eigenthum zugeeignet haben. Dem angeführten Mittel kommt aber nicht allein das Anſehen von Cato zu ſtatten, deſſen Schriften über den Ackerbau immer noch Muſter von einer in dergleichen Werken beſonders nöthigen Einfachheit und Klarheit ſind, ſondern auch der Gebrauch, der ſeit undenklichen Zeiten eine Nation davon gemacht hat, deren Wein von jeher ſo berühmt war, und es noch gegenwärtig iſt. Man darf daher zu dieſem nützlichen Mittel allerdings das gegründetſte Zutrauen haben, und ſollte den Verſuch damit auch in Europa machen.

Im Handelszweig, den die Inſel Scio vor allen übrigen Inſeln im Archipel voraus hat, und ihn ganz ausſchließend beſitzt, iſt das aus dem Maſtixbaum geronnene Harz. Man findet auf der Inſel große Strecken Landes mit dieſer baumartigen Staude bedeckt, aus deren Holz auch, nach der Meinung der römiſchen Damen, die beſten Zahnſtocher gemacht werden. Der Maſtix, der aus Einſchnitten, die in die Staude gemacht werden, herausfließt, iſt eines von den allereinträglichſten Produkten der Inſel; er wird nach Konſtantinopel und in die andern großen Städte des Reichs verführt, wo ihn die Frauenzimmer unaufhörlich kauen, um ſich einen angenehmen Athem dadurch zu verſchaffen. Zu meiner Zeit koſtete auf der Inſel das Pfund von dieſem Harz ohngefähr Einen Thaler ſechs Groſchen unſers Geld-

den. Man bereitet auch aus dem Mastixhaum *) einen sehr starken und angenehmen Brandtwein.

*) Diejenigen Dörfer, in deren Gegend der Mastixbaum wächst, machen eine besondere Klasse auf der Insel aus, und haben den Namen Mastix-Dörfer. Es sind deren 22, die sämmtlich große Freiheiten besitzen. Sie bezahlen keine Steuern, sondern nur eine gewisse Quantität Mastix an den türkischen Kaiser; auch dürfen sie, da sie sämmtlich von Christen bewohnt werden, in ihren Kirchen Glocken haben, und können weiße seidene Binden um ihre Turbane tragen. Der Mastixbaum ist eine Staude, die oft eine Höhe von 15 Fuß erreicht; er wächst auch wild, aber diese Art giebt nur sehr wenig und schlechten Mastix. Die gezogenen Mastixbäume werden sehr sorgfältig behandelt; besonders läßt man sie keine Früchte tragen, sondern bricht ihnen alle Blüthen ab, wodurch sie mehr und besseres Harz geben sollen. Gegen Ende des Junius werden in die Bäume kreuzweise Löcher geschnitten, nachdem man zuvor den Boden um sie her rein gekehrt, mit Wasser übergossen und festgestampft hat, damit er glatt und eben werde. Schon den andern Tag, nachdem die Einschnitte gemacht worden, dringt der Saft des Baumes tropfenweise heraus, und wird auf der Erde hart, so daß man ihn nach einigen Tagen wegnehmen kann. Die beste Erndte dauert bis in die Mitte des Augusts; jedoch muß das Wetter schön und trocken seyn; denn wenn durch Regen auf den Mastix Erde geschwemmt wird, so ist er nicht zu gebrauchen. Der Baum fließt übrigens den ganzen September durch, allein dieser Mastix ist weniger gut. Der weisseste und klärste Mastix ist der beste. Die Abgabe, welche die Einwohner der Mastix-Dörfer dem türkischen Kaiser entrichten, besteht in 286 Kisten Mastix, die zusammengenommen 100,000 Ocken (oder, wie oben in einer Note angegeben worden, die Ocke zu 3 Pfund 2 Unzen berechnet, 3125 Centner unsers Gewichts) wiegen müssen. Zur Erhebung dieser Abgabe wird zuweilen ein Aga von Constantinopel besonders abgeschickt, zuweilen erhält aber auch der Ober-Zoll-Einnehmer der Insel den Auftrag dazu. Außer dieser Abgabe erhält auch noch der Cadi, der in Friedenszeiten die oberste Regierung auf der Insel führt, (in Kriegszeiten wird nämlich ein besonderer Pascha dahin geschickt) drei Kisten Mastix, jede von 80 Ocken

Wenn man von einer der bergigten und unfreundlichen Inſeln des Archipels nach der Inſel Scio kommt, ſo wird man durch ihre Schönheit und den Reichthum ihres Bodens außerordentlich überraſcht. Man findet eine ſchöne und geſchmackvoll gebaute Stadt, anmuthige Gärten, lachende Ebenen, über welche die Natur ihr Füllhorn ausgießt, und worin man auch, was in der Türkei ein äußerſt ſeltener Fall iſt, Beweiſe von einer vollſtändigen Cultur ſieht, und überdieß ein fleißiges, induſtriöſes und höchſt liebenswürdiges Volk; jemehr man die großen Vorzüge der Inſel Scio kennen lernt,

oder 122 Pfund von jedem Dorfe; der Darfſchreiber, der ein Regiſter über die Einwohner führt, die Maſtix zu bezahlen haben, erhält ebenfalls eine Kiſte, der Ober-Zoll-Einnehmer desgleichen eine von jedem Dorfe, und der Unterbeamte, der den Maſtix wiegt, nimmt von dem Vorrath jedes Einwohners ſoviel als er mit Einer Hand faſſen kann. Wird jemand ertappt, daß er Maſtix in die Stadt bringt, oder in andere Dörfer, wo keine Maſtix-Bäume wachſen, ſo wird ſein Vermögen confiſcirt und er auf die Galeeren verurtheilt. Die Bauern, die nicht Maſtix genug gewonnen haben, um die Quantität, die ſie ſchuldig ſind, zu bezahlen, kaufen oder borgen das fehlende bey ihrem Nachbarn; was ſie aber mehr davon einerndten, als ſie dem Kaiſer zu bezahlen haben, dürfen ſie verkaufen, und bekommen dann gewöhnlich zwey bis drittehalb Piaſter für die Ocke. Dieſes thun ſie jedoch gewöhnlich ſehr heimlich, weil ſie ſonſt fürchten müſſen, daß die Abgabe an den Kaiſer erhöhet werde. Ehemals ging dieſer Maſtix häufig nach Venedig, heut zu Tage wird er aber alle nach Conſtantinopel und Smyrna verkauft. Der Maſtix wird nicht nur von den Türkinnen gekauft, ſondern auch weich gemacht, und auf das Brod geſchmiert, wo er ſehr gut ſchmecken ſoll. Uebrigens dürfen auf der ganzen Inſel, außer in den Maſtix-Dörfern, keine Maſtixbäume gezogen werden, und es wird auch in dem ganzen türkiſchen Reich ſonſt nirgends Maſtix gewonnen; wenigſtens geſchieht es in ſehr geringer Quantität und er iſt nirgends ſo gut als auf der Inſel Scio. — S. Pococke's und Tourneforts Reiſebeſchreibung der Levante.

dasſe nicht bedauert man, daß ſie der despotiſchen und unbeſchreiblich albernen Regierung der Türken unterworfen iſt. Durch den gänzlichen Mangel an klugen Vorkehrungen, ſchleichen ſich nicht ſelten die verheerendſten Uebel auf der Inſel ein, worunter freilich die Türken ſelbſt eines der vorzüglichſten ſind. Oft wird dieſes herrliche Land durch die ſchreckliche Peſt verwüſtet, und auch der Ausſatz verbreitet ſein ekelhaftes Gift daſelbſt. Daß jedoch diejenige Art von Ausſatz, die in dem ganzen Orient angetroffen wird, und wovon auf der Inſel Candia ſo viele Menſchen befallen werden, nämlich der eigentliche Juden-Ausſatz, auf der Inſel Scio immer mehr abnimmt, und von Tage zu Tage ſeltener angetroffen wird, iſt ein offener Beweis, daß man durch Vorkehrungen, wozu die Menſchlichkeit auffordert, deren aber dieſe dumme Regierung nicht fähig iſt, die ganz abſcheuliche Krankheit völlig auszurotten im Stande wäre.

Es fehlt der Inſel Scio, um ihren Handel noch blühender zu machen, nichts, als ein guter Hafen; der daſelbſt vorhandene iſt theils nicht geräumig, theils nicht tief genug, und die Einfarth in denſelben wird durch Klippen, die mit der Oberfläche des Waſſers gleich liegen, erſchwert. Es können daher nur kleine Schiffe darin einlaufen; alle große hingegen, und beſonders die Kriegsſchiffe, müſſen auſſerhalb deſſelben in einer offenen Rhede, die jedoch den Vortheil hat, daß man bey jeder Art von Winden abreiſen kann, die Anker werfen. Frankreich hielt ehemals einen Vice-Conſul zu Scio, der ein großes, höchſt angenehm gelegenes Haus bewohnte, und die Jeſuiten hatten ein Kloſter daſelbſt. Merkwürdig iſt es aber, daß, ohngeachtet die Stadt ſowohl wegen der vielen und vortreflichen Produkte der Inſel, als weil beſtändig eine Menge Schiffe, theils um auszuruhen, theils um Ladungen einzunehmen, daſelbſt liegen, ein ſehr bedeutender Handelsort iſt, ſich dem-

ohngeachtet kein einziger Europäiſcher Kaufmann daſelbſt niedergelaſſen hat.

Um die Inſel Scio herum liegen mehrere kleine Inſeln. Ohngefähr 2 Stunden weſtwärts von dem Cap Sant Nicolo, dem Nördlichſten auf der Inſel, findet man Pſara, die bei den Alten Pſyra oder Pſyria hieß, und worauf eine Stadt gleiches Namens geſtanden hat, auf deren Stelle der jetzige Flecken erbaut iſt; von der alten Stadt ſind jedoch noch einige Spuren vorhanden. Dieſer Flecken iſt der einzige Ort auf der Inſel; ſie iſt überhaupt klein, ſteinig, und weder der Ackerbau noch der Handel können mit Vortheil darauf getrieben werden. Der Weinſtock allein gedeiht in dieſem ſteinigten Boden, und auf die Cultur deſſelben ſchränkt ſich ohngefähr auch der ganze Feldbau dieſer Inſulaner ein, ſo wie der Wein, den ſie dadurch gewinnen, ihr einziger Handelszweig iſt. Eine Stunde von Pſara liegt ein noch kleineres und ganz unbewohntes Inſelchen, das Anti-Pſara oder Anti-Pſera heißt, und kaum zwey Stunden im Umkreiſe enthält; zwiſchen dieſen beyden Inſeln finden die Schiffe einen ſehr guten Ankerplatz.

Näher bey Scio gegen Oſten, bilden die kleinen Inſelchen Spalmadori, die vor Alters Oenuſſa hießen, eine ſichere Rhede für die größern Schiffe. Weiter gegen Süden findet man zwey Klippen, welche die alten Griechen die Caſſiten, die neuern aber die Pyſargos genannt haben. Von der ſüdlichſten Spitze der Inſel endlich, die das Cap Mastico heißt, weil in dieſer Gegend der weiſſe Maſtix gewonnen wird, liegt noch eine andere Klippe, die den Namen Venetico führt. Sie liegt gerade ſo weit von der Inſel ab, daß die Schiffe zwiſchen beyden durchfahren können; und da das Meer ſowohl an dem Cap als an der Klippe tief und klar iſt, ſo geſchieht dies auch ohne alle Gefahr.

Der Canal, der die Inſel Scio von Klein-Aſien trennt, hat nicht mehr als zwey bis drey Stunden in

der Breite. Gegen der Stadt Selo über findet man auf dem festen Lande den Meerbusen und die kleine Stadt Gesme, die ein ewiges Denkmal von der Niederlage und der Schande der Ottomanischen Marine ist. In dem Hafen von Gesme selbst wurde im Julius 1770 die ganze Flotte der Türken, die 25 Seegel stark war, worunter sich 15 große Caradellen befanden, durch die Russische Flotte von 9 Linienschiffen und 6 Fregatten, unter dem Commando des Grafen Alexis Orlow, gänzlich zerstöhrt. Nie war ein Sieg vollständiger, nie einer schrecklicher; alle türkische Schiffe geriethen in Brand, alle flogen mit einem furchtbaren Getöse in die Luft, fast die ganze Mannschaft auf denselben kam hierbey ums Leben, und nach dieser Schlacht blieb den Türken von ihrer ganzen Seemacht nichts weiter übrig als 4 Schiffe, die nicht hatten zur Flotte stoßen können, und noch ein altes nicht mehr brauchbares Schiff, das in dem Canal von Constantinopel lag. Diese furchtbare Flotte, die dem Anschein nach die Russen aus den Levantischen Gewässern ganz hätte herausschlagen sollen, war in einigen Stunden völlig zernichtet, und die Russen blieben Meister vom Archipel, wenn sie gewollt hätten, so würden sie sich damals ohne Schwierigkeit der Hauptstadt haben bemächtigen können, denn die Muthlosigkeit ihrer Einwohner hatte den höchsten Grad erreicht, die Schlösser der Dardanellen waren ganz außer Stande, Widerstand zu leisten, und hätten die siegreiche Flotte nicht eine Stunde aufhalten können. Noch heut zu Tage sieht man in dem innern Hafen von Gesme mehrere Gerippe von halbverbrannten und untergesunkenen Schiffen und die Spitzen von Masten, die aus dem Wasser hervorragen; sie sind die sprechendsten Denkmäler von diesem merkwürdigen und für die Russen so ruhmvollen Tage.

Die kleine Stadt Gesme liegt in der Vertiefung des Hafens, auf dem Abhang einer Anhöhe, und enthält durchaus nichts Bemerkenswerthes. Ich war mit einem

griechischen Schiffe dahin fahren, das mich eigentlich augenblicklich nach Smyrna hätte bringen sollen, allein widrige Winde zwangen mich, bey Scio anzulegen, und auch nachher ließ mich der Nordwind, trotz aller Anstrengungen, nicht zum Canal hinausfahren, und ich war genöthigt, in den Hafen von Gesme einzulaufen. Hier machte ich lange auf günstigere Witterung, allein endlich ging meine Geduld zu Ende, und ich entschloß mich, die Reise nach Smyrna zu Lande zu machen. Ich machte mich daher bey dem Türkischen Kommandanten von Gesme, und zeigte ihm meinen Firman vor; sogleich verschaffte mir dieser Pferde, und gab mir auch einen Janitschar oder Fähnrich zur Begleitung mit.

Eine Stunde von Gesme sahe ich eine warme mineralische Wasserquelle, wo sich die Türken aus der Stadt häufig hinbegeben, um Schwitzbäder zu nehmen; da es gerade am Freitag war, der ein Fest- und vollkommner Ruhetag bey den Muhamedanern ist, so begegnete mir eine Menge Menschen, die in dieser Absicht dahin strömten. Man kann jedoch keine andere Erfrischungen daselbst bekommen, als Kaffee; dieses Getränk können die Türken so wenig entbehren, als die Böhmen. Der Weg gehet an diesen Bädern an durch ein hohes, felsigtes und mit Föhren bedecktes Gebirge, und ist daselbst schlecht und beschwerlich. Ich brachte die Nacht in einem Caravanserai zu, wo alle Reisende, ohne Unterschied, aufgenommen werden und zu Essen bekommen, ohne daß es ihnen etwas kostet. Die Speisen, die man ihnen vorsetzt, sind sehr einfach, und alle Reisende ohne Unterschied bekommen die nämlichen; sie bestehen in einem Gericht von Eyern, und in Brod und Wasser. Das Haus besitzt so viel Vermögen, daß es auf diese mythdürftige Art die Bedürfnisse aller Nationen befriedigen kann. Dergleichen Stiftungen sind im Orient, wo überhaupt der wahre Sitz der Gastfreyheit ist, nichts seltenes; sie sind um so sprechendere Beweise

von edler Denkungsart und ächter Grossmuth, weil Stolz und Ruhmsucht, denen eine scheinbare Wohlthätigkeit nur allzuoft zum Finniß dienen muß, keinen Antheil daran haben, denn die Welt erfährt erst nach dem Tode des Stifters das Gute, was er aus reinem, wohlthätigem Herzen gethan hat. Auf der andern Seite giebt es auch in diesen Ländern keine dienstfertigen Zeitungen und Journale, welche Handlungen bewundern und lobpreisen, deren ganzes Verdienst oft blos allein in dieser ehrgeizigen Publicität besteht; im Orient hingegen sagt man das Andenken des Wohlthäters, ohne seinen Namen zu kennen.

Mit dankbarem Herzen verließ ich am andern Morgen diesen Gasthof, der zwar im höchsten Grade einfach ist, aus dem man aber mit zufriedener Seele weggeht, was in unsern Gasthöfen, wo theils Eitelkeit, theils die schändlichste Habsucht die Reisenden verbittert, so äußerst selten der Fall ist. Nachdem ich einige Zeit auf noch schlechtern Wegen als die am vorigen Tage gewesen waren, fortgeritten war, kam ich nach Durlak oder Vurla, eine kleine, auf der südlichen Küste des Meerbusens von Smyrna gelegene Stadt, die nach aller Wahrscheinlichkeit auf den Ruinen von Clazomenae, einer im alten Griechenland berühmten Stadt, und der Vaterstadt von Anaxagoras, erbaut ist. Mehrere vorliegende kleine Inseln haben ebenfalls den Namen Durlak, und bilden einen guten Hafen, in dem die Kaufartheyschiffe häufig gedörrtes Obst und andere Lebensmittel einnehmen.

Man rechnet den Weg von Sigme nach Durlak auf 12 Stunden, ich kam aber demohngeachtet bey guter Zeit daselbst an. Ich wurde von einem griechischen Mestizen, der der Sohn eines Franzosen und einer Griechin war, sehr gut aufgenommen. Er hatte sich schon seit langen Jahren daselbst niedergelassen, und trieb die Arzeney-Wissenschaft; übrigens war er

gegen alle durchreisende Franzosen äuſserst gefällig und dienstfertig, denn er hielt sie gewissermaſsen für seine Landsleute. Der dasige türkische Commandant verschaffte mir andere Pferde, und gab mir auch einen Utagh-Bashi, oder Capitain, zur Begleitung mit. Der Weg von Duslak nach Smyrna ist weit angenehmer, als der von Gisme nach Duslak; er geht immer längs der Küste des Meerbusens hin, und man kommt durch mehrere Dörfer und an vielen einzelnen Wohnungen vorbey; eine Menge von Vögel beleben das Feld, und die mit bürrem Sande bedeckten Ufer, und zahllose Fahrzeuge von aller Gröſse scheinen mit aufgespannten Segeln über die Oberfläche des Wassers hinzufliegen.

Wenn man zwey Bergspitzen hinter sich gelassen hat, die von gleicher Gröſse und von ganz gleicher Gestalt sind, weshalb ihnen auch die europäischen Seefahrer den Namen der heyden Brüste beygelegt haben, so kommt man an eine Festung, die das Kastell von Smyrna heiſst, und die bestimmt ist, die feindlichen Schiffe zu verhindern, sich der Stadt zu nähern. Weil es in diesem Theile des Meerbusens eine Menge Untiefen giebt, so müssen die Schiffe, um ihnen auszuweichen, nothwendig unter den Kanonen dieser Festung vorbeyfahren, und diese würde daher ihre Bestimmung vollkommen erreichen, wenn sie sich in einem guten Zustande befände; sie ist aber so verfallen, und mit allem Nöthigen so elend versehen, daſs sie nur einen äuſserst schwachen Widerstand leisten könnte. Endlich, nach einer 10stündigen Reise, kommt man nach Smyrna, das in der innersten Vertiefung des Meerbusens, dicht an dem Ufer und auf dem Abhang einer Anhöhe liegt.

Kein Ort in der Levante hat eine so äuſserst glückliche Lage, um der Mittelpunkt eines groſsen, blühenden Handels zu seyn, als Smyrna; auch war es einst

die

die reichste und prächtigste unter allen Handelsstädten in jenen Gegenden. Zahlreiche Caravanen bringen aus dem Innern des Landes Baumwollen-Garn, die seidenartigen Vließe von Angora, Seide- und Teppiche aus Persien; ferner alle Arten von Arzeney-Waaren, Wachs, Feigen, die schönen Rosinen, die in dem levantischen Handel unter dem Namen Rosinen von Smyrna bekannt sind u., und sogar auch die Waaren des südlichen Indiens, durch Persien und Aleppo dahin; auf der andern Seite laufen in dem geräumigen, sichern und bequemen Hafen ohne Unterlaß Schiffe von allen handelnden Nationen Europens ein, die mit den Produkten dieses Welttheiles und mit denen von Amerika befrachtet sind. Dieser Hafen war auch der Sammelplatz für alle Kriegsschiffe der europäischen Nationen, die sich in den türkischen Meeren, zum Schutz ihrer dasigen Kaufarthenschiffe, aufhalten mußten. In den zwey oder drey Winter-Monaten kamen sie hier alle zusammen, denn in dieser Jahrszeit wird die Schiffahrt im Archipel durch die langen Nächte äußerst gefährlich; die Schiffe verlieren oft ihren Weg, und können in dem Labyrinth von Inseln nicht erkennen, wo sie sind. Hierzu kommt auch, daß die Wellen nicht Platz genug haben, um sich gehörig auszudehnen, und daß sie daher von allen Seiten mit einem furchtbaren Ungestüm durchkreuzen und sich brechen, was, nach dem Ausdruck der Alten, sie entsetzen macht wie Ziegen, die in den Feldern hüpfen und springen. Dieser Winteraufenthalt wurde für die Offiziere dieser Schiffe durch Feste, die sie sich gegenseitig gaben, ein äußerst angenehmes Ziel, nach welchem sie das ganze Jahr hindurch sich sehnten.

Das Quartier von Smyrna, wo die Europäer wohnten, hatte ganz das Ansehen einer europäischen Stadt, und die Türken, welche die andern Quartiere inne hatten, waren hier, ganz gegen ihre sonstige Ge-

wohnheit, äuſſerſt gutmüthig und duldſam, ſo daß die Fremden vollkommen ruhig und ſicher daſelbſt wohnen konnten. Die griechiſchen Einwohner dieſer Stadt ſind außerordentlich thätig, gewerbſam und höflich; die Frauenzimmer beſitzen alle eine außerordentliche Schönheit, und eine Menge liebenswürdiger Eigenſchaften; dabei verſtehen ſie vortreflich die Kunſt, durch eine ſchöne, reizende und ſogar wollüſtige Kleidung ihre Reize noch zu erhöhen. Einige europäiſche Kaufleute lebten zu meiner Zeit in Smyrna auf einem äuſſerſt prächtigen Fuß; auch der franzöſiſche General-Conſul vergaß den urſprünglichen Zweck, warum er dahin geſchickt war. Er bildete ſich ein, General-Statthalter oder Geſandter zu ſeyn, betrug ſich auf eine ungemein ſtolze Art, und ſein Haus war auf einen hohen und prächtigen Ton eingerichtet. Ich war zu meinem großen Aerger ſelbſt Zeuge, wie um den Miethzins für ſein Haus gehandelt wurde, und man endlich für den Preis von 12000 türkiſchen Piaſtern, das heißt über 1000 Carolin jährlich, mit einander deshalb überein kam *). Natürlicherweiſe mußten jetzt alle übrigen Theile ſeiner Ausgaben mit dieſer Wohnung in Verhältniß ſtehen, und man wird nunmehr begreifen, warum alle dieſe Stellen dem Staat außerordentlich zur Laſt gefallen ſind, ohne daß ſie dem Handel auch nur die allergeringſten Dienſte geleiſtet haben. Dieſer Ton von Größe und von einem gewiſſen vornehmen Weſen, ging vom Conſul in

*) Zum Maaßſtabe aller türkiſchen Münzen dient eine Silbermünze, die vierzig Parqs werth iſt. Sie heißt bei den Türken in der gewöhnlichen Sprache Grusch, und in der Kunſtſprache Aslauli. Dies iſt der eigentliche türkiſche Thaler, den man in dem Europäiſchen Handel unter dem Namen des türkiſchen Piaſters kennt, und der nach dem gegenwärtigen Wechſelcours ungefähr 12 Gr. Sächſ. oder 2 franz. Livres gilt. Der Para, deren 40 einen Piaſter ausmachen, hat folglich den Werth von einem franz. Sole, oder vierthalb Pfennige Sächſ.

die Comptoire der Kaufleute über, und man mußte oft über das stolze Betragen der Factoren und Commissionairs, und über ihren unbändigen Eigendünkel erstaunen. Dieser Geist der Hoffarth, der sich mit dem Handel schlechterdings nicht verträgt, nahm von Jahr zu Jahr immer mehr zu, ohne daß auch die Geschäfte in gleichem Verhältniß zugenommen hätten. Dieses verkehrte Benehmen der dasigen Vorsteher des Handels, konnte jedoch nur einem Menschen, der wirklich dabei interessirt war, oder einen äußerst aufmerksamen Beobachter auffallen; wer hingegen dergleichen ernsthafte Betrachtungen nicht anstellte, der fand in dem Zirkel von Europäern, die in Smyrna ansäßig waren, alle Annehmlichkeiten der guten Gesellschaft, und alle Vergnügungen, die man sich durch Reichthum in jedem Winkel der Erde verschaffen kann.

Auf einem schwerfälligern Fuße, der aber den wahren Zweck ihres dortigen Aufenthaltes weit angemessener war, lebten in Smyrna die Kaufleute von einigen andern europäischen Nationen. Was ich in mehrern Stellen dieses Werkes über den europäischen Handel nach Griechenland und nach der Türkey überhaupt gesagt habe, stimmt mit den Bemerkungen eines sehr verdienten Mannes, der die Levante als Staatsmann durchreiste und sich als französ. Gesandter lange in Constantinopel aufgehalten hatte, vollkommen überein. Der Herr von Choiseul-Gouffier war mehr als irgend jemand im Stande, den europäischen Handel nach der Türkey aufs genaueste kennen zu lernen, und die wichtigsten Aufschlüsse darüber zu geben. Er äußert sich darüber ausführlich in seiner vortreflichen Reise durch Griechenland, und stimmt mit mir ganz in die Idee überein, die ich in diesem Werke vorgetragen habe. Seine Bemerkungen sind zu wichtig, als daß ich nicht wenigstens Eine Stelle aus seinem Werke kürzlich hier anführen sollte.

Wenn man, sagt Herr Choiseul, von der Anzahl der in Smyrna wohnenden Kaufleute von jeder europäischen Nation auf das Verhältniß schließen wollte, nach welchem der dasige Handel unter sie vertheilt ist, so hätte man Frankreich schon seit langer Zeit für weit mächtiger halten müssen, als es in der That gewesen ist; es hatte nämlich 25 Handelshäuser in Smyrna, da sich hingegen nur 6 englische und 4 holländische daselbst aufhielten. Demohngeachtet befand sich kaum der dritte Theil der Handelsgeschäfte in den Händen der Franzosen, und sie schienen durch die Anzahl von Agenten ersetzen zu wollen, was diesen an Wohlhabenheit abgieng. Kaufleute von andern Nationen, und besonders die Holländer, bringen äußerst ansehnliche Kapitalien mit in die Levante, und sind daher im Stande, sich sogleich auf wesentliche und wichtige Unternehmungen einzulassen. Sie sind schon wirklich reich, wenn sie hinkommen, und durch den Credit, den ihnen dieser Wohlstand verschafft, erhalten sie in allen Geschäften, die sie übernehmen wollen, eine Menge von außerwesentlichen Mitteln, ihren Reichthum zu vermehren; sie selbst leiten die Schritte und das ganze Betragen ihres Consuls; sie stehen ihm zur Seite und nicht in seinem Gefolge. Die Franzosen hingegen sind bloße Commissionairs, arbeiten nur allein mit den Kaufmann in Marseille, dessen Regisseurs sie sind, theilen mit diesem ihre Commissionsgebühren, und beklagen sich häufig über ihren Consul, der sich einbildet, daß alles ihm blindlings gehorchen soll. Sie strengen alle ihre Kräfte an, um ein kleines Vermögen zu erwerben, mit dem sie in ihr Vaterland zurückkehren können, und suchen durch die genaueste und anhaltendste Sparsamkeit das Ende dieses ihres Exils zu beschleunigen; daher erhalten sie auch nie das Ansehen und die Art von Achtung, die durch Wohlstand und Reichthum jedem Menschen unfehlbar zu Theil werden. —

Es gehört in der That nicht weniger dazu, als das

schöne Clima von Smyrna, seine reizende, und für den Handel ganz unverbesserliche Lage, die Freyheit, deren man genießt, und die unermeßlichen Geschäfte, die daselbst gemacht werden, — wenn die Menschen vergessen sollten, daß häufige Erdbeben die Stadt erschüttern und den Boden rings umher auf das furchtbarste zerreißen. Diese furchtbaren Natur-Scenen sind äußerst häufig; mit dem schrecklichsten Donner in den Eingeweiden der Erde sind so heftige Stöße verbunden, daß sehr oft die erschütterten Häuser über ihren zitternden Bewohnern einstürzen, und sie unter ihren Ruinen begraben, während zugleich an mehreren Orten aus der geborstenen Erde Flammen emporsteigen. Diese Auftritte des Entsetzens und der schrecklichsten Zerrüttung, haben in Smyrna sehr oft statt, und gewöhnlich wird der Jammer noch durch Feuersbrünste vermehrt, die bey Umstürzung großer Städte ganz unvermeidlich sind, und die mit einer furchtbaren Schnelligkeit ganze Quartiere der Stadt, und oft alles, was nicht durch das Erdbeben umgestürzt worden ist, in Asche verwandeln. — Und doch können sich Menschen entschließen, in einem solchen Lande, wo sie keine Stunde ihres Lebens sicher sind, zu wohnen! Dies ist jedoch noch nicht alles! Zu diesen Schrecknissen, die für jeden, der in der Levante bekannt ist, mit dem Gedanken an Smyrna unzertrennlich verbunden sind, gesellen sich auch noch jährlich die Verwüstungen der Pest. Die Europäer verschließen sich alsdann in ihre Häuser, und nur allein durch diese freiwillige Gefangenschaft können sie dem schrecklichen Uebel entgehen, das rings um sie her zahllose Opfer erwürgt; hierdurch allein retten sie ihr Leben, während in allen Straßen Haufen von Leichnamen theils Beweise von der Heftigkeit der Krankheit, theils auch von der schändlichen und wirklich über allen Ausdruck thörigten Nachlässigkeit der Regierung sind.

## Drei und zwanzigstes Kapitel.

Bemerkungen und Erfahrungen über die Pest — Weg zu Land von Foglieri nach Smyrna — Verheerungen der Heuschrecken — Foglieri — Insel Metelin — Ihre Hauptstadt, ihre Häfen, ihre Vorzüge — Inseln Musconisi — Insel Lemnos — Insel Tenedos — Meerenge der Dardanellen — Insel Imbros — Insel Samandraki — Insel Thassus — Ihre Bergwerke; ihre Weine; ihre Fruchtbarkeit; ihre Waldungen — La Cavala — Conteßa Berg Athos — Ankunft zu Salonichi.

Ich habe das vorige Kapitel mit einigen Worten über die Pest geschlossen, dieses furchtbar verheerende, und in der Türkey einheimische Uebel, das mit dem Erdbeben im Bunde zu stehen scheint, um die prächtige und blühende Stadt Smyrna zu zerstören und in eine Einöde zu verwandeln. Der Gegenstand ist jedoch viel zu wichtig, als daß ich nicht noch einige Bemerkungen darüber beifügen sollte.

Es vergeht selten ein Jahr, ohne daß Smyrna durch dieses verheerende Uebel heimgesucht wird; es ist jedoch nicht in jedem Jahre gleich heftig, noch auch von gleicher Dauer. Im Jahr 1778 war in der ganzen Türkey die Pest ganz besonders fürchterlich; zu Constantinopel allein starben an jedem Tage über 2000 Menschen an derselben. Wie entsetzlich ist diese Ausrottung des Menschengeschlechtes! und wie unbegreiflich ist es, daß sich die Menschen seit Jahrhunderten durch diese abscheuliche Krankheit haben wegraffen lassen, ohne die Mittel nachzuspüren, sich gegen dieselbe zu schützen. Noch hat die Arzeneykunde keine bestimmte Heilmittel gegen die Pest entdeckt, und alle Rezepte, die man in Büchern findet, leisten wenig oder gar keine Dienste. Es ist außerordentlich schwer, und im höchsten Grade gefährlich, über eine Krankheit, die so furchtbar schnell

anſteckt, Beobachtungen anzuſtellen, und nicht alle Aerzte beſitzen den Muth, oder ſind vielmehr ſo thöricht, wie jener ruſſiſche Chirurgus, der, als er ſich nebſt vielen von ſeinen Landsleuten als Kriegsgefangener zu Conſtantinopel aufhielt, auf den Einfall gerieth, ſeinen unglücklichen Gefährten die Peſt zu inoculiren, um die Anſteckung derſelben weniger gefährlich zu machen. Er brachte hierdurch in wenigen Tagen 200 derſelben ums Leben; zum Glück für die Uebrigen impfte er ſich ſelbſt dieſes ſchreckliche Uebel ein, und ſtarb an demſelben. Man kann jedoch nur durch fleißiges Sammeln aller Umſtände, wodurch ſich dieſe Krankheit characteriſirt und die bey derſelben ſtatt zu haben pflegen, die eigentliche Natur und Beſchaffenheit derſelben kennen lernen, und Mittel auffinden, die Menſchheit davon zu befreyen. Um dieſen höchſt wünſchenswerthen Ziele, ſo viel an mir liegt, entgegen zu arbeiten, will ich zu dem, was ich in der erſten Hälfte dieſes Werkes ſchon über die Peſt geſagt habe, noch einige Erfahrungen beyfügen, die ich ſelbſt gemacht habe, denn ich bin mehr als einmal in Gefahr geweſen, von dieſem ſchrecklichſten unter allen Uebeln angeſteckt zu werden, und habe Gelegenheit gehabt, es in ſeiner ganzen furchtbaren Bloße in der Nähe zu beobachten.

Mehrere Aerzte haben die Behauptung des berühmten ruſſiſchen Arztes, Herrn Samoilowitz, des Verfaſſers eines vortrefflichen Werkes über die Peſt, daß dieſe Krankheit nicht in der Luft exiſtire, noch ſich durch die Luft mittheile, ſondern allein nur durch die unmittelbare Berührung fortpflanze, zu widerlegen geſucht. Allein trotz aller ihrer Vernunftſchlüſſe und der, von ihnen aufgeſtellten, vermeinten Erfahrungen vom Gegentheil, iſt der Grundſatz des Doktors Samoilowitz demohngeachtet ganz unleugbar wahr und nicht zu bezweifeln. Man mag ſich noch ſo lange in einem mit der Peſt angeſteckten Orte aufhalten, ſo wird man ſie dennoch zu-

verläſſig nicht bekommen, wenn man nicht mit Perſonen, welche damit befallen ſind, in unmittelbare Verbindung kommt, oder wenn man nicht Gegenſtände berührt, die damit angeſteckt, und die von einer ſolchen Art ſind, daß ſie der Krankheit zu Leitern dienen, wodurch ſich dieſelbe weiter verbreiten kann. Dies iſt nicht nur in der ganzen Levante eine allgemein anerkannte Sache, ſondern es iſt auch daſelbſt herkömmlich, daß die in den türkiſchen Städten anſäßigen Europäer, wenn die Peſt noch ſo furchtſam um ſie herum wüthet, ſich blos in ihre Häuſer einſchließen, und von der Gemeinſchaft mit der übrigen Stadt abſondern, um vor der Anſteckung geſichert zu bleiben. Dies hindert ſie jedoch nicht, täglich ihre Nahrungsmittel und übrigen Bedürfniſſe von auſſen her kommen zu laſſen, und ſie oft ſogar von Leuten zu kaufen, die wirklich mit der Peſt befallen ſind.

Noch mehr aber wird die Behauptung, daß nun allein durch unmittelbare Berührung die Peſt mitgetheilt werden kann, dadurch erwieſen, daß nicht ſelten irgend ein Kleidungsſtück mit peſtilenzialiſchen Miasmen genugſam angefüllt ſeyn kann, um alle, die es berühren, ſogleich anzuſtecken, und demohngeachtet auf denjenigen ſelbſt, der es trägt, durchaus keine Wirkung hervorbringe.

Alle Animaliſche Stoffe, ſie mögen nun ihren primitiven Zuſtand beybehalten haben, oder durch die Hand des Menſchen bearbeitet worden ſeyn, ſind Ableiter der Peſt; das nämliche iſt auch der Fall bey der Baumwolle, dem Flachs, dem Hanf und allen daraus bereiteten Zeugen; das Papier hat ebenfalls dieſe unglückliche Eigenſchaft, und während ich einmal zu Malta Quarantaine halten mußte, war ich ſelbſt Zeuge, wie ſehr ein Stückchen Papier, das der Wind über die Grenzen des Lazareths hinausgeweht hatte, und das in der Mitte von mehreren Perſonen nieder-

gefüllen war, Schrecken und Beſtürzung verbreitete. Die Lebensmittel aller Art hingegen, und die Metalle, ſind keine Ableiter der Peſt; man kann ohne alle Gefahr aus der Hand eines von der Peſt wirklich befallenen Menſchen Geld, oder irgend ſonſt ein Stück Metall, ferner alle Arten von Gewächſen und Pflanzen, wie auch Brod, Fiſche ꝛc. annehmen. Man behauptet jedoch, daß das Brod, ſo lange es noch warm iſt, die Krankheit mittheilen kann; ſo wie es jedoch anfängt kalt zu werden, ſo ſoll es die Eigenſchaft immer mehr verlieren.

Die größere oder geringere Empfänglichkeit für die Peſt, und die Fähigkeit von derſelben angeſteckt zu werden, hängt von der momentanen Beſchaffenheit der körperlichen Conſtitution ab. Es giebt viele Perſonen, welche Peſtkranke ohne alle Vorſicht, und ohne daß es ihnen etwas ſchadet, anrühren können; wenn ſie aber oft mehrere Jahre der Gefahr getrotzt haben, ſo ſind ſie bey einer ausbrechenden Epidemie nicht ſelten die Erſten, die von der Peſt befallen, und ein Opfer derſelben werden.

Wenn eine Perſon krank wird, und man vermuthet, daß vielleicht die Peſt die Urſache der Krankheit ſey, ſo ſucht man ſich in der Levante durch ein für ganz untrüglich gehaltenes Mittel davon zu überzeugen; man giebt nämlich dem Patienten Brandtwein oder Roſenzucker ein, wodurch die Peſt unfehlbar zum Ausbruch gebracht wird. Die nehmliche Eigenſchaft ſchreibt man auch dem Knoblauch zu.

Die beſte Diät, die man beobachten kann, wenn man von der Peſt angeſteckt worden iſt, beſteht darin, daß man durchaus nichts anders genießt, als Fleiſch und geſalzene Fiſche; alle übrige Nahrungsmittel ſind äuſſerſt ſchädlich, und Obſt, von welcher Art es auch ſey, iſt gewöhnlich tödtlich. Ein Mann, der während

während eines langen Aufenthalts zu Constantinopel, wo er in einem Hospital der Franken Beichtvater war, Gelegenheit gehabt hatte, eine Menge Erfahrungen über diese Krankheit zu sammeln, hatte unter andern auch ein Symptom entdeckt, nach welchem er sogleich bestimmen konnte, ob ein Pestkranker sterben, oder wieder genesen würde, und sehr selten irrte er sich in seinen Vorhersagungen. Er hatte nemlich gefunden, daß wenn die Pestbeule nicht fest aufliegt und auf ihrer Basis eine zitternde Bewegung hat, man die beste Hoffnung haben könne, daß der Kranke wieder genesen werde, und daß hingegen, wenn die Beule fest und unbeweglich aufliegt, an keine Rettung zu denken und der Tod unvermeidlich sey. Auch hatte er bemerkt, daß wenn ein Kranker einige Zeit hindurch irre geredet hatte, und dann plötzlich wieder zu sich selbst kamm, er selten mehr mit dem Leben davon kam.

Die Pestbeulen brechen fast immer an den Leisten und in den Achselhöhlen aus; zuweilen kommen mehrere derselben zu gleicher Zeit zum Vorschein. Außer der Beule setzen sich auch manchmal Blutgeschwüre an, und alsdann ist die Krankheit weit gefährlicher; wenn man sie jedoch übersteht, so ist man auch in der Folge der Gefahr einer anderweiten Ansteckung weniger ausgesetzt. Bei manchen Personen zeigt sich auch noch eine dritte Art von Geschwüren, die man Phimas nennt, und die sich von der eigentlichen Beule und dem pestartigen Geschwür dadurch unterscheiden, daß sie nicht schwarz werden. Wenn diese zum Vorschein kommen, so ist die Gefahr am allergrößten; hat jedoch der Kranke das Glück mit dem Leben davon zu kommen, was übrigens äußerst selten der Fall ist, so hat er für sein ganzes übriges Leben durchaus nichts mehr von der Pest zu fürchten.

Wenn man gleich diese schrecklich Krankheit schon gehabt und glücklich überstanden hat, so ist man deshalb

doch nicht ſicher, daß man ſie nicht zum zweitenmal bekomme. Man kann ſogar zu wiederholtenmalen damit befallen werden, und dieſe Erfahrung ſcheint das von einigen Aerzten aufgeſtellte Project, die Peſt zu inoculiren, keineswegs zu begünſtigen; ich habe ſelbſt einen Mann gekannt, der ſchon ſiebenmal die Peſt gehabt hatte. Es iſt eine höchſt ſonderbare, aber allgemein gegründete Erfahrung, daß wenn jemand die Peſt einmal gehabt hat, und ſich auch ſogar lange nachher, an einem Ort befindet, wo ſie herrſcht, er einen brennenden Schmerz, ein Beißen und Stechen in der Stelle fühlt, wo er die Peſtbeule gehabt hat. Dieſes Symptom iſt ſogar ein Mittel, den baldigen Ausbruch dieſer Krankheit vorauszuſagen; man hat nämlich die Erfahrung, daß Leute, die ſich an Orten befanden, wo keine Spur von der Peſt vorhanden war, plötzlich dieſe ſtechenden Schmerzen empfanden, und daß bald hernach dieſes verheerende Uebel allgemein daſelbſt ausgebrochen iſt.

Die Direction und die Stärke der Winde, hat einen weſentlichen Einfluß auf den ſtärkern und ſchwächern Grad dieſer Krankheit; in Conſtantinopel iſt ſie bei Nordoſtwinden am allerverheerendſten, und eben daſelbſt hat man auch ein Beiſpiel, daß bei einem ſchrecklichen Sturm die ganze Krankheit aufgehört hat.

Dieſe wenigen Bemerkungen, denen ich noch andere, jedoch allgemeiner bekannte hätte beifügen können, ſcheinen das Syſtem einiger neuerer Gelehrten nicht zu begünſtigen, welche die Entſtehung der Peſt von Inſecten hergeleitet haben, ſo wie man die Krätze und einige andere Hautkrankheiten ebenfalls kleinen Thierchen von der nämlichen Art hat zuſchreiben wollen. Ich will jedoch dieſe Meinung nicht ganz verwerfen, denn in gewiſſer Rückſicht kann ſie allerdings gegründet ſeyn; ſie verdiente jedoch in jedem Fall aufs genaueſte und mit der ſorgfältigſten Aufmerkſamkeit unterſucht zu werden,

was bisher keinesweges geschehen ist; denn wenn sie wirklich gegründet wäre, so würde man dadurch die Art kennen lernen, wie dieses furchtbarste und verheerendste unter allen Uebeln geheilt werden kann.

Ich habe es der Furcht vor der Pest zu verdanken, daß ich auch die nördliche Küste des Meerbusens von Smyrna durchreisen konnte, wie ich vorher den größern Theil der entgegengesetzten Küste kennen gelernt hatte. Nach dem oben erzählten Gefecht zwischen der Fregatte la Mignonne und einigen englischen Cuttern in dem Hafen von Milo, verließ ich, wie ich schon gesagt habe, dieses Schif, während seiner ganzen Reise durch das Levantische Meer nicht mehr. An mehreren Orten war aber die Pest ausgebrochen, und man durfte es nicht mehr wagen daselbst zu landen. Der Krieg machte es jedoch schlechterdings nöthig, daß wir über mancherlei Verhältnisse, und überhaupt über die Lage der Angelegenheiten genaue Erkundigungen einziehen mußten, die wir jedoch nur durch unsere Consuln erhalten konnten; allein diese hatten mit kluger Vorsicht allen Umgang mit den übrigen Menschen abgeschnitten, und um bis zu ihnen zu gelangen, mußte man den eigentlichen Sitz der Ansteckung der Länge nach durchziehen. Da ich nun theils überhaupt mehr gewohnt war, mit den Türken umzugehen, theils auch die Gefahr der Krankheit und die Vorsichtsmittel, die dagegen gebraucht werden müssen, genauer kannte, so erhielt ich den Auftrag dieses Geschäft zu übernehmen, und bei unsern Consuln die nöthigen Erkundigungen einzuziehen. Man hatte mich schon auf der Insel Scio, wo die Pest ebenfalls wüthete, ans Land gesetzt, wo ich auch wirklich einige Zeit hindurch glaubte, daß ich das Opfer meines guten Willens werden würde. Indem ich nämlich auf dem Weg zu unserm Viceconsul begriffen war, so rannte, ohngeachtet der Sorgfalt, womit ich suchte niemand zu berüh-

reit, ein türkiſcher Soldat, der ſehr ſchnell lief, bei dem Einlenken in eine Straße an mich an. Ich kann nicht läugnen, daß mich dieſer unangenehme Zufall äußerſt beunruhigte; ich hütete mich jedoch irgend einem Menſchen ein Wort davon zu ſagen, und bald nachher verſchwand auch meine Furcht wieder.

Die Fregatte blieb in dem Canal von Scio unter Segel liegen, und wartete auf mich; es war ſchlechterdings nöthig, daß ſie nach Smyrna fuhr, allein die Peſt wüthete daſelbſt noch weit heftiger als auf der Inſel Scio. D'Entrecaſteaux entſchloß ſich daher zu Foglieri, oder Foggia, vor Anker zu gehen und mich zu Land nach Smyrna zu ſchicken, um von dem franzöſiſchen Generalconſul die nöthigen Nachrichten einzuholen. Alle Schwierigkeiten, welche mir bei dieſer Reiſe aufſtoßen konnten, wurden durch den bei mir habenden Firman gehoben; ich erhielt überall ohne Anſtand die nöthigen Pferde, und ob ich gleich des Morgens ziemlich ſpät von Foggia abreiſte, ſo kam ich doch noch vor Nacht nach Smyrna, das 12 ſtarke Stunden davon entfernt iſt. Wenn der Gegenſtand meiner Sendung nicht ſo äußerſt wichtig geweſen wäre, ſo würde der Conſul um keinen Preiß einen Mann in ſein Haus eingelaſſen haben, der eine Menge von Dörfern und die Hälfte einer großen volkreichen Stadt, worin die Peſt auf das heftigſte wüthete, durchzogen hatte. Meine Pferde und meinen Reitknecht hatte ich jedoch außerhalb der Stadt zurückgelaſſen; den andern Morgen ſehr frühe kam ich aber wieder zu ihnen und kehrte eben ſo ſchnell wieder nach Foglieri zurück. Das Land, das ich durchreiſte, war äußerſt fruchtbar und vortreflich angebaut; auch ſah man, daß es mit einer reichen Erndte bedeckt geweſen war, allein jetzt waren nichts mehr als Reſte von derſelben vorhanden. Zahlloſe Schaaren von Heuſchrecken, dieſe furchtbaren Vorboten der Hungersnoth, hatten ſich

auf der ganzen Gegend niedergelassen, und durch ihre scharfen Zähne alle Aehren abgebissen; sogar das Stroh schien in Stücke gehackt zu seyn, und überall herrschte die schrecklichste Verwüstung. Der kleine Fluß Sarabad und einige Bäche, die längs dieser Küste in das Meer fließen, waren mit einer dichten Lage von todten Heuschrecken so hoch bedeckt, daß man das Wasser darin nicht mehr sehen konnte; diese verwesenden Haufen von Thieren verbreiteten durch die ganze Atmosphäre einen abscheulichen Gestank, und die Luft war dadurch so sehr verdorben, daß die Pest, welche dieses schöne Land verheerte, nothwendig vermehrt werden mußte.

Auf dem Vorgebirge von Kleinasien, das mit dem Cap Kara-Burun oder dem schwarzen Cap, die große und tiefe Rhede bildet, die unter dem Namen des Meerbusens von Smyrna bekannt ist, liegen zwei Orte, die den Namen Foggia oder Foglieri führen; der eine heißt Neu- und der andere Alt-Foglieri. Dieses ist das alte Land der Phokäer, eines in dem ehmaligen Griechenland berühmten Volkes. Gegen Neu-Foglieri über liegen einige kleine Inseln, zwischen denen und dem festen Lande sich ein vortreflicher Ankerplatz befindet, wo auch die größten Schiffe mit Zuversicht Gebrauch machen können.

Von hier fuhren wir nach Metelin einer der beträchtlichsten Inseln im Archipel, die nur 4 Stunden von dem festen Lande entfernt ist. Ihr jetziger Name erinnert an den Namen Mytilene, den sie anstatt des uralten Namen Lesbos erhalten hatte, unter welchem sie äußerst berühmt gewesen war. Ihre Herrschaft erstreckte sich über Aeolien, und das ganze Gebiet von Troja; mehr als ihre ausgebreitete Macht gereicht ihr jedoch zur Ehre, daß sie das Vaterland vieler berühmter Männer gewesen ist, die ihren Ruhm und den von ganz Griechenland erhöhet und ausgebreitet haben. Pytacus,

einer von den sieben Weisen Griechenlandes, der sein Vaterland von dem Joch der Tyrannei befreite, war zu Lesbos geboren; der Dichter Alkäus sang daselbst seine Verse, und Phrynis verfertigte daselbst die melodischen Lieder, die er mit seiner Lyra begleitete; Theophrast entwarf auf Lesbos seine Commentare, und alle gefühlvollen Seelen schenken dem Unglück der schönen und geistreichen Sapho, die ebenfalls auf Lesbos lebte, Thränen des Mitleids *).

Die jetzige Stadt Metelin steht auf den Ruinen der alten Stadt Mytilene, von deren ehmaliger Pracht noch sehr schöne Ueberbleibsel in der umliegenden Gegend gefunden werden. Der Hafen der Stadt ist klein und schlecht; es giebt aber auf der Insel noch einige andere Häfen, worunter Sigri und Olivière die beiden vorzüglichsten sind. Der erstere liegt auf der westlichsten Spitze der Insel, und der andere der am häufigsten besucht wird, liegt nicht weit von der Stadt Metelin; die Einfahrt in denselben ist lang und eng, allein der Hafen ist sicher und bequem, und der Ankergrund in demselben vortreflich.

Die Insel Metelin liegt nahe an den Küsten von Natolien, nicht weit von dem Meerbusen von Smyrna und von dem Canal von Constantinopel und in einer geringen Entfernung von den vorzüglichsten Inseln im Archipel; durch diese glückliche Lage wird der Besitz dieser Insel außerordentlich wichtig. Sie ist auch außerdem so fruchtbar, daß sie bei einer leidlichen Verfassung einen hohen Grad von Wohlstand erreichen könnte. Allein sie ist in den Händen der Türken, daß heißt, alle Vor-

*) Hierher gehört auch noch Theophanes, der Geschichtschreiber, der besonders durch die Freundschaft, die Pompejus für ihn hatte, berühmt ist; ferner Phanias, einer der beliebtesten Schüler von Aristoteles, und Arion, der berühmte Tonkünstler.

theile ihrer Lage und der außerordentlichen Fruchtbarkeit ihres Bodens, sind verloren, ihre Bevölkerung nimmt täglich mehr ab, und der Ackerbau und Industrie gerathen immer mehr in Verfall.

In dem Canal zwischen der Insel Metelin und dem festen Lande, bei der Einfahrt in den Meerbusen von Adramiti, liegen mehrere kleine Inseln, welche die neuern Griechen Musconisi oder Miosconisi nennen, und die bei den Alten Hecatonnesi, das ist, die Insel des Apolls, welcher auch Hecatus genannt wurde, hießen. Sie sind sämmtlich, so wie die große Insel Metelin, außerordentlich fruchtbar, besonders an Wein und Oel; allein auch hier haben es die Despoten der Insel dahin gebracht, daß die Freigebigkeit der Natur für die Einwohner verloren geht. Nach einem kurzen Aufenthalt auf der Insel Metelin gingen wir wieder unter Segel, umfuhren das Cap Baba oder Caba, das alte Lectum promontorium, und da die Absicht unserer Reise war, in diesen Gewässern zu kreuzen, so fuhren wir mit wenigen Segeln zwischen den Inseln Lemnos und Tenedos hin. Die erstere ist beträchtlich größer als die zweite, und liegt von der Küste weiter entfernt. Zu Homers Zeiten war sie dem Vulkan geweiht, wahrscheinlich wegen der zwei darauf befindlichen Vulkane, die damals ohne Unterlaß Flammen auswarfen und die man für die Werkstätte des Gemahls der Venus hielt. Von diesen Vulkanen ist heut zu Tage keine Spur mehr vorhanden, allein die unterirdischen Feuer brennen demohngeachtet immer noch fort, denn es giebt auf der Insel eine heiße Wasserquelle, die zu Bädern gebraucht wird und eine andere Quelle von Alaunwasser. Die Insel ist bergigt, aber sehr fruchtbar; sie bringt besonders sehr viel Getraide, Baumwolle, Oel und Seide hervor, aus welcher Letztern die Einwohner verschiedene leichte Zeuge verfertigen.

Die

Die Art von Bolus, die den Namen Lemnische Erde führt, und der man sonst mancherlei eingebildete Kräfte beilegte, wird noch jetzt häufig auf der Insel gewonnen *). Es fehlt Lemnos nichts, um zu einem hohen Grad von Wohlstand zu gelangen, als daß die Insel von ihren Tyrannen befreit werde. Die Natur hat alles für sie gethan, und dennoch seufzen die Einwohner in dem tiefsten Elend, und sind nicht im Stande sich aus demselben heraus zu reißen. Ehemals gaben sie sich so stark mit der Schiffahrt ab, oder, um mich genauer auszudrücken mit der Hafenfahrt; auch noch heut zu Tage treiben sie einen kleinen Seehandel, weil sie diese

*) Diese Erde wird nur an dem 15. Aug. wo bei den Griechen das Fest von Mariä Himmelfahrt ist, ausgegraben, weil sie alsdann eine besondere Wunderkraft besitzen soll, die ihr durchaus fehlt, wenn sie an einem andern Tage, und nicht mit den bestimmten Feierlichkeiten genommen wird. An diesem Tage versammeln sich daher die griechischen und türkischen Einwohner mit ihren Geistlichen und obrigkeitlichen Personen der Insel auf dem Abhang des Berges, wo sie gewonnen wird. Ein griechischer Priester verrichtet eine halbe Stunde lang mehrere gottesdienstliche Ceremonien, und dann schlachtet ein Grieche ein Schaaf, welches aber die Türken sogleich wegnehmen, weil die Griechen an diesem Tage kein Fleisch essen dürfen. Hierauf fängt ein dazu bestimmter Mann an, die Erde auszugraben; der Cadi nimmt hiervon achtzig Ocken, formt sie in Kugeln, auf die er ein Siegel drückt, in welches der türkische Name dieser Erde eingeschnitten ist, und schickt dieselben nach Constantinopel an den Kaiser. Hierauf nimmt das Volk so viel Erde als es haben will, formt ebenfalls Kugeln daraus, und bedrückt sie mit dem angeführten Siegel. Die Grube, woraus die Erde gegraben wird, ist nicht tief, und erstreckt sich auf der Oberfläche des Berges hin. Die Erde hat die größte Aehnlichkeit mit der bekannten Pfeifenerde; die drei großen Adern derselben sind weiß, die zwei kleinern aber roth, und diese letztere wird besonders hoch geschätzt.

Art von Industrie vor den habsüchtigen Blicken ihrer Tyrannen leichter verbergen können, als wenn sie durch Ackerbau oder andere Zweige des Kunstfleißes sich einiges Vermögen erwürben. Ich habe auf der Insel äußerst schöne Frauensperſonen gesehen, die keinesweges wie ihre ältere Mütter durch ihren eigenthümlichen übeln Geruch den Männern Eckel und Widerwillen einflößen; wenn anders dieser Umstand, den Antigonus in seinem Werke von den Wundern der Natur erzählt, wirklich gegründet ist.

Die ganze östliche Küste von Lemnos ist durch eine Sandbank, die sich bis 4 Stunden in die See hinein erstreckt, durchaus unzugänglich; auf der westlichen Küste finden die Schiffe an verschiedenen Orten Schutz gegen die Nordwinde. Gegen Norden ist eine große, ziemlich sichere Rhede, allein eigentliche Häfen giebt es nur auf der südlichen Küste; man findet deren zwei daselbst, die nicht weit von einander entfernt sind, nemlich der Hafen Cadia, und der Hafen St. Antonius.

Südwärts von Lemnos liegt eine kleine nicht sehr wichtige Insel, welche die neuern Griechen Agio-Stradi nennen, und die bei den Alten Hiera hieß.

Die Insel Tenedos liegt an der Einfahrt in den Canal der Dardanellen, und der Besitz derselben ist von der äußersten Wichtigkeit, denn durch ihn allein könnte die Eroberung von Constantinopel bewirkt werden. Von hieraus könnte dieser unermeßlichen Stadt um so leichter alle Zufuhr abgeschnitten und sie förmlich blockirt werden, weil der Canal zwischen dem festen Lande und der Insel Tenedos eigentlich nur eine große Rhede ist, auf der die Schiffe ganz sicher vor Anker liegen, und zu jeder Stunde bereit seyn können unter Segel zu gehen, und sich den Schiffen, die es wagen würden, in die Meerenge der Dardanellen einzudringen, entgegen zu stellen. Allein die Ottomannische Regierung sieht die außeror-

denkliche Wichtigkeit dieſes Poſtens durchaus nicht ein, und ſcheint ihn wirklich noch nachläſſiger beſetzt zu halten, als manche andere Orte, auf deren Erhaltung doch bei weitem nicht ſo viel ankommt *). Der Wein iſt das einzige Product der Inſel, das in den Handel kömmt; der daſige Muskatellerwein iſt beſonders von vorzüglicher Güte und giebt dem von der Inſel Samos nichts nach *).

Wir legten uns bei der Einfahrt in die Meerenge der Dardanellen vor Anker, und zwar an dem Fuße des Caps Greco gegen dem Janitſcharen Cap über, hinter welchem letztern ſich die Ebene befindet, in der einſt Troja lag. Ich kann hier dieſe berühmte Meerenge, die Europa von Aſien trennt, noch auch Conſtantinopel ſelbſt ausführlich beſchreiben, denn ich habe mich zu kurz daſelbſt aufgehalten, um ſie ihrer großen Wichtigkeit nach genau zu unterſuchen, und ich will lieber gar nichts darüber ſagen, als dasjenige wiederholen was andere vor mir geſchrieben haben.

Als wir die neuen Schlöſſer der Dardanellen ver-

*) Der Kaiſer Juſtinian hatte auf Tenedos ein ungeheuer großes Kornmagazin erbauen laſſen, das nach der Erzählung von Procopius 280 Fuß lang und 90 Fuß breit geweſen ſeyn ſoll. In demſelben wurde das Getraide aufgeſchüttet, das aus Aegypten nach Conſtantinopel gebracht wurde, damit es in den Schiffen, wenn dieſe etwa durch widrige Winde verhindert würden in die Meerenge der Dardanellen einzulaufen, nicht verderben möchte. Wahrſcheinlich iſt dieſes Kornhaus in der Folge in das auf der Inſel befindliche Caſtell verwandelt worden.

*) Die Inſel Tenedos hat ſeit dem Trojaniſchen Krieg ihren Namen nicht verändert, und ſie hat den Ruhm, den ſie im Alterthum beſaß, hauptſächlich der Belagerung von Troja zu danken. Sie lag im Angeſicht dieſer Stadt, und die griechiſche Flotte, die gegen ſie ſegelte, hielt ſich lange in den Häfen der Inſel auf. Nach dem Sturz von Troja gieng auch ihr Ruhm und ihr Wohlſtand zu Grunde.

lieſſen, deren Erbauung Herr von Tott beſorgt hat, die aber keinesweges von beſonderer Wichtigkeit ſind, ſo richteten wir unſern Lauf gegen die Inſel Thaſſus zu. Wir kamen bei der Inſel Imbros vorbei, die ſo wie Tenedos und Samos ihren alten Namen beibehalten hat, den jedoch die Europäiſchen Seefahrer in Embro, oder Lembro verwandelt haben. Sie enthält 8 bis 10 Stunden im Umkreiß; ihre Thäler ſind außerordentlich fruchtbar und ihre Berge ſind mit den ſchönſten Waldungen bedeckt.

Eine Stunde nordwärts von Imbros liegt die Inſel Samandraki, die nur 8 Stunden in Umkreiß hat. Sie iſt das Thraciſche Samos oder mit einem Worte das Samothracien der Alten. Plinius nennt ſie das freye Samothracien; allein dieſe Freyheit iſt mit den meiſten Vorzügen, die ſie von der Natur erhalten hat, und worin ihre alten Bewohner durch eine ſehr thätige Induſtrie einen vortreflichen Gebrauch zu machen wußten, gänzlich verſchwunden.

Wenn man ſich der Küſte von Macedonien nähert, ſo erblickt man die hohen, mit Waldungen bedeckten Gebirge der Inſel Thaſſus. Sie iſt nur 2 Stunden von dem feſten Lande entfernt, und der Canal, der ſie davon trennt, wird noch durch eine ſteinigte Inſel in zwei Theile getheilt, welche Klein-Thaſſus und von den Griechen Thaſſo-Pulo genannt wird, und einen ſprechenden Beweis liefert, daß dieſe jetzt getrennten Länder ehemals mit einander verbunden geweſen waren. Zwiſchen beiden Inſeln iſt eine geräumige und ſichere Rhede, in der wir die Anker warfen.

Die Inſel Thaſſus iſt die Nördlichſte unter den Inſeln im Archipel; ſie war außerordentlich berühmt durch ihre reichen Goldbergwerke, von denen Herodot erzählt, und über welche Thucydides die Aufſicht gehabt hat. Man findet heut zu Tage keine Spur mehr von dieſen

Schätzen der Natur; sie sind jedoch nicht erschöpft, sondern Unwissenheit, Furcht und Tyrannei halten sie in dem Schooße der Erde verschlossen. Die Bergwerke hatten der Insel den griechischen Beinamen Chrysos zugezogen, welcher die goldene bedeutet; ihre Reichthümer waren zum Sprichwort geworden, und man pflegte von einem Menschen zu sagen, daß er reich sey wie ein Thassier. Auch die Opale, Amethyste und andere kostbare Steine, die ehemals außer den Goldbergwerken zu dem Reichthum der Insel gehörten, werden heut zu Tage nirgends mehr gefunden; dagegen aber findet man noch den köstlichen Marmor auf der Insel, den die Römer so hoch achteten, und der so weiß wie Schnee und so feinkörnig wie der Pariſche war. Die meisten Berge auf der Insel bestehen aus diesem Marmor, und an mehreren Stellen geht er sogar zu Tage aus. Es ist bemerkenswerth, daß die beiden griechischen Inseln, die den kostbarsten Marmor enthalten, von einem und demselben Volke bewohnt werden; die Insel Thassus ist nemlich von den Einwohnern von Paros bevölkert worden, die auch die Stadt Thassus, die ehemalige Hauptstadt, von der noch Ruinen zu sehen sind, auf derselben erbaut haben. Die Insel hat ohngefähr 30 Stunden im Umkreis, und bringt einen Ueberfluß an Getraide, Oel, Wachs, und andern Producten hervor; allein ihre, von den Alten so hoch gerühmte Fruchtbarkeit wird gegenwärtig nicht mehr gehörig benutzt, weil der Ackerbau im höchsten Grade vernachlässigt und jeder Zweig der Industrie zu Boden gedrückt wird. Ihr Wein war einst außerordentlich berühmt und zwar noch zur Zeit des griechischen Kaiserthums, denn der heilige Chrysostomus eiferte heftig gegen die Unmäßigkeit, womit er in Constantinopel getrunken wurde; heut zu Tage besitzt er aber die vorzüglichen Eigenschaften nicht mehr wegen denen er so sehr geschätzt und so theuer bezahlt

worden iſt. Mit den Producten des Bodens hat auch die Bevölkerung abgenommen, und ſogar auch in den letztern Jahrzehnten hat ſich die Zahl der Einwohner beträchtlich vermindert.

Noch gegenwärtig beſitzt jedoch die Inſel einen köſtlichen Schatz, der für eine handelnde und ſeefahrende Nation von der äuſſerſten Wichtigkeit und eine Quelle von Reichthum für dieſelbe ſeyn würde; nämlich das allervortrefflichſte Schiffsholz, das irgendwo in der Welt gefunden wird. Die Gipfel und die Seiten aller Berge ſind mit den ſchönſten Waldungen bedeckt und die Bäume erheben ſich mit ſtolzem Wuchs über die Wolken. Neuerlich haben jedoch die Türken angefangen, ohne Verſtand und Ueberlegung dieſe Waldungen zu fällen, und wenn ſie noch einige Zeit damit fortfahren, ſo wird auch dieſer Schatz, der mehr werth iſt als die reichſten Goldgruben, bald erſchöpft ſeyn.

Gegen der nördlichen Küſte der Inſel Thaſſus über, wird durch das Vorgebirg Aſpernſs eine Vertiefung gebildet, in welcher La Cavala liegt, eine kleine Stadt, die auf einen in das Meer hervorragenden Felſen, der einige Aehnlichkeit mit einem Pferde hat, erbaut iſt. Dieſer Aehnlichkeit hat die Stadt wahrſcheinlich ihren Namen zu verdanken; wenigſtens iſt dieſe Etymologie viel einfacher, als wenn man den heutigen Namen dieſer Stadt von dem Namen Bucephala herleitet, welcher der alten, an der nemlichen Stelle geſtandenen Stadt zugehört hatte, die von Alexander dem Groſſen zu Ehren ſeines berühmten Pferdes erbaut worden war. La Cavala war in den letzteren Jahren vor dem Kriege ein für den levantiſchen Handel ſehr merkwürdiger Ort geworden; denn obgleich der daſige Hafen keineswegs gut zu ſeyn iſt, ſo war er doch beſtändig mit unzählbaren Schiffen angefüllt, welche Getraide, Tabak und andere Producte einnahmen.

Die Insel Thassus liegt in der Einfahrt in einen ziemlich großen Meerbusen, der den Namen Golfo di Contessa führt, weil in der innersten Vertiefung desselben die Stadt dieses Namens liegt. Die europäischen Seefahrer und besonders die französischen nennen diese Vertiefung auch den Meerbusen von Rhondina, von dem verdorbenen Namen der alten Stadt Rhedina; die Griechen kennen ihn unter den Namen des Meerbusens von Orfano. Es ist übrigens der Sinus Strymonicus der Alten.

Von der Insel Thassus segelten wir gegen Monte-Santo zu, an dessen Fuße wir hinfuhren. Unter diesem Namen, so wie auch unter dem von Agiosoros, den die Griechen diesem Berge beilegen, und der die nemliche Bedeutung hat, erkennt man schwerlich jenen berühmten Berg, dessen Gipfel sich in den Wolken verbirgt, und der, wenn der Erzählung von Plutarch und Plinius Glauben beizumessen ist, seinen Schatten bis auf die Insel Mytilene wirft, was jedoch von einigen neuern Reisenden nur bis in den Hafen der Insel Lemnos, das heißt, auf eine Entfernung von 8 Stunden eingeschränkt worden ist. Der Berg Athos *) ist ein Vorgebirg in

*) Der Berg Athos ist eigentlich eine Kette von Bergen, die auf einer Halbinsel liegt, welche ohngefähr 7 Meilen lang und 3 breit ist. Der höchste Gipfel unter derselben heißt der Berg Athos im eigentlichsten Sinne. Das ganze Gebirge wird außer einem türkischen Aga, der die Abgaben erhebt und die Insel beschützen soll, durchaus von niemand als von Mönchen und Einsiedlern bewohnt. Man rechnet deren über 6000 auf demselben, die in 22 Klöstern und unzähligen Zellen und Grotten wohnen. Sie dürfen niemals Fleisch essen, sondern nähren sich von Gemüse, Brod, Oliven, Feigen, Zwiebeln, Obst, und außer der Fasten auch von Fischen. Ihre Kirchen sind mit Glocken versehen, was den Griechen anderwärts nicht gestattet wird. Die meisten Klöster sind sehr arm, und die Mönche werden ausgeschickt, um Almosen in andern Län-

Macedonien, das sich sehr weit in das Meer hinein erstreckt, der persische König Xerxes soll es, um seine Armee auf einem kurzem Wege zu Wasser von einem Meerbusen zum andern zu führen, durch einen ohngefehr eine Meile langen Canal von dem festen Lande getrennt haben. Dies ist jedoch sehr zu bezweifeln, denn man findet heut zu Tage auch nicht die geringste Spur mehr von diesem Canal. Dinocrates, ein Baumeister aus Alexandrien in Aegypten, hatte die riesenhafte Idee gefaßt, um das Andenken Alexanders des Großen zu verewigen, aus diesem ungeheuren Berge eine einzige unermeßliche Bildsäule zu verfertigen, deren feinste Züge mehrere Meilen lang gewesen seyn würden. Die heutigen

dern zu sammeln; derjenige, der das meiste Geld mit zurück bringt, wird zum Abt des Klosters ernannt, bis ein anderer kommt, der noch mehr bringt. Die Schatzung, die jährlich an die Türken bezahlt werden muß, beträgt über 24,000 Thlr., und diese außerordentliche Summe wird ganz allein von dem Almosen bestritten, Aufstand und die Fürsten der Wallachei und Moldau tragen sehr viel dazu bei.

Es ist nur ein Märktflecken auf dem Berge, der Kareis heißt, wo aber, außer dem Aga, ebenfalls nur Mönche wohnen. Hier wird alle Sonnabend Markt gehalten; d. h. die Einsiedler bringen ihre aus Holz geschnittenen Messer und Löffel und ihre Wilderchen dahin, und kaufen für das Gelöste Geld Brod; die Mönche hingegen nehmen diese Heiligthümer auf ihren Reisen mit sich, und empfangen dafür Almosen. Aus der ganzen Gegend umher und oft drei bis vier Tagereisen weit, werden Getreide, Vieh und andere Lebensmittel auf diesen Markt gebracht.

Es darf übrigens auf dem ganzen Berge kein weibliches Geschöpf existiren; dies erstreckt sich so weit, daß außer den wilden Thieren kein weibliches Vieh auf dem Berge gehalten werden darf. Man findet daher weder Geflügel noch sonst eine Art von Vieh auf demselben; von den Viehhändlern werden Ochsen auf den Markt nach Kareis gebracht.

Griechen haben eine außerordentlich große Verehrung für diesen Berg. Er wird heut zu Tage von zahllosen Mönchen bewohnt, die im höchsten Grade unwissend und fanatisch sind; sehr wenige unter ihnen können lesen, obgleich in den meisten Klöstern sich ein ziemlicher Vorrath von griechischen Büchern befindet. Man würde jedoch Mühe haben, unter diesen Sammlungen einige wenige Werke zu finden, die sich wirklich der Mühe verlohnten, daß man sie öffnete; es sind fast lauter theologische, ascetische und polemische Werke.

Wir segelten von hier weiter gegen Westen und fuhren quer durch die Einfahrt in dem Meerbusen, der ebenfalls den Namen Monte Santo führt, und den die Alten Sinus Singiticus genannt haben. Wir umsegelten das Kap Drepano, ehmals Derris-promontorium, das mit den Kap Bailluri, dem Canastraco Promontorio der Alten, einen andern Meerbusen bildet, der ehemals den Namen Sinus Toronoaicus geführt hat, und jetzt von einer in seiner Vertiefung gelegenen kleinen Insel der Meerbusen Cassander heißt. Von hier fuhren wir in den äußerst geräumigen und tiefen Meerbusen von Salonichi ein, und warfen in dem Hafen dieser großen Stadt die Anker.

## Vier und zwanzigstes Kapitel.

Stadt Salonichi — Schreckliche Feuersbrunst, wobei der Verfasser gegenwärtig war — Handel von Salonichi — Krankheiten, die daselbst herrschen — Gegend um die Stadt — Reise nach dem Berg Olymp — Der Verfasser verwandelt sich in einen Arzt — Ueberfahrt über den Meerbusen — Landung, oder vielmehr Schiffbruch auf der westlichen Küste desselben — Numeri — Bauart der hasigen Wohnungen — Hunde, die sie bewachen — Pope, Statthalter daselbst — Kranke, die sich bei dem Verfasser einfanden — Gegend um Vrumeri — Kirche — Aga von Katherini — Skala — Albanische Soldaten, die den Verfasser begleiteten — Bäume in den Waldungen des Olymps — Albanische Räuberbande — Schilderung ihres Anführers — Kloster des heil. Dionysius — Mühe, die sich der Verfasser gab, den Gipfel des Berges zu ersteigen — Schnee, womit derselbe bedeckt ist — Weite Aussicht von demselben — Mittel das Fieber zu heilen — Ehren auf dem Olymp — Rückkehr nach Salonichi.

Die nördliche Breite der Stadt Salonichi beträgt 40 Grad 41 Minuten 10 Secunden, und ihre Länge 29 Grad 28 Minuten. Sie liegt ganz in dem Innern, jedoch etwas auf der östlichen Küste eines nach ihr genannten Meerbusens, der sich über 20 Stunden weit in das Land hinein erstreckt, und dessen Einfahrt 9 Stunden breit ist. Die Rhede fängt zwischen zwei Kaps an, die der große und der kleine Burnu heißen, und endiget sich bei einer Sandbank, die sich in der Vertiefung des Meerbusens befindet; alle Schiffe von jeder Größe können in derselben vor Anker legen, und selbst die beträchtlichsten Flotten finden in derselben vollkommen Schutz und Sicherheit.

Ihr Name hat sich seit Jahrhunderten nicht verändert, sondern ist nur abgekürzt worden, denn es ist nicht schwer in dem jetzigen Namen Salonichi die alte

und berühmte Stadt Theſſalonich zu erkennen, die von einer Schweſter Alexanders des Großen auf der Stelle, wo eine noch ältere Stadt, die Therma hieß, geſtanden hatte, ſoll erbaut worden ſeyn. Sie iſt noch jetzt die Hauptſtadt von Macedonien und eine der größten und volkreichſten Städte in dem ganzen türkiſchen Reiche. Man ſieht daſelbſt noch viele Ueberreſte von alten Monumenten, und beſonders ſehr viele einzelne Stücke von koſtbaren Gebäuden, die vermiſcht mit ſchlechten Steinen und andern gemeinen Materien in den Häuſern der Einwohner und andern neuern Gebäuden angebracht ſind. Die Sophien-Kirche, die Juſtinian nach dem Muſter von der zu Conſtantinopel erbaut hat, iſt in eine Maſchee verwandelt worden, wie es bei mehreren andern Kirchen des abendländiſchen Kaiſerthums der Fall geweſen iſt. Auch giebt es daſelbſt, wie in der Hauptſtadt, ein Schloß der ſieben Thürme.

Der Anblick von Salonichi von dem Hafen aus iſt ſehr angenehm, und man erwartet nach demſelben eine ſchöne Stadt; allein ſobald man hinein kommt, ſo verliert ſich ſogleich die gute Meinung, die man davon gefaßt hatte. Die Straßen ſind rug, nicht gerade und nicht gepflaſtert; die Häuſer haben von auſſen ein düſteres, elendes Anſehen und ſind im Innern ſehr unbequem und winkeligt; hiezu kommt noch eine armſelige, elende Volksmaſſe, ſo daß man in der erſten halben Stunde wünſchen muß, die Stadt nicht anders als von Ferne geſehen zu haben. Demohngeachtet iſt ſie eine der ſchönſten Städte in der Türkei, ſo wie auch eine der wichtigſten durch ihre Lage und durch den Reichthum ihres Handels. Auch iſt ſie der Sitz von einer der oberſten Regierungen des Reichs.

In den erſten Tagen nach unſerer Ankunft entſtand eine fürchterliche Feuersbrunſt daſelbſt, welche beinahe die ganze Stadt in Aſche verwandelt hätte. Das Feuer

brach in der Nacht in dem Quartier aus, in welchem alle Juden in der ekelhafteſten Unreinlichkeit und von Krankheiten zerfreſſen, die eine Folge des Schmutzes ſind, über einander gehäuft wohnen. Da faſt alle ihre Häuſer von Holz erbaut ſind und die Feuerlöſchungsanſtalten in der Stadt, ſo wie überhaupt die ganze Polizei, äußerſt elend ſind, ſo griff das Feuer auf das fürchterlichſte um ſich, und in wenigen Minuten ſtand das ganze Quartier in Flammen. Das Meer wurde weithin durch dieſen Brand erleuchtet, und obgleich unſere Fregatte ziemlich weit von der Stadt entfernt lag, ſo konnte man doch auf dem Verdeck ohne Anſtrengung leſen. Der Wind trieb eine zahlloſe Menge Funken über das Meer hin, die ſo nahe bei dem Schiffe niederfielen, daß ſie uns beunruhigten und wir alle Wendungen machen, um unſer Segel zu gehen. Hiezu kam noch, daß man Hausgeräthe und Ballen mit Waaren, die ſchon vom Feuer ergriffen waren, in der Hoffnung ſie noch zu retten, in die von dem Brand entfernt gelegenen Quartiere ſchleppte, in welche aber dadurch die Feuersbrunſt ebenfalls verbreitet wurde, und nur mit der größten Mühe und nach unſäglichem Schaden gelöſcht werden konnte. Allein der Wuth des Feuers in dem Quartier der Juden war man nicht im Stande Einhalt zu thun. Vier bis fünfhundert Häuſer wurden ein Raub der Flammen; zu dem ſchrecklichen Schauſpiel des Brandes geſellte ſich das Geſchrei der Verzweiflung von den Unglücklichen, die alle ihre Haabe verloren, der verwirrte Lärm eines zügelloſen Militairs, das die Unordnung eher vermehrte als verminderte, und der dumpfe Donner der Kanonen, aus denen von Zeit zu Zeit Nothſignale abgefeuert wurden; es vereinigte ſich mit einem Worte alles, um dieſe Nacht in eine Nacht des Schreckens und des Entſetzens zu verwandeln.

Als Feſtung iſt Salonichi höchſt unbedeutend; ſie

ist mit Wällen umringt, die nicht mit Graben versehen sind, auch schlecht unterhalten und durch eine sehr geringe Anzahl elender Kanonen, wovon die wenigsten auf Lavetten stehen, noch schlechter vertheidigt werden. Die undisciplinirten Truppen, aus denen die Garnison besteht, sind nicht im Stande, durch Muth und Tactik diesen Mangel an Festungswerken zu ersetzen, so daß die Stadt im Fall eines Angriffs nur einen äußerst schwachen und unbedeutenden Widerstand leisten könnte. Wenn sie jedoch als Festung unbedeutend ist, so ist sie desto wichtiger durch den unermeßlichen Handel, dessen Mittelpunct sie ausmacht und der unter einer andern Regierung noch weit blühender werden könnte.

Die Natur selbst hat die Stadt durch ihre glückliche Lage in einer der schönsten Provinzen der europäischen Türkei zur Niederlage und Stapelstadt eines unermeßlichen Handels bestimmt. Besonders laden die Schiffe daselbst eine ungeheure Quantität Baumwolle, die größtentheils in dem prächtigen, wegen des Reichthums seiner Producte in der ganzen Türkei berühmten Thale von Seres gewonnen wird, und wodurch die Märkte der Stadt Seres, das alte Serrä, eine außerordentliche Betriebsamkeit und Thätigkeit erlangen. Ferner wird daselbst eine Menge vortreflichen Tabak, sehr viel Getraide, sehr schöne Wolle, Seide, und mehrere daraus verfertigte Zeuge, Wachs, Honig ꝛc. eingeladen. Welch eine reiche Quelle von Wohlstand! welch ein weites Feld für die Industrie! wenn nur die Erstere nicht durch zahllose Hindernisse in ihrem Laufe gehemmt, und die Letztere durch ein zahlreicheres und durch das Joch der Sclaverei weniger zu Boden gedrücktes Volk, betrieben würde! *)

*) Ueber alle die hier angeführten, so wie über noch mehrere andere Producte der Ausfuhr von Salonichi findet man die ausführlichsten Nachrichten in Beaujours Schilderung des Handels von Griechenland besonders der Stadt

Der Aufenthalt in Salonichi iſt nicht immer ſo geſund, als man nach dem ſchönen Clima dieſer Stadt und nach ihrer reizenden Lage mit Recht erwarten könnte. Die Peſt, die weder von der Temperatur der Luft, noch von der Beſchaffenheit der Atmosphäre abhängt, ſondern bloß eine Folge von der unbegreiflichſten Unbeſonnenheit und Nachläßigkeit der Türken iſt, bricht ziemlich häufig daſelbſt aus, und rafft immer einen großen Theil der Einwohner hinweg. Zu dieſen Verheerungen der Peſt geſellen ſich auch noch im Herbſt bösartige Fieber, die durch eine zufällige Ungeſundheit der Luft entſtehen, und auch dieſe Ungeſundheit iſt das Werk einer Regierung, die nicht nur im mindeſten nicht darauf bedacht iſt, für das Wohl ihrer Unterthanen zu ſorgen, ſondern die ſelbſt die allerſchrecklichſten Krankheiten aufzufordern ſcheint, das Menſchengeſchlecht auszurotten. Zwiſchen der Stadt und dem Fluſſe Verdar oder Axius, der ſich in dem Meerbuſen von Salonichi ergießt, haben ſich nämlich eine Menge ſtehender Gewäſſer angehäuft, deren Anſetzung man leicht hätte verhindern können, und die man auch jetzt im Stande wäre, ohne große Mühe auszutrocknen; aus dieſen Sümpfen ſteigen unabläſſig faule Dünſte auf, wodurch die Atmosphäre von Salonichi verpeſtet und Krankheiten aller Art erzeugt werden.

Da wir auf dieſer Rhede eine Zeitlang liegen bleiben mußten, um auszuruhen und friſche Lebensmittel einzunehmen, ſo wandte ich dieſe Muſſe zu Streifzügen in die nordwärts von Salonichi gelegenen Felder an. Ich fand dieſe Wanderungen in dem Gebiete der Natur weit intereſſanter als die Monotonie einer Stadt, die, wie überhaupt alle türkiſchen Städte, ein Sitz der Un-

Theſſalonich, welche in dem 3ten Bande von Sprengels Bibliothek der neueſten Reiſebeſchreibungen 1800 enthalten iſt.

ordnung, des Tumultes und der Langenweile iſt. Jeden Morgen ließ ich mich durch das Boot der Fregatte ans Land ſetzen und durchſtrich den Tag über die herrliche Ebene, die ſich bis nach Seres erſtreckt. Ich beſchäftigte mich dabei zugleich mit der Jagd, und fand beſonders ſehr viele Faſanen; nicht wenig ſchmerzte es mich aber, daß ich in dieſen von der Natur zu dem höchſt denkbaren Grade von Fruchtbarkeit beſtimmten Cantonen ſo viele unangebaute oder doch äußerſt vernachläſſigte Felder fand, die ſchreckliche Beweiſe von der Muthloſigkeit der Einwohner und von dem drückenden Despotismus der Regierung ſind. Ich ſetzte dieſe Wanderungen gewöhnlich bis zum Einbruch der Nacht fort; da ich aber jede Nacht mich am Bord des Schiffes einfinden mußte, ſo konnte ich mich nicht ſo weit in das Innere des Landes entfernen, als ich gewünſcht hätte.

Es liefen jedoch bald mehrere Nachrichten ein, durch welche d'Entrecaſteaux bewogen wurde, noch eine längere Zeit in dem Hafen von Salonichi zu verweilen; ich beſchloß daher, dieſe Ruhe zu benutzen um eine größere Reiſe in das alte Macedonien vorzunehmen. Wir erblickten von unſerm Schiffe aus den hohen und gerundeten Gipfel des Berges Olymp, welchen ſich die lebhafte Einbildungskraft der Griechen als den Wohnſitz der Götter gedacht hatte. Der Wunſch, dieſen berühmten Berg zu beſteigen, bemächtigte ſich meiner Seele, und ich traf ſchleunige Anſtalten, um meinen Vorſatz ſogleich auszuführen. Als ich aber unſere Kaufleute und unſern Conſul zu Salonichi davon benachrichtigte, weil ich ihren Rath über die zweckmäßigſte Einrichtung dieſer Reiſe einholen wollte, ſo vereinigten ſie ſich alle, um mir Vorſtellungen dagegen zu machen. Die Albaner, welche zwar die Tapferkeit der alten Macedonier geerbt haben, ſie aber durch die Straßenräuberei entehren, hatten ſich nämlich eben empört und ſtanden in vollem Auf-

ruhr; sie wollten die Oberherrschaft des Großherrn nicht mehr anerkennen, und folglich auch die des Pascha von Salonichi nicht, auf welchen sie überdieß noch einen ganz besondern Haß geworfen hatten, weil er vor kurzem mit einem Theil seiner Truppen gegen sie zu Felde gezogen war, und sich, wiewohl vergeblich bemüht hatte, sie mit Gewalt zum Gehorsam zu bringen. Der Haß dieses Volkes gegen die Türken in Salonichi erstreckte sich auch auf alle übrigen Einwohner dieser Stadt, und die Franken waren nicht davon ausgenommen; meine Landsleute behaupteten daher, daß wenn ich mich in diese Gegenden wagte, die von Horden muthiger und grausamer Menschen bewohnt würden, welche sämmtlich unter Befehlen von Fürsten stünden, die nichts weiter, als wahre Räuberhauptleute wären, so könnten sie mich zum voraus versichern, daß ich einem gewissen Tode entgegen ginge. Dies war alle Anleitung, die ich von ihnen erhalten konnte, und sie war in der That nicht sehr tröstlich. Die Beweise von Theilnahme, die ich jedoch bei dieser Gelegenheit von meinen Landsleuten erhielt, erfüllten mich mit der lebhaftesten Dankbarkeit, allein ich bat sie, es nicht übel zu nehmen, wenn ich, so gegründet auch ihre Besorgnisse seyn möchten, dennoch auf meinem Entschlusse beharrte.

Es wäre höchst überflüssig gewesen, wenn ich auf Vertheidigungsanstalten gegen diese kriegerischen und in den Waffen äußerst geübte Horden hätte denken wollen; ich nahm mir daher vor, kein anderes Gewehr als eine Jagdflinte mitzunehmen. Allein dagegen beschloß ich, mich mit einem andern Schilde zu bedecken, der mir auf meinen Reisen mitten durch die wilden Völker Aegyptens von dem äußersten Nutzen gewesen war. Ich konnte hier, eben so wenig wie dort, ohne die augenscheinlichste Lebensgefahr, als Soldat erscheinen, und wollte daher auch unter den Albaniern als Arzt auftreten.

Be-

Bekanntermaßen steht die Kunst, die Krankheiten der Menschen zu erkennen und zu heilen, bei den Orientalern im höchsten Ansehen, und sie setzen besonders ein außerordentliches Vertrauen in die Europäer, weil sie entweder eine größere Meinung von unsern Einsichten, als von denen ihrer Empyriker haben, oder weil sie mit den aufgeklärtesten Nationen Europa's die Thorheit gemein haben, daß sie allem den Vorzug geben, was von Ferne herkommt; daher kommt es auch, daß sich jeder, der Lust dazu hat, im Orient für einen Arzt ausgeben und auf einen großen Zulauf von Patienten sicher rechnen kann. Allein die Arzeneikunde wird in jenen Ländern ganz anders ausgeübt als bei uns; die Diät, die Aenderung der Lebensart, alle langsam wirkenden Tisanen und andere dergleichen Arzeneimittel, mit denen bei uns freilich ein übermäßiger Mißbrauch getrieben wird, müssen aus dem Recepten-Vorrath der Orientaler gänzlich ausgestrichen werden. Sie verlangen durchaus nur starke und heftig wirkende Arzeneimittel und eine schnelle Heilung, oder doch wenigstens eine baldige Linderung ihrer Beschwerden. Ich verweise jedoch wegen der höchst sonderbaren Arzeneikunde der Orientaler auf die ausführlichen Nachrichten, die ich in meiner Reise durch Ober- und Nieder-Aegypten davon gegeben habe.

Die Zubereitungen zu einer Reise, die nicht länger als einige Tage dauern sollte, erforderten nicht viele Zeit, und ich war sehr bald zur Abreise fertig. Herr von T..., der den am Bord unsrer Fregatte befindlichen Theil von dem Regimente von P... commandirte, wünschte mich zu begleiten. Ich wiederholte ihm alles, was man mir zu Salonichi über die Beschwerlichkeiten und die Gefahren dieser Reise gesagt hatte, und versicherte ihm im voraus, daß meine Art zu reisen weder sehr angenehm, noch bequem wäre, und daß er sich auf Beschwerlichkeiten aller Art und vielleicht auch auf man-

che höchst verdrießliche Vorfälle gefaßt halten müßte. Allein nichts konnte ihn von seinem Vorsatze abbringen, und er versprach mir jeden Rath zu befolgen, den ich in einem Lande, dessen Sitten und Gebräuche ihm gänzlich unbekannt wären, ihm geben würde, übrigens, sagte er, setze er das vollste Vertrauen in meine lange Gewohnheit zu reisen, und sey wegen der Gefahren, die man uns prophezeit habe, ganz außer Sorgen. Wir nahmen daher Abschied von d'Entrecasteaux, der uns auf das freundschaftlichste zu unserer Reise Glück wünschte, und verließen die Fregatte am 10ten Julius 1780 Morgens um 8 Uhr.

Dies war die Stunde, welche wir mit zwei griechischen Einwohnern dieser Stadt, die ein kleines Fahrzeug besaßen, und mit denen wir um den Preis übereingekommen waren, wofür sie uns auf der westlichen Küste des Meerbusens überführen sollten, zu unserer Abreise von Salonichi verabredet hatten. Wir warteten sehr lange auf der Küste, aber es ließ sich kein Schiffer sehen. Es war gerade großer Festtag bei den Griechen, und diese begnügen sich nicht dergleichen Feste nur in der Kirche zu feiern, sondern auch die Schmausereien gehören wesentlich dazu; unsre Schiffer feierten das Fest des Heiligen in dem Wirthshause. Nach dem wir sie lange in dem Quartier der Stadt gesucht hatten, wo die Schiffleute wohnen, so fanden wir sie endlich bei Tische sitzend und in ungestörter Ruhe zechend; die Reise, die wir zu machen hatten, war ihnen gänzlich aus dem Sinne gekommen. Sie baten uns, nur an das Ufer zurückzukehren und versprachen bald nachzufolgen.

Hier hielten wir uns aber den ganzen Tag auf, ohne daß wir sie zu Gesicht bekamen, und erst gegen 8 Uhr des Abends fanden wir sie nach langem Suchen in einem andern Gasthofe. Wir mußten sie mit Gewalt zwingen, in ihr Schiff zu gehen, allein sie waren so erschrecklich

betrunken, daß ſie ſich kaum aufrecht halten konnten und nachdem wir den ganzen Tag in tödlicher Langeweile und Ungeduld zugebracht hatten, ſo ſahen wir uns jetzt bei eingebrochener Nacht in den Händen von zwei Menſchen, die in dem Zuſtand, worin ſie ſich befanden, mir weit gefährlicher ſchienen, als die Albanier. Ich hatte zwar keine Beſorgniſſe wegen der Fahrt durch den Meerbuſen, allein ich ſah voraus, daß es äußerſt ſchwer ſeyn würde, in der Nacht auf der weſtlichen Küſte zu landen, weil ich wußte, daß ſich eine Menge Sandbänke vor derſelben befinden, durch die man nur mit Mühe durchkommen kann; auf welchem Puncte dieſer Küſte, die ich ſchlechterdings nicht kannte, ſollte überhaupt gelandet werden? Ich hütete mich jedoch, dieſe Beſorgniſſe meinen Reiſegefährten mitzutheilen; er ſtieg mit der vollkommenſten Zuverſicht in das Schiff und wir giengen unter Seegel.

Wir waren in allem 6 Perſonen, die beiden Griechen denen das Fahrzeug gehörte, Herr von T. der einen Mann von ſeiner Compagnie mit ſich genommen hatte, und ich mit meinem jungen Griechen, der von Canea mit mir gegangen war. Kaum waren die Segel ausgeſpannt, ſo ſchlief der eine von den Schiffern ein und fiel auf den Boden des Schiffes hin; der andere, der das Steuerruder führte, hatte große Luſt ein gleiches zu thun, allein ich wandte alles mögliche an, um ihn munter zu erhalten, nicht als wenn ich mich ſehr auf ihn verlaſſen hätte, ſondern weil ich wenigſtens die Gegend wollte kennen lernen, gegen die er zuſteuerte, damit ich mich bei dem Landen des Schiffes darnach richten könnte. Als ich daher bemerkt hatte, daß wir ohngefähr nordoſtwärts fuhren, ſo gab ich mir weniger Mühe den Patron munter zu erhalten, wenn man anders ſagen kann, daß ein Menſch wacht, der vor Trunkenheit ſich nicht halten kann. Er benutzte auch bald die Ruhe die ich ihm gönn-

te, und ſchlief feſt ein; als ich ihn aufſtieß um ihn wieder zu wecken, ſo fiel er herunter in die Vertiefung des Schiffes, und nun ſetzte ich mich ſelbſt an das Steuerruder. Das Meer war ſehr unruhig; Herr von T. der an die Bewegungen deſſelben in einem ſo kleinen Fahrzeuge, wie das unſrige, nicht gewöhnt war, wurde krank und ſtreckte ſich, in ſeinen Mantel gewickelt, der Länge nach hin; mein junger Grieche lag neben ihm und war noch kränker, ſo daß auf dem Boden des Schiffes 4 Perſonen lagen, die aus verſchiedenen Urſachen ſchlechterdings unfähig waren, irgend etwas vorzunehmen. Ich befand mich mit dem Soldaten allein.

Da wir einen ſehr günſtigen Wind hatten, ſo war unſere Fahrt ſehr ſchnell und glücklich, allein je näher wir der Küſte kamen, deſto größer wurde meine Verlegenheit; ich hörte deutlich, daß ſich die unruhigen Wellen mit Geräuſch an der Küſte brachen, und konnte doch in der Dunkelheit das Land nicht erblicken. Wir zogen alle Segel ein, um nicht an einem Felſen zerſchmettert zu werden, und ich ließ den Soldaten ein Ruder nehmen und aus allen Kräften arbeiten. Bald hernach rief mir dieſer zu, daß er auf den Grund ſtieße, und als ich das Ruder ſelbſt ergriff, um die Beſchaffenheit des Grundes zu unterſuchen, ſo fand ich einen feinen Sand; weil ich nun befürchten mußte, weiterhin auf härtere Materien zu ſtoßen, an denen das leichte Schif zerbrechen würde, ſo faßte ich den Entſchluß, es auf dieſen Sand ſcheitern zu laſſen. Ich benachrichtigte den Herrn von T. hiervon, und bat ihn, ſich bereit zu halten, um bis an das Land durch das Waſſer zu gehen, das jedoch nicht tief ſeyn würde. In dem Augenblick, wo wir ſcheiterten, fiel eine hohe Welle in das Schif und überſchwemmte unſre beiden Trunkenbolde, die ſich ohne Rettung für verloren hielten; wir verließen ſie in dieſem Zuſtande, und hatten noch einen ziemlich langen Weg bis ans Land

zurück zu legen, wobei uns das Wasser oft bis an den Leib gieng.

Der Tag war noch nicht angebrochen, und wir konnten keine Spur von einer menschlichen Wohnung in unserer Nähe entdecken. Wir beschlossen daher so lange auf der Küste zu verweilen, bis wir irgend ein Dorf erblicken und ohne Gefahr auf dasselbe zugehen könnten; unterdessen überließen wir uns jedoch keinesweges der Ruhe, oder saßen uns unthätig auf den Strand hin, sondern suchten vielmehr durch eine beständige Bewegung unsre erstarrten Glieder wieder zu erwärmen. Endlich breitete die Morgenröthe ihren goldenen Mantel am Horizont aus, und mit dem anbrechenden Tage erblickten wir mit Entzücken das reitzende Land, das vor uns lag. Als wir uns aber gegenseitig einander ansahen, so konnten wir uns über den seltsamen Aufzug, worin wir uns befanden, des Lachens nicht enthalten; unsre Kleider triefften fast alle von Seewasser, und klebten auf der Haut fest, und die Kälte wovon wir durchdrungen waren, gab unsern Physiognomien ein leidendes Ansehen, das zu unserm Anzug vollkommen paßte. Da wir ohnehin nicht die besten Kleidungsstücke zu unserer Reise ausgewählt hatten, so war es nicht wohl möglich, in einem unvortheilhaftern Aufzug zu erscheinen, und wir konnten als Aerzte billigerweise auf kein großes Zutrauen Anspruch machen.

Es war unsern Schiffern geglückt, ihr halb versunkenes Fahrzeug in eine kleine Bucht zu ziehen; der Schlaf und mehr noch die Welle die über sie herabgefallen war, hatte sie wieder nüchtern gemacht; sie baten uns wegen des Vorgefallenen um Verzeihung, und wünschten uns Glück, daß wir uns so gut aus der Sache gezogen hatten. Nachdem wir uns mit einander ausgesöhnt hatten, so verließen wir sie und giengen auf ein Dorf zu, das eine gute halbe Stunde von der Küste entfernt liegt. Der

Name desselben ist Vrumeri; es hat eine reizende Lage in einer sehr fruchtbaren Ebene, und ist gut gebaut.

Es ist schon von mehrern gelehrten Gesellschaften ein Preiß auf den besten Plan zur vortheilhaftesten Erbauung der Wohnungen der Landleute ausgesetzt worden, denn durch die Vereinigung oder vielmehr durch die Zusammenhäufung derselben, so wie sie in den meisten unserer Dörfer statt hat, werden nicht nur die Feuersbrünste gefährlicher und verursachen weit größern Schaden, sondern die Dörfer werden auch durch das Zusammendrängen der Häuser ein Sitz der Unreinlichkeit und der Krankheiten. Diese Preißfrage kann nirgends besser beantwortet werden, als in demjenigen Theil von Macedonien, den ich durchreist habe. Außer daß die Häuser an und für sich sehr gut gebaut sind, so steht auch jedes einzeln und wird durch einen großen Zwischenraum von allen übrigen benachbarten Häusern abgesondert. Sie haben sämmtlich einen mehr oder weniger großen immer aber mit einem lebendigen Haag eingefaßten freyen Raum um sich herum, der gemeiniglich zu einem Gemüß- oder Obstgarten angelegt ist. Dieses letztere Verfahren kann besonders unsern Landleuten nicht genug anempfohlen werden, denn sie gewinnen dadurch nicht nur eine reiche Quelle von Unterhalt, sondern es würde auch die heilsamsten Wirkungen auf ihre Gesundheit haben.

Diese Dörfer in Macedonien oder Albanien gewähren einen äußerst angenehmen Anblick. Man glaubt wegen der vielen Bäume, die man auf der ganzen Strecke hin erblickt, einen großen Garten vor sich zu sehen, und man ist eher geneigt, die einzelnen Häuser, die dazwischen hervorscheinen, für Gebäude zur Verzierung oder zum Vergnügen zu halten, als für Wohnungen von Landleuten. Die Luft kann auf allen Seiten derselben frei circuliren, und die Sommerhitze wird durch

die schattigten Baumgärten, die eine beständige Kühlung unterhalten, sehr gemäßigt. Auch beweisen die Einwohner dieser Dörfer durch ihre starke kräftige Constitution, wie äußerst vortheilhaft diese Methode, Dörfer zu erbauen, auf die physische Natur der Menschen wirkt, und wie sehr es zu wünschen wäre, daß sie auch bei uns angenommen würde. Es wäre eine wahre Wohlthat für unsere Landleute, wenn man diesen Vorschlag nach und nach auszuführen suchte, und die damit verbundenen Schwierigkeiten sind auch bei weitem nicht so groß als sie es auf den ersten Blick zu seyn scheinen. Ich behalte mir vor, meine Ideen über diesen Gegenstand in einem besondern Memoire der Regierung ausführlicher vorzulegen. *).

Alle Häuser in diesen Dörfern werden von einem oder mehrern Hunden bewacht, welche diesen Dienst mit bewunderungswerther Sorgfalt verrichten. Tag und

*) In Frankreich ist freilich diese Art von Wohnungen der Landleute gänzlich unbekannt, allein wir Teutsche wissen, daß in mehrern nördlichen Provinzen unsers Vaterlandes, besonders dem nördlichen Westphalen, dem Oldenburgischen und Holsteinischen, nur sehr wenige eigentliche Dörfer angetroffen werden, sondern daß die Landleute in einzeln stehenden Höfen leben, um welche herum sich Gärten und Baumpflanzungen befinden, und daß auch die dazu gehörigen Felder mit lebendigen Zäunen eingefaßt sind. Es wäre übrigens interessant zu wissen, was jedoch der Verfasser mit Stillschweigen übergangen hat, wie die innere Einrichtung der Macedonischen Bauernhäuser beschaffen ist, und in wie fern sie hierin vor den nördlich teutschen Vorzüge hat? Wenigstens würde er die Vereinigung der menschlichen Wohnungen, selbst der Schlafstätten, der Küche, der Tenne und Scheune, der Kuh- Pferde- Schweins- und Hünerställe ꝛc. in einem einzigen Raum, wie es bei den letztern größtentheils der Fall ist, wohl schwerlich als einen Sitz der Reinlichkeit und der Gesundheit gerühmt haben.

Nacht ſtreichen ſie um die Häuſer herum, und ein Fremder, der ſich in der Nacht allein auf die Straße wagte, würde ohnfehlbar von ihnen zerriſſen werden. Am Tage hingegen fallen ſie niemand an, ſondern bellen nur und verfolgen die Vorübergehenden bis in einige Entfernung von dem Haus, deſſen Bewachung ihnen obliegt; kaum ſind ſie aber umgekehrt, ſo treten wieder andere an ihre Stelle, ſo daß, wenn man in den Straßen, oder um beſtimmter zu reden in den Alleen dieſer Dörfer herum geht, man beſtändig 5 oder 6 von ſolchen groſſen Hunden um ſich herum hat, deren wüthiges Anſehen wohl im Stande iſt einige Furcht einzuflößen. Es wird dadurch auch in der That ſehr gefährlich, in dieſen Dörfern auszugehen, ohne von einem Einwohner derſelben begleitet zu ſeyn; ſeine Gegenwart verhindert zwar die Hunde nicht, die Vorübergehenden anzubellen und zu verfolgen, allein er kann ſie wenigſtens ohne Gefahr fortjagen, wenn ſie zu nahe kommen, und daher geht auch nie ein Einwohner aus, ohne mit einem dicken Stocke bewafnet zu ſeyn.

Die Albaniſchen Hunde waren bei den Alten ſehr berühmt, und auch noch jetzt ſind ſie nicht aus der Art geſchlagen. Sie ſind ſehr ſchön und außerordentlich groß und ſtark; zugleich ſind ſie aber auch äußerſt böſe und tückiſch, und hierin haben ſie mit den Menſchen, die ſie aufziehen, eine groſſe Aehnlichkeit. Die Einwohner von Vrymeri, ob ſie gleich ſämtlich Griechen ſind, haben in der That ein hartes, wildes und grauſames Anſehen, wie es mir bei keiner von den verſchiedenen Völkerſchaften dieſer Nation, die ich bisher beſucht hatte, noch jemals vorgekommen war. Das Oberhaupt des Dorfes, ein alter Pope, war ein äußerſt boshafter, heimtückiſcher und treuloſer Menſch, und ich war wirklich eine Zeitlang beſorgt, daß wir uns nicht aus ſeinen Händen würden retten können.

Bei unſerer Ankunft meldeten wir uns bei dieſem Prieſter-Befehlshaber; ich ſagte ihm, daß wir ſehr berühmte Aerzte wären, und in der Abſicht herkämen, um Pflanzen von einer außerordentlichen Kraft zu ſammeln, die allein auf dem Olymp wüchſen. Zugleich bat ich ihn, daß er uns die Mittel verſchaffen möchte, dieſen Berg beſtigen und den Zweck unſerer Reiſe erreichen zu können. Er verſprach uns alles, hielt aber nichts; unaufhörlich warf er uns neue Schwierigkeiten in den Weg, und da ich einige derſelben durch Geld, das ich ihm anbot, gehoben hatte, ſo glaubte er, daß ich bei jedem wahren oder vermeinten Hinderniß, das er mir entgegenſtellte, immer fortfahren würde ihm Geld zu geben. Wir ſahen uns genöthigt, den ganzen Tag in Warmari zu bleiben, allein wir brachten ihn keineswegs müßig zu. Von allen Seiten kamen Kranke, um uns um Rath zu fragen, und wir hatten genug zu thun, ihnen zu antworten und ihnen Mittel anzugeben, die ſie gebrauchen ſollten. Unter den erſten Kranken, die unſern Beiſtand verlangten, befand ſich eine mehr als zojährige Frau, die ſeit 10 Jahren an allen Gliedern gelähmt war; der Pope, von dem ſie eine nahe Anverwandtin war, verlangte mit Ungeſtüm, daß wir ſie heilen ſollten, dies iſt ein ſchöner Anfang! ſagte mir Herr von T. wenn uns noch 2 oder 3 ſolcher eingewurzelten, unheilbaren Krankheiten unter die Hände kommen, ſo hat es mit unſerm ganzen mediziniſchen Ruhm ein Ende." — „Laſſen Sie ja nicht die geringſte Verlegenheit merken, gab ich ihm zur Antwort, denn ſonſt ſind wir verloren; wir dürfen hier nichts für unmöglich ja ſogar nichts für ſchwer halten, und um ihnen mit gutem Beiſpiel vorzugehen, ſo werde ich die Krankheit dieſer alten Frau für eine wahre Kleinigkeit ausgeben, die vor unſern tiefen Kenntniſſen bald würde weichen müſſen." — Ich ſtellte mich hierauf, als unterſuchte ich

den Zustand der Kranken mit der äußersten Aufmerksamkeit, und verschrieb ihr alsdann einige Mittel, auf deren Gebrauch sie, wie ich ihr versicherte, unfehlbar bald genesen würde. In der That hatte ich keinen Grund auch nur die geringste Wirkung von meinen Arzeneien zu erwarten, allein ich erregte doch wenigstens in der Kranken ein frohes Gefühl von Hofnung, wodurch ohne Zweifel einige Tage lang ihr trauriges Schikfal wird erleichtert worden seyn.

Ich mußte an diesem Tage einer Menge Menschen zur Ader lassen, wobei Herr von T. immer den Teller hielt, und oft war es uns, wenn wir einander in unsern sonderbaren Verrichtungen ansahen, kaum möglich ernsthaft zu bleiben, so viele Mühe wir uns auch gaben, uns des Lachens zu enthalten. Mein Gefährte war im höchsten Grade erstaunt, da er mich zur Ader lassen, Schröpfen, den Puls fühlen, Urtheile über Krankheiten fällen, und ganz wie ein Arzt, und als wenn ich in meinem Leben nichts anders getrieben hätte, medizinische Vorschriften ertheilen sah. Man gab uns von allen Seiten alle mögliche Beweise von Achtung, und wir brachten in einem Orte, wo wir, ohne die wichtigen und uneigennützigen Dienste, die wir dem Anschein nach leisteten, in Gefahr gewesen wären, gemißhandelt oder doch wenigstens beunruhiget zu werden, den ganzen Tag und die darauf folgende Nacht in vollkommener Sicherheit und Ruhe zu. Der andere Morgen war aber kaum angebrochen, so drang ich aufs neue bei dem Popen darauf, daß er mir Wegweiser geben sollte. Ich hatte bei ihm und seinen Landsleuten einen solchen Grad von Achtung erworben, und sie hielten mich für einen so wichtigen Mann, daß ich nunmehr mit Ernst und Nachdruck sprechen konnte; ich drohte daher dem Popen, auch bei dem Agn über ihn zu klagen, wenn er mich noch länger

aufhielte, und hierdurch erreichte ich auch vollkommen meinen Zweck.

Unsere Reise ging durch eines der schönsten Länder in der Welt, in welchem die Vegetationen äußerst kräftig und wirklich üppig, und auch der Ackerbau ziemlich gut bestellt ist. Der Reichthum des Bodens wird durch die Menge von Obstbäumen vermehrt, die das ganze Land mit ihrem kühlenden Schatten bedecken, und die einer Menge von Vögeln aller Art, den gewöhnlichen Gefährten der Fruchtbarkeit, zum Aufenthalt dienen. Besonders sahe ich sehr viele Turteltauben, Aelstern, und Dohlen. Störche giebt es in diesem Lande, und vorzüglich in der Gegend um Salonichi in der größten Menge; ich habe in der Nähe dieser Stadt junge Störche in einem Neste gesehen, die schon gegen Ende des Monats Junius im Begriff waren, auszufliegen. Diese Vögel werden von den Türken, und überhaupt von allen Orientalen für heilig gehalten; die Häuser, auf welche sie ihr Nest bauen, stehen nach ihrer Meinung unter dem besondern Schutz des Himmels, und es kann ihnen kein Unglück wiederfahren. Es ist ein glücklicher, aber wirklich äußerst seltener Zufall, daß aus abergläubigen Ideen wesentliche Vortheile entspringen, und daß solche Vortheile zum allgemeinen Besten des Landes beitragen; dies ist jedoch der Fall bei der Verehrung für die Störche, denn die Erhaltung dieser kostbaren Thiere, die aus Instinkt andere schädliche ausrotten, wird durch dieselbe befördert. Die alten Aegypter hatten ihr Land blos dadurch bewohnbar und fruchtbar gemacht, daß sie mehrere Thiere, die einem Ackerbautreibenden Volke von wesentlichem Nutzen sind, vergöttert haben. Es wäre im Orient ein schweres Verbrechen, wenn man einen Storch ums Leben brächte; daher sieht man sie aber auch haufenweise in den besäeten oder mit Früchten be-

deckten Feldern, so ruhig und ohne Scheu umhergehen, als wenn sie die zahmsten Hausthiere wären.

Nachdem wir am 11. Julius bei einer schrecklichen Hitze den ganzen Vormittag gegangen waren, so kamen wir gegen Mittag in ein großes Dorf, das Katherinn heißt, und die Residenz eines Albanischen Fürsten ist, an den mir ein griechischer Kaufmann von Salonichi Empfehlungsbriefe mitgegeben hatte. Dieser Fürst, der Halil-Alga hieß, hatte, eben die Fahne der Empörung aufgesteckt und war mit Vorbereitungen zum Kriege beschäftigt; er hatte daher Ursache, sich vor den Schlingen zu fürchten, welche die Ottomannische Regierung denen, die sie gern aus dem Wege schaffen möchte, gewöhnlich zu stellen pflegt, und die im äußerst niedrigen und die Schwäche der Regierung im höchsten Grade verrathenden Mitteln bestehen, und er nahm sich deshalb sehr in Acht, irgend jemand vor sich zu lassen. Wir bekamen ihn aus diesem Grunde nicht selbst zu sehen, allein er ließ sich darüber auf eine wirklich höfliche Art bei uns entschuldigen, und als er den Zweck unserer Reise erfahren hatte, so schickte er uns zwei von seinen Soldaten zu, die uns auf den Olymp begleiten sollten. Wir machten uns auch sogleich auf den Weg und kamen nach Mitternacht in ein Dorf, das an dem Fuß des Berges liegt und von den Griechen Skala, das ist, Leiter oder Stufe genannt wird, weil man bei demselben schon eine ziemliche Höhe erreicht, der Berg aber, der sich bis dahin nur allmählig erhoben hat, jenseits desselben steil und beschwerlich wird.

Wir erwarteten den Anbruch des Tages, um in dem griechischen Kloster zu Skala eine Herberge zu suchen, und wurden auch von den Mönchen in demselben sehr gut aufgenommen. Es befand sich gerade ein Bischof darin, der eben seinen Kirchsprengel bereiste, und in dem wir einen weit aufgeklärtern und unterrichtetern

Männer fanden, als die Bischöfe auf den Inseln und auf dem festen Lande von Asien gewöhnlich sind. Macedonien und Albanien gränzen so nahe an das Land, in welchem Kenntnisse und Aufklärung am meisten verbreitet sind, daß durch diese Nachbarschaft die Wolke der Unwissenheit, die auf diesen Gegenden ruht, wo nicht gänzlich zerstreut, doch um etwas weniger schwarz und dunkel gemacht wird. Unter andern verstand dieser Bischof der eine sehr ehrwürdige Gestalt, und einen freimüthigen Character besaß, auch die lateinische Sprache, und dies war uns sehr erwünscht, weil wir dadurch in den Stand gesetzt wurden, uns länger und bequemer mit ihm zu unterhalten.

Er erzählte uns, wie viel die Klöster in diesen Gegenden von den Albaniern auszustehen hätten, durch deren herumstreifende Horden sie äußerst häufig gebrandschatzt oder gar geplündert wurden. Die beiden Soldaten, die uns begleiteten erkannte er sogleich, daß sie mit bei einer Bande gewesen waren, die noch vor kurzem das Kloster zu Skala beraubt hatte; er versicherte uns, daß sie beide die entschlossensten Räuber im ganzen Lande wären, und wir waren um so eher geneigt, ihm Glauben beizumessen, weil wir schon auf dem Wege ins Kloster Gelegenheit gehabt hatten, uns selbst hinlänglich davon zu überzeugen. Sie hatten uns zwar nichts entwendet, noch uns auch in die Hände einer andern Bande zu führen gesucht, allein theils sah man ihnen schon auf den ersten Blick an, daß sie Böswichter waren, theils stimmten auch ihre Gespräche mit dem abschreckenden Gepräge ihrer Physiognomie vollkommen überein. Als wir nemlich nach zurückgelegter Ebene angefangen hatten den Berg zu besteigen, und in die dicken Wälder gekommen waren, die ihn fast auf allen Seiten bedecken, so fiengen unsere Wegweiser an, sich unter einander die Thaten zu erzählen, deren Schauplatz eben die Waldung

geweſen war, durch die wir jetzt reiſten. — „Hier, ſagte der eine von ihnen, bin ich einmal dabei geweſen, wie ſechs Reiſende geplündert und ermordet worden ſind.“ — „An dem Fuß dieſes Baumes, erwiederte der andere, habe ich einen griechiſchen Kaufmann todtgeſchoſſen, der Geld in das Kloſter nach Skala bringen wollte.“ — „Erinnerſt du dich noch an die Türken, fuhr der erſtere wieder fort, die wir mit den Säbeln in Stücke zerhackten? wir ſind nicht mehr weit von dem Ort, wo wir ſie fanden.“

In dieſem Tone gieng die ganze Zeit über, bis wir nach Skala kamen, die Unterredung unſerer ehrlichen Führer fort. In der ſtockdunkeln Nacht, der dichten Waldung und bei der Todesſtille, die um uns herrſchte, machte ihr Geſpräch einen deſto tiefern Eindruck, und man mußte alle Stärke der Seele zuſammen nehmen, um nicht von Angſt und Entſetzen ergriffen zu werden. Herr von T. ſelbſt konnte nicht alle Beſorgniſſe unterdrücken, allein ich bot alle meine Beredſamkeit auf, um ihn zu beruhigen; „die Exiſtenz dieſer beiden Ungeheuer, ſagte ich zu ihm, iſt allerdings ein Unglück für die Menſchheit; allein uns gereicht es gerade zum größten Vortheil, daß ſie allgemein gekannte und gefürchtete Banditen ſind, denn ſo lange ſie bei uns ſind, haben wir zuverläſſig von keiner Seite etwas zu fürchten. Die Achtung, in die ſie ſich durch ihre Verbrechen bei ihren Spiesgeſellen geſetzt haben, ſichert uns gegen jeden Angriff von andern ähnlichen Böſewichtern, und der Aga hat ſehr wohl gewußt, daß er gerade durch dieſe Wahl am beſten für unſere Sicherheit ſorgte. Auf der andern Seite haben wir aber auch von ihnen ſelbſt nichts zu befürchten, und ſie ſehen ja ſelbſt, wie anſtändig und ehrerbietig ſie uns begegnen. Dies Betragen werden ſie auch nie ändern, denn wir ſind ihrem Schutz anvertraut, und dies iſt bei den meiſten Nationen des Orients ein

heiliges Recht. Der Beduine, der einen Fremden in ſeinem Zelte aufnimmt, wird ſogleich dadurch ſein Freund, ſein Bruder; hätte er ihn vorher in den brennenden Sandwüſten angetroffen, über welche er ſeine Herrſchaft erſtreckt, ſo würde er eben den Mann, gegen den er jetzt den höchſten Grad der Gaſtfreundſchaft ausübt, ohne Barmherzigkeit geplündert haben; durch eine ſeltſame Miſchung von guten und böſen Eigenſchaften vereinigt er die Tugend der Gaſtfreundſchaft in ihrer ganzen Größe mit denjenigen Fehlern und Laſtern, die für die menſchliche Geſellſchaft am allerverderblichſten ſind. Der Albanier, welcher noch kriegeriſcher, aber auch wilder als der Beduine iſt, beſitzt dieſe geſellige Tugend nicht, allein dennoch hängt er treu an der im Orient allgemeinen Sitte, daß alles was er den Auftrag hat zu beſchützen, ein Heiligthum für ihn iſt, und ich bin deshalb gewiß überzeugt, daß wir Urſache haben werden mit den Böſewichtern, die unſere Reiſegefährten geworden ſind, vollkommen zufrieden zu ſeyn."

Zu Skala hat man ſchon eine unvergleichliche Ausſicht; auf der einen Seite überſieht man das Meer, die benachbarten Küſten des Berges Athos und zahlloſe Inſeln, auf der andern ſchweift der Blick über die ſchönen Ebenen von Macedonien hin, in denen einſt Philipp und Alexander geherrſcht haben, und die jetzt der Barbarei der Unwiſſenheit preiß gegeben, und durch Raub und Tirannei zerrüttet ſind. Allein die Natur hört nicht auf, ſie mit ihren Gaben zu überſchütten, und ſcheint ohne Unterlaß die Wohlthaten einer aufgeklärten Civiliſation für dieſelben aufzufordern.

Die Wälder, die das Kloſter von Skala umringen, beſtehen aus Fichten, Tannen, Eichen, Buchen, Kaſtanienbäumen, Stechpalmen und mehreren andern Arten von Bäumen und Stauden, und ſind mit wilden Schweinen, Hirſchen, Rehen, Bären und Vögeln von ver-

ſchiedenen Arten bevölkert. Beſonders findet man daſelbſt eine ungeheure Menge von Wermuth, deſſen ſich die Griechen häufig bedienen, um theils das Fieber, theils die Krankheiten des Magens damit zu heilen. Eben ſo häufig wächſt in dieſen Waldungen der Baum Gamander, (teucrium flavum Linn.) den die Griechen Kamedron nennen, und deſſen Blätter ſie ebenfalls zur Heilung der Fieber gebrauchen. Die Aerzte dieſes Landes führen ihre Fieber-Patienten zuerſt einigemal ab, und dann laſſen ſie dieſelben eine Infuſion von 2 Quentchen Gamanderblättern dreimal im Tage, nämlich Morgens, Mittags und Abends einnehmen. Außerdem findet man auch noch eine Menge anderer aromatiſcher und höchſt ſchätzbarer Pflanzen daſelbſt, deren Aufſuchung einem Botaniker das größte Vergnügen gewähren würde.

Während wir am 12. Julius dieſe Wälder durchſtrichen, hörten wir auf einmal wiederholt und ſtark rufen. Es waren unſere Führer, die uns ängſtlich ſuchten, um uns die unangenehme Nachricht zu bringen, daß eben eine zahlreiche Truppe Albanier in das Kloſter eingedrungen wäre und einige Zeit daſelbſt bleiben wollte. Sie ſagten uns zugleich, daß dieſe Menſchen Banditen vom Handwerk und im ganzen Lande äußerſt gefürchtet ſeyn. Sie ſelbſt ſchienen in Verlegenheit zu ſeyn, was für einen Entſchluß wir faſſen und wann ſie uns rathen ſollten. Anfänglich hielten ſie die Flucht für das klügſte und ſicherſte Mittel der Rettung, allein die Albanier hatten ſchon Nachricht von unſerer Ankunft im Kloſter bekommen, und vielleicht mochte dieſe ſogar einigen Einfluß auf ihren unerwarteten Beſuch gehabt haben; unſere Führer ſahen daher ein, daß dieſe Barbaren nicht ermangeln würden, uns auf allen Seiten zu verfolgen, und daß wir, wenn ſie uns alsdann erwiſchten, ſämtlich ohne Rettung verloren wären. Auf der andern Seite ſahen ſie aber auch nicht weniger Gefahr

dabei,

wenn wir diesen Menschen, die sie als die bösartigsten Räuber kannten, in deren Augen nichts in der Welt heilig sey, unter die Augen treten wollten; übrigens betheuerten sie uns, daß wir auf sie in jedem Falle rechnen könnten, unser Entschluß möchte ausfallen wie er wolle. Diese zwei Menschen, vor denen wir uns anfänglich nicht ohne Grund gefürchtet hatten, waren jetzt wirklich aufrichtig um uns besorgt, und gaben uns bei dieser Gelegenheit, so wie überhaupt während der ganzen Dauer unserer Reise, die unzweideutigsten Beweise von Theilnahme und treuer Anhänglichkeit, so daß wir kaum mehr es über uns gewinnen konnten, sie selbst für die abgefeimtesten Bösewichter zu halten, und es ganz vergaßen, in welcher verworfenen Gesellschaft wir uns befanden. In dem gegenwärtigen Falle war jedoch mein Entschluß sehr bald gefaßt, und ich trug kein Bedenken sogleich ins Kloster zurückzukehren, und uns geradezu vor den Anführer der Räuberbande führen zu lassen. Nie hat die äußere Gestalt eines Menschen, das schändliche Handwerk, das er treibt, deutlicher und unverkennbarer angekündigt. Eine fast kolossalische Gestalt, ein Knochenbau der eine übermäßige Stärke verrieth, ein breites von der Sonne verbranntes Gesicht, große schwarze Augen, die mit dicken, langen und schwarzen Augenbraunen überschattet waren, ein finsterer und wilder Blick, und alle Züge der Härte und der Grausamkeit vereinigten sich in diesem furchtbaren Räuberhäuptmann, den man allgemein mit der größten Ehrfurcht behandelte und mit dem Titel eines Aga's beehrte. Er saß, als wir vor ihm erschienen auf einer Art von Sopha, das der Kühlung wegen in eine Gallerie des Klosters getragen worden war; mehrere von seinen Officieren standen um ihn her; seine lange Flinte, mit einem dünnen und platten Kolben, wie die Albanier sie überhaupt zu führen pflegen, lehnte neben ihm; in sei-

neu. Gürtel ſteckt ein Paar prächtige Piſtolen, und an einer dicken ſchweren Kette von maſſivem Silber, die noch mit mehrern dicken Platten von dieſem Metall verſtärkt war, hieng ein breiter Dolch. Ich näherte mich ihm ehrerbietig, und wiederholte ihm ohngefähr eben daſſelbe, was ich ſchon dem Popen zu Vromeri geſagt hatte, daß wir nämlich fremde Aerzte wären, welche Luſtbare, nur allein auf dem Olymp wachſende Kräuter ſammeln wollten, und daß wir die Kunſt beſäßen, Heilmittel, von einer verwunderswürdigen Kraft aus denſelben zu bereiten. Ich ſchloß meinen Vortrag mit den Worten, daß, da ich ſo oft von ſeiner Macht hätte reden hören, wir uns unglücklich ſchätzten, eine Gelegenheit zu haben, einem ſo großen Manne unſere Dienſte anbieten zu können. Die Schmeichelei iſt die Falle, in der ſich die Thoren von allen Nationen am leichteſten fangen laſſen; giebt es doch ſogar auch Leute von Geiſt und Verſtand, die dieſem gefährlichen Fallſtrick nicht zu entgehen vermögen! Ich glaubte in der Phiſiognomie des Aga's eine weniger harte und ſtrenge Miene zu bemerken, und hielt dieſes für eine äußerſt günſtige Vorbedeutung. Zum Glück für uns hatte dieſer ſchreckliche Menſch ſeit langer Zeit ein Geſchwür am Bein, das ihm äußerſt beſchwerlich fiel. Er fragte mich ſogleich, ob ich im Stande wäre ihn zu heilen; nach einiger Unterſuchung verſprach ich ihm in weniger als 14 Tagen die vollkommenſte Geneſung, und überreichte ihm eine kleine Flaſche mit Goulardiſchem Waſſer, die ich mit mir genommen hatte.

Von dieſem Augenblick an beſaß ich ſeine ganze Gunſt, und ich hätte nun die Rolle eines Protectors, nach der ſo viele Menſchen ſtreben, mit den größten Glanze ſpielen können. Ich durfte dem Aga nicht mehr verlaſſen, ſondern mußte den ganzen Abend bei ihm zubringen; wir rauchten Tabak und aßen mit einander zu Nacht.

Das Gerücht, daß zwei berühmte Aerzte angekommen wären, verbreitete sich jedoch sehr bald unter den gemeinen Albaniern, die in einem großen, einzeln stehenden Gebäude einquartiert worden waren, während ihre Anführer den schönsten und am bequemsten eingerichteten Theil des Klosters für sich behalten hatten. Jeder von ihnen wollte uns nun um Rath fragen und Arzeneien oder doch Vorschriften von uns erhalten. Sie schickten zu diesem Ende eine Deputation von einigen aus ihrer Mitte an ihren Aga ab, und ließen ihn bitten, daß er uns an den Ort schicken möchte, wo sie insgesammt versammelt wären. Es wurde daher beschlossen, daß Herr von T... den ich für meinen Gehülfen ausgegeben hatte, dahingehen, und meinen kleinen Griechen als Dollmetscher nehmen sollte. Ich konnte mich nicht enthalten über den schweren Stand zu lachen, dem sich mein Reisegefährte nothgedrungen unterwerfen mußte und der ihm keinesweges scherzhaft vorkam. Ich gab ihm in der Eile einigen Unterricht über die Art, wie er sich zu benehmen hätte, und hierauf trat er den sauern Gang an; allein er zog sich so schlecht aus der Sache, und ließ eine solche Verlegenheit und so viel Aengstlichkeit merken, daß die Albanier äußerst unzufrieden mit ihm waren, und bald wieder zurückschickten. Weil ich aber fürchtete, daß die Unzufriedenheit dieser Barbaren verdrießliche Folgen haben könnte, so begab ich mich sogleich selbst in die Mitte dieses wilden, tobenden Haufens, und nicht mehr wurde es mir in der That sehr begreiflich, daß Hr. von T... die Fassung verlohren hatte. Ich mußte mich im höchsten Grade zusammen nehmen, um nicht das nemliche Schicksal zu haben; allein ich war demohngeachtet so glücklich, daß man mich für einen äußerst gelehrten und erfahrnen Arzt hielt, und als ich wegging, ließ ich unter diesen rohen Menschen eine außerordentlich hohe Meinung von meinen Talenten zurück. Die

Nacht gieng vollkommen ruhig vorüber, und anſtatt, daß wir ſelbſt im Anfang hätten fürchten müſſen von dieſen Räuberhorde gemißhandelt zu werden, ſo brachten uns es jetzt ſogar dahin, daß auch die griechiſchen Mönche nicht allzuhart von ihnen mitgenommen wurden.

Den andern Morgen bei Anbruch des Tages verließen wir ſämmtlich das Kloſter von Ekala; die Albanier zogen in die Ebene hinab, und wir ſetzten unſern Weg auf den Olymp fort. Wir kehrten abermals in einem andern Kloſter ein, das drei Stunden von dem vorigen entfernt liegt, und den Namen des heiligen Dionyſius führt, dem es geweiht iſt. Der Berg theilt ſich hier in mehrere ſenkrechte Felſen, und das Gebäude liegt in der Mitte von himmelhohen, ſpitzig zulaufenden Klippen. Die Mönche des Kloſters zeigten uns eine Grotte, worin eine kleine Kapelle befindlich iſt, von der ſie behaupten, daß der heil. Dionyſius ſie ſelbſt erbaut habe; eben ſo zeigten ſie uns auch eine kleine Hütte, in der er gewohnt haben ſoll, und in der innerſten Vertiefung der Grotte eine Waſſerquelle, die wie ein Waldbach aus dem Felſen hervorſpringt. Der Heilige ſoll dieſe Quelle durch ein Wunder zum Vorſchein gebracht haben, indem er in der Noth nach friſchem Waſſer, nicht wie einſt Moſes mit dem Stabe, ſondern bloß mit ſeiner Nachtmütze gegen den Felſen geſchlagen hat.

Die Kirche in dieſem Kloſter iſt klein, aber ſehr hübſch; in der Mitte derſelben hängt ein groſſer und ſchöner Kronleuchter von Bronze, der in Deutſchland verfertigt worden iſt. In einem Zimmer des Kloſters befindet ſich eine kleine, aber ausgeſuchte Bibliothek von griechiſchen und lateiniſchen Werken, die ſämmtlich ebenfalls in Deutſchland gedruckt ſind; ihr Einband wird aber ſehr lange unbeſchädigt bleiben, denn es rührt ſie kein Menſch an. Außerdem findet man in dieſem Kloſter des heil. Dionyſius noch viele andere Dinge, die aus

den benachbarten aufgeklärten Ländern dahingebracht werden sind; besonders macht eine große, sonst aber ziemlich gewöhnliche Schlaguhr die Bewunderung dieses ganzen Cantons aus, und es kommen Leute aus ziemlich entlegenen Gegenden dahin, bloß um dieses außerordentliche Kunstwerk zu besehen.

Oberhalb dieses ganz einsam und in einer tiefen Wildniß liegenden Klosters, giebt es keine menschlichen Wohnungen mehr auf dem Olymp Am 14ten machten wir uns auf den Weg, um zu versuchen, ob wir den Gipfel desselben ersteigen könnten; bald kamen wir aber an ungeheure Massen von Schnee und Eis. Unsere Führer wollten uns nicht weiter folgen, um sich nicht vergeblich zu ermüden; sie erwarteten uns daher nebst dem jungen Griechen, am Fuße dieser gefrornen Schneemassen, woselbst sie ein großes Feuer anzündeten, weil die Kälte in dieser Höhe sehr empfindlich war. Wir drei andern aber kletterten den größten Theil des Tages hindurch so gut wir konnten vorwärts, wobei wir uns an den Zweigen der Stauden, die aber immer seltener wurden, je höher wir kamen, und an den Spitzen der Klippen halten mußten, die sich jedoch, durch den ewigen Frost mürbe gemacht, oft ablösten und uns in den Händen zurückblieben. So lange wir noch Bäume und Stauden hatten, um uns daran zu halten, so lange konnten wir immer aufwärts kommen, allein in einiger Entfernung von dem Gipfel des Berges ist alle Vegetation erstarrt und die Natur bringt durchaus nichts mehr hervor. Dieser Gipfel ist ganz nackend, und stellt eine mit Schnee und Eis bedeckte runde Wölbung vor, auf der es unmöglich ist, sich aufrecht zu halten, oder gar zu gehen. Man darf sich nicht verwundern, daß die Griechen eine Bergspitze, die nie ein menschlicher Fuß betreten kann, zum Wohnort der Götter gemacht haben.

In dieser Gestalt sahen wir wenigstens den hohen,

erhabenen, lichtumſtralten Olymp, wie ihn die Alten genannt haben. Wir befanden uns damals in der Mitte des Julius, auf dem untern Theile des Berges und in der Ebene war die Hitze faſt unerträglich, und dennoch ſchienen die Schneemaſſen, die auf dem obern Theile des Berges aufgehäuft lagen, keinesweges ſo bald ſchmelzen zu wollen. Ein engliſcher Reiſender hat jedoch neuerlich verſichert, daß man im Monat September durchaus keinen Schnee mehr auf dem Olymp erblicke. Es iſt aber kaum möglich, dieſer Verſicherung des Herrn Brown Glauben beizumeſſen, wenn man in der allerſtärkſten Sommerhitze dieſen Berg ſelbſt beſucht, und noch überdieß das Zeugniß der griechiſchen Mönche, die auf dieſer Erhöhung des Erdballs die Stelle der Götter eingenommen haben, ſelbſt eingeholt hat; ſie verſicherten uns beſtimmt, woran wir ohnehin kaum mehr zweifeln konnten, daß der Gipfel des Berges mit ewigem Schnee und Eis bedeckt iſt.

Man kann ſich die unermeßliche Erdfläche denken, die unſer Blick von der Höhe des Olymps umfaßte; er ſchien uns mit dem Pelion, heut zu Tage Petras, und dem Oſſa, die eine andere Gebirgskette ausmachen, zuſammen zu hängen. Das Thal Tempe, das uns die alten Dichter als den reizendſten Ort auf der Erde geſchildert haben, ſchien uns nichts weiter, als eine enge Bergſchlucht zu ſeyn, und der Fluß Peneus kam uns wie ein kleiner kaum bemerkbarer Bach vor. Uebrigens fanden wir hier alles, was man auf jedem ſehr hohen Berge antrifft, nämlich eine ſehr ſcharfe Kälte, noch kälteres Waſſer, ungeheure, über einander gehäufte Felſenmaſſen, die den Himmel mit ihrer Spitze und die Erde mit ihrem Sturz bedrohen, und endlich zu unſern Füßen ſchwere Wolken, die uns von dem Aufenthalt der Menſchen zu trennen und in den Wohnſitz der Götter zu erheben ſchienen.

Nachdem wir alle dieſe Herz und Seele erhebenden Gegenſtände genugſam bewundert hatten, ſo wollten wir zu unſern Gefährten wieder zurückkehren, die wir in einiger Entfernung dieſſeits des letzten Kloſters zurückgelaſſen hatten; da aber auf dieſen ſteilen und rauhen Felſen weder Fußſteige noch ſonſtige Spuren von Wegen zu finden ſind, ſo mußte jeder von uns nach eigenem Gutdünken die Felſen wählen, auf denen er glaubte, am bequemſten hinunter kommen zu können; was gröſtentheils nicht anders geſchehen konnte, als daß wir uns an den einzelnen Zweigen feſthielten und hinab rutſchten. Es kommt jedoch ſo viel auf die Gewohnheit an, die man von der Art, ſich an ſolchen ſchwierigen Orten zu benehmen, erlangt hat, daß ich bald von meinen Gefährten nichts mehr ſahe und hörte, und mehr als zwei Stunden vor ihnen an dem Orte ankam, wo wir unſere Führer zurückgelaſſen hatten.

Bei unſerer Zurückkunft in dem Kloſter St. Dionyſius bekam Herr von T... das Fieber und zwar in einem ſo heftigen Grade, daß ich wirklich um ihn beſorgt wurde. Wir blieben 2 Tage daſelbſt liegen, um auszuruhen, aber das Fieber wollte ihn demohngeachtet nicht verlaſſen. Endlich erbot ſich ein Mönch, es in wenigen Minuten zu vertreiben, und da er ihm keine unnatürlichen Mittel einzunehmen geben wollte, ſo beredete ich den Herrn von T... ſich ſeiner Cur zu unterwerfen. Der Mönch faßte hierauf die beiden Aerme des Patienten, einen nach den andern, drückte ſeinen Daumen feſt auf die Arterie an der Handwurzel, und fuhr auf dieſem Blutgefäße mit dem Daumen immer feſt aufdrückend und nicht ohne Schmerzen für den Kranken, bis beinahe an die Schulter hinauf. Ich bin nicht im Stande beſtimmt zu erklären, was dieſes Zurückdrängen des Blutes in den Arterien für eine Wirkung haben kann; ſo viel aber weiß ich, daß in dieſem Fall das Fieber in

kurzer Zeit aufhörte, und daß wir den andern Tag in das Kloſter von Skala hinunter gehen konnten.

Wenn man von dem mit Eis bedeckten Gipfel des Olympus herunter kommt, ſo findet man die Lage dieſes Kloſters äuſſerſt angenehm und reizend; die Temperatur der Luft iſt gemäſſigt, die Vegetation kräftig und man ſieht auch wieder eine Anzahl von lebenden Geſchöpfen. Mit Ausnahme der Steinböcke und Gemſen, dieſer leichtfüſſigen Felſenbewohner, und einiger Bären, bekommt man in der ganzen obern Hälfte des Olymps kein vierfüſſiges Thier mehr zu ſehen; auch die Vögel überſchreiten ſelten dieſe Grenze, denn bei derſelben fängt die Wärme der Atmoſphäre an ſich zu verlieren und bei jedem Schritte nimmt die Kälte immer mehr zu, je näher man dem Gipfel kommt.

Am 18ten giengen wir nach Katherinn zurück, wo wir dem Aga, der übrigens beſtändig unſichtbar für uns blieb, unſern Dank abſtatten lieſſen, wir ſchickten ihm ein Geſchenk zu, das er, nach der Sitte der Türken, durch einige Lebensmittel erwiedern zu müſſen glaubte. Am 19ten kamen wir wieder nach Vrumeri, wo wir ein ſchwer mit Getraide beladenes und mit Soldaten von der türkiſchen Marine bemanntes Schiff antrafen, das eben nach Salonichi abſeegeln wollte. Faſt in dem Augenblick, wo wir daſſelbe beſtiegen, trennten wir uns von unſern beiden Albaniern, die uns durchaus bis an das Ufer des Meeres hatten begleiten wollen, und gaben ihnen beim Abſchied Beweiſe von unſerer vollkommenen Zufriedenheit, die ſie auch in der That im höchſten Grade verdient hatten. Der Wind war uns ungünſtig, und als wir ohngefähr die Mitte des Meerbuſens erreicht hatten, erhob er ſich mit auſſerordentlichem Ungeſtüm. Das Schiff war zu ſchwer beladen, und ſeegelte äuſſerſt ſchlecht; wir waren daher genöthigt, in eine kleine Bucht auf der öſtlichen Küſte des Meerbuſens einzulaufen,

ser; und wir die Nacht höchst elend zubrächten, und allen Beleidigungen des bewaffneten Pöbels ausgesetzt waren, der nur dann Muth hat, wenn er fühlt, daß er weit stärker ist, in den eigentlichen Gefechten aber gewöhnlich zuerst die Flucht ergreift. Wir hatten in der That auf dieser kleinen Ueberfahrt mehr auszustehen, als während der ganzen Dauer einer Reise, von der man uns die Gefahr nicht groß genug hatte schildern können. Endlich liefen wir am 20sten Julius gegen Abend in den Hafen von Salonichi ein, und begaben uns sogleich an Bord unserer Fregatte, wo man uns auf das freundschaftlichste empfieng, und uns um so mehr zu unserer Rückkehr Glück wünschte, da sich Gerüchte verbreitet hatten, durch die man unsertwegen in die größte Besorgniß gesetzt worden war.

## Fünf und zwanzigstes und letztes Kapitel.

Abreise von Salonichi — Teufels Inseln — Pelagnig — Serakino und Drómi — St. Elias Berg — Scopóli — Skiatho — Skiro — Allgemeine Bemerkung über den Archipel — Andros — Napoli di Romania — Zurückkunft nach Frankreich — Schluß.

Wenige Tage nach unserer Rückkehr vom Olymp, verließ die Fregatte den Hafen von Salonichi; wir begrüßten im Vorbeifahren noch einmal den alten Wohnsitz der Götter und seine ehrwürdigen Wälder, die wir eben besucht hatten. Sobald das Schiff den Meerbusen verlassen hatte, so fuhr es um die Teufels Inseln herum und steuerte gegen Süden zu. Diese Inseln sind

ſehr klein und eigentlich bloße Klippen; die beträchtlichſte darunter führt den Namen Jura. Sie machen die äußerſte Spitze von einer Kette von Inſeln und Klippen aus, die vor der Einfahrt in den Meerbuſen von Salonichi liegt und ſich von dem großen Vorgebürge Volo, dem alten Demetrium, in Theſſalien, nach Oſten hin bis gegen den Berg Athos über erſtreckt.

Dieſe kleine Inſel Jura und einige andere noch kleinere und ebenfalls ganz unbewohnte liegen nahe bei einer andern Inſel, die zwar, etwas größer, aber doch auch nicht von Bedeutung iſt und von den Griechen Pelagniſi genannt wird. Vor Alters hieß ſie Peparethus, und war in keiner Rückſicht wichtiger als heut zu Tage; doch wurden das Oel und der Wein, die darauf wachſen, für vorzüglich gut gehalten. Die Küſten derſelben haben eine ſolche Menge Einſchnitte, daß ſie ganz zackig ausſehen, und unter ihnen befinden ſich zwei größere und tiefere, die vortreffliche Häfen ſeyn würden, wenn ihre Einfahrt nicht äußerſt eng und beſchwerlich wäre.

In den beiden kleinen Inſeln Serakino und Dromi finden die Seefahrer einen bequemen Waſſerplatz. Zwiſchen ihnen und der Inſel Scopoli liegt mitten in der See ein großer Berg, der den Namen St. Elias führt. Man findet den nämlichen Namen auch noch in mehreren andern Gegenden von Griechenland und zwar ſind es immer die höchſten Berge, die man nach dieſem Propheten genannt hat. Scopoli, oder auch zuweilen Scopelo, das Scopelos der Alten, iſt die vorzüglichſte unter dieſer Gruppe von Inſeln und liegt ſchon ſehr nahe an dem feſten Lande von Griechenland. Sie iſt ſehr fruchtbar und würde ein äußerſt angenehmer Aufenthalt ſeyn, wenn ſie nicht durch die ſchlechte Regierung aller Wohlthaten, womit die Natur ſie überſchüttet hat, wieder beraubt würde. Der Wein von Scopoli iſt noch jetzt einer der beſten im Archipel; nur ſchmeckt er ſehr ſtark

nach Theer, was ihn vielen Menschen durchaus zuwider macht. Bei der Stadt oder vielmehr bei den Flecken, der auf der Insel liegt, ist zwar ein ziemlich tiefer und geräumiger Hafen, allein die Schiffe sind in demselben nicht genug gegen die Stürme geschützt und legen sich daher lieber auf einer großen durch die Insel Scopoli und einige Klippen gebildete Rhede vor Anker.

Die letzte unter diesen Inseln, oder vielmehr diesen Trümmern des festen Landes von Griechenland, und folglich die zunächst an der Küste gelegene, ist die Insel Skiatho, deren Name sich nicht verändern läßt. Sie ist von der Insel Scopoli nur durch einen etwa 2 Stunden breiten Kanal getrennt, und von dem festen Lande ist sie ebenfalls nicht weiter entfernt. Längst der östlichen Küste derselben und zwischen mehrern daselbst gelegenen kleinen Inseln findet man eine Menge vortreflicher Ankerplätze; dies ist aber auch ohngefähr alles, was man von dieser kleinen Insel vortheilhaftes sagen kann.

Seitwärts von der Insel Dromi liegen zwei oder drei Klippen, die man die Brüder (Adelphi oder Fratelli) nennt, und südwärts von der Insel Pelagnisi liegt eine äußerst kleine Insel, die Scangera heißt.

Wir seegelten zwischen den Inseln Skiro und Ipsara durch. Die Erstere ist das alte Königreich des Lycomedes und berühmt durch die Liebesgeschichte Achill's mit der Deidamia. Heut zu Tage ist sie nichts mehr als ein Schauplatz von Elend, auf dem man nur noch hin und wieder einzelne Spuren von der Pracht ihrer alten Gebäude findet. Sie ist mit kahlen und steilen Felsen bedeckt, aber zwischen denselben ziehen sich Thäler hin, über welche die Natur ihr Füllhorn ausgiessen würde, wenn die Insel besser bevölkert, und die Einwohner thätiger oder vielmehr von der Regierung weniger zu Boden gedrückt wären.

Wenn man eine Karte von Griechenland ansieht,

ſo plötzlich auf den erſten Blick bemerken, daß von allen großen Vorgebirgen eine Reihe von Inſeln liegt, die ſich weithin in das Meer erſtrecken, und zwar in der nämlichen Direction, die das Cap hat, vor dem ſie gelegen ſind. Dies ſind ohne Zweifel Gipfel von Bergen, die von der Gebirgskette losgeriſſen worden, und wovon die Vorgebirge ſelbſt nur blos die Ueberreſte ſind, wenn dieſe Bemerkung mit denen zuſammengeſtellt wird, die ich an verſchiedenen Orten in dieſem Werke über den nämlichen Gegenſtand mitgetheilt habe, ſo bleibt kein Zweifel übrig, daß der griechiſche Archipel in ſehr entfernten Zeitaltern ein feſtes Land ausgemacht habe, deſſen Ebenen von dem Meer verſchlungen worden ſind, und von dem heut zu Tage nur noch die höchſten Spitzen hervorragen, als Beweiſe ſeiner uralten Exiſtenz. Sie dienen zu ungeheuren Merkzeichen, wornach der aufmerkſame Beobachter noch jetzt die großen Abſchnitte, die durch dieſe unermeßliche Erdzerreißung hervorgebracht worden ſind, genau beſtimmen kann.

Eine ſehr bedeutende Inſel, Andros, die vormals vor der Halbinſel Egripos, gewöhnlich Negropont genannt, liegt, die ſich wie dieſe gegen Süden zu erſtreckt, iſt ganz unverkennbar eine Fortſetzung von dem Cap Doro. Sie hieng mit der Inſel Tine zuſammen, und dieſe wieder mit Mycone; weiterhin waren aber die Berge weniger hoch oder dauerhaft, und da ſie dem ungeſtümen Andrängen der Fluthen nicht mehr Widerſtand genug leiſten konnten, ſo wurden ſie weggeſchwemmt und in den Abgrund geriſſen. Die Inſel Andros, die ihren alten Namen beibehalten hat, iſt, wie ſchon Arvieux bemerkt hat, durch die Fruchtbarkeit ihres Bodens, und die vorzügliche Güte ihrer Producte eine der merkwürdigſten Inſeln im Archipel; es fehlt ihr nichts als ein guter Hafen und eine vernünftigere Regierung!

Wir fuhren zwiſchen dieſer Inſel und dem Cap Do-

rodurch, ließen die kleine Insel Jura, ehemals Gyarus, in welche die Römer ihre Missethäter zu verbannen pflegten, und etwas weiter hin die Insel Syra, deren Einwohner sämtlich die katholische Religion bekennen, zu unserer Linken liegen, und segelten dann mitten durch die lange Reihe von Inseln, welche sich von dem Cap Colonna aus sehr weit in das Meer hinaus erstrecken und von denen ich, weil ich sie nur von ferne gesehn habe, nichts weiter sagen kann, als daß sie sämtlich sehr unbedeutend sind. Wir warfen endlich die Anker in dem Meerbusen von Napoli, vor der Stadt dieses Namens, die man gewöhnlich Napoli di Romanea nennt, auf der Küste von Morea. Die Stadt und der Hafen werden durch eine ungeheure hohe Festung, zu der man auf einer äußerst steilen Auffahrt hinauf kömmt, und die das Werk der Venetianer ist, vertheidigt. Sie ist eine von den Städten in der Levante, worin der Handel am allerblühendsten ist, und er würde es noch in einem weit höhern Grade seyn, wenn die Türken, anstatt ihn immer mehr einzuschränken und zu erschweren, die Kunst verstanden ihn zu befördern und zu beschützen. Die Schiffe laden hier, wie überhaupt auf der ganzen Küste von Morea, eine ungeheure Menge Oel, und die Olivenbäume machen den vornehmsten Reichthum dieses ganzen Landes aus.

Ich benutze die wenigen Tage, welche die Fregatte in dem Hafen von Napoli di Romanea zubrachte, um einige Streifzüge in das Innere des Landes vorzunehmen; besonders besuchte ich mit außerordentlichem Vergnügen die Stelle, wo einst das alte und berühmte Argos gestanden hat. Wenn wir die Existenz dieser Stadt nicht mit Zuverlässigkeit aus der Geschichte wüßten, so würde man jetzt keine Spur mehr finden, daß sie je erbaut gewesen ist. Die Zeit und die Menschen haben gewetteifert sie zu zernichten, und alle Merkmale ihrer

Existenz zu vertilgen, so groß ist die Macht der Zerstörung; sie zernichtet auch die dauerhaftesten Werke, die für die Ewigkeit gebaut zu seyn scheinen, und verändert unablässig die Gestalt des Erdballs! — Und der Mensch, der durch den Strom der Jahrhunderte in seine Ephemeren Existenz fortgerissen wird, handelt nicht anders als wenn er immer fortdaurend und ewig auf der Erde leben sollte.

Die Fregatte la Mignonne hatte nunmehr ihre Bestimmung in den Levantischen Meeren zu kreuzen, vollendet; wir begaben uns daher auf die Insel Malta und von da nach dem Hafen von Toulon, wo wir am 18. October 1780 um 10 Uhr des Abends, das heißt, nach einer Abwesenheit von beinahe 4 Jahren, die ich mit ununterbrochenen Reisen in größtentheils wenig bekannten Ländern zugebracht hatte, einliefen.

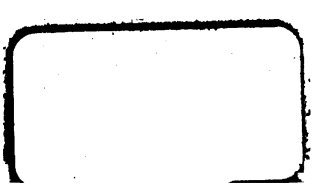
Als ich die Feder in die Hand nahm, um die Merkwürdigkeiten dieser Reise zu beschreiben, so flehte ich den Himmel um Frieden an, nach dem die Menschheit sich sehnte, unter dessen Herrschaft allein Glück und Wohlstand zu finden sind; der Wunsch meines Herzens ist seitdem erfüllt worden, und die Bemühungen des großen Geistes, der über Frankreich wacht, verbunden mit den Heldenthaten seiner Truppen, haben ihm endlich den Frieden verschaft. Ewiger Ruhm denen, die ihn mit Weisheit unterhandelten, so wie denen, die ihn mit Genie und Tapferkeit eroberten. Die Menschheit erhält immer das Andenken an große ausgezeichnete Wohlthaten, und auch diese wird die Dankbarkeit von Jahrhundert zu Jahrhundert in den Annalen der Völker aufzeichnen.

---

ac 43

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

Form 410

NOV 1 0 192